Die deutsche Erziehung

Eine Geschichte der Lebenswerte unseres Volkes und ihrer Verwirklichung an seiner Jugend

Von

Wilhelm Erbt

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
370.943
Erld.

EDUCATION
DEPARTMENT

H 394

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

FEB -2 1955

L161—O-1096

Die deutsche Erziehung

Eine Geschichte der Lebenswerte unsers Volkes und ihrer Verwirklichung an seiner Jugend

Von

Lic. Dr. Wilhelm Erbt

Direktor des Städt. Lyzeums und Oberlyzeums zu Neumünster

Frankfurt am Main
Verlag von Moritz Diesterweg
1920

Alle Rechte vorbehalten.

Printed in Germany

370.943
Er ld

Alfred Theile,

dem lieben Freunde.

509471

Vorwort.

Der Ruf nach einer Neugestaltung des deutschen Bildungswesens geht durch das Land; Vorschläge werden gemacht und lebhaft erörtert. Aber nur gering ist die Kenntnis der Vergangenheit und ihres Anteils an der Gegenwart, vorherrschend das billige Schlagwort und die klingende Redensart. Man möchte die Bausteine der überkommenen Gebäude umschichten: man will abbrechen und umbauen. Allein unbekannt ist den Eifrigen Baugrund, Baustoff und Baugeschichte. Wer geschichtlich Gewordenes angreift, muß sein Wachstum und seine Wachstumsbedingungen übersehen: sonst welkt ihm unter den Händen, die es gut meinen, aber den rechten Griff verfehlen, die Pflanze, die er hochzuzüchten wünscht. Gestorbenes aber vermag der Mensch nicht wieder zu beleben. Das ist die Gefahr der Stunde.

Wir Deutsche bewohnen das Feuchtgebiet Mitteleuropas. Wir haben den Wald der Vorzeit gerodet. Der so gewonnene Ackerboden, aus dem der Regen alle löslichen Pflanzennährstoffe auswäscht, verlangt dauernde Bearbeitung und Pflege. So sind wir in besonderer Weise mit der Flur, die uns trägt und nährt, verwachsen: sie hat uns zur Eigenwüchsigkeit erzogen. Uns ist die Massenwirkung fremd, an die das regenarme Trockengebiet des Morgenlandes seine Bewohner gewöhnt hat; abhold sind wir dem Zusammenschluß, zu dem dort die künstliche Bewässerung des Bodens die Ackerbauer gezwungen, der sie früh zu denkwürdigen Leistungen befähigt hat. Von dort her erhielten wir die Lebensanschauung und die Gemeinschaftsform der Kirche, die sie hütete und weiterreichte. Wir mußten diese Gabe einer fremden Welt unserem Wesen anpassen; und als dies gelungen und das Recht der Umdeutung erstritten, die Eigenwüchsigkeit wiedergewonnen war, da wies uns die Zunahme der Volksmenge die Aufgabe zu, mit Hilfe der Wissenschaft und ihrer Erfindungen uns neue Daseinsbedingungen zu schaffen. Wir scharten uns um die Maschine; sie sicherte uns das Auskommen. Aber zugleich drohte dem einzelnen die Eigenwüchsigkeit verloren zu gehen, als wir uns zusammenschließen mußten, als wir dem Ackerboden entfremdet wurden. Da galt es, sich in dem neuen Lebensstande zurechtzufinden. Allein über dieses Ringen ist der Weltkrieg hereingebrochen und hat uns selbst wirr und irre gemacht. Das ist die Lage der Stunde.

Die Gefahr und die Lage der Stunde gilt es zu bedenken, wenn wir schaffen wollen, was sie gebietet: die Selbsterneuerung unseres Volkes. Von solchen Gedanken aus habe ich die Geschichte der deutschen Erziehung zu erzählen versucht. Diese Erzählung, so knapp gehalten, wie es der Stoff nur irgend gestattete, möchte jedem Arbeitswilligen dienen, der die brennendste Aufgabe der Gegenwart mit angreifen will, vor allem aber dem werdenden Lehrergeschlecht, dem die Zukunft unseres Vaterlandes anvertraut wird. Sie redet deutsch und unvoreingenommen zu Deutschen, bewegt allein von dem Ernste der Stunde.

Neumünster, den 23. Juni 1919.

Lic. Dr. Wilhelm Erbt.

Inhalt.

Seite

Die Erziehung 1

A. Die Erziehung im Zeitalter geistiger Gebundenheit 9

I. Die Zeit des Stammeslebens 9

1. Deutsche Vorzeit 9

2. Die Deutschen als Erben der Mittelmeerwelt (750—1050) 13

II. Die Zeit der Berufsstände (1050—1450) 23

1. Die ritterliche Gesellschaft 23

2. Der Bauernstand 29

3. Die bürgerliche Gesellschaft 31

4. Der geistliche Stand 35

B. Die Erziehung im Zeitalter geistiger Verselbständigung (1450—1800) . 43

I. Der Zeiten ungeheurer Bruch (1450—1600) 43

1. Die neue Gesellschaft 43

2. Die neue Wissenschaft 48

3. Die neue Lebensanschauung 52

4. Die Tage des Gelehrten 58

II. Die Zeit der natürlichen Wissenschaften (1600—1800) 65

1. Die Tage des Weltmannes (1600—1700) 65

2. Die Tage des gebildeten Bürgers (1675—1770) 75

3. Die Tage der Weltbürgerstimmung (1770—1800) 87

C. Die Erziehung im Zeitalter geistiger Verbundenheit 103

Die Zeit des Parteilebens (1800—1918) 103

1. Die Tage völkischen Erwachens (1800—1830) 104

2. Die Tage des jungen Deutschlands (1830—1861) 123

3. Die Tage kleindeutscher Wirklichkeit (1861—1890) 139

4. Die Tage des neuen Reiches (1890—1918) 160

Quellenkunde 210

Die Erziehung.

1. Dasein und Leben. Erkennen heißt urteilen. Indem wir urteilen, zerlegen wir eine uns unmittelbar gegebene Einheit in eine Mannigfaltigkeit, die wir wieder durch unser Urteil zur Einheit verknüpfen. Wenden wir dieses Verfahren auf die Welt an, in der wir uns bewegen, so entsteht uns aus ihrem Eindruck der Gegensatz des urteilenden Menschen und der rings um ihn den Raum erfüllenden Gegenstände: die Grenze zwischen mir und ihnen ist die Oberfläche meines Körpers. Ich befinde mich mitten in dem Vorhandenen, mitten in dem, was mir „vor den Händen" liegt. Wenn ich mich schärfer mit dem Vorhandenen vergleiche, so werde ich gewahr, daß diese Grenzabsteckung eine noch unvollkommene ist. Meine Glieder, ja, mein ganzer Leib, sie gehören nach ihrer Eigenart mit hinein in den großen Zusammenhang des Vorhandenen. Ich kann sie ebenso wie alles Vorhandene zum Gegenstande meiner Wahrnehmungen und Vorstellungen machen. Versuche ich die Grenze schärfer zu ziehen, so scheidet sich das seelisch tätige Ich, eine Inwelt, von der Umwelt, zu der mein Körper samt dem Vorhandenen gehört.

In der Inwelt wie in der Umwelt nehme ich Veränderungen wahr. Wir können dieser Folge nur Herr werden, wenn wir sie zu einer Einheit verknüpfen; ohne eine solche Ordnung bliebe uns die Wirklichkeit ein wildes Gewühl. Da hat uns nun Galilei gelehrt, die Umwelt als ein gewaltiges Triebwerk zu erfassen. Er wollte alles messen, was meßbar ist, und meßbar zu machen versuchen, was es noch nicht ist. Erfolgreich ist sein Verfahren auf alles Geschehen in der Umwelt angewandt worden. Eine Reihenfolge von Zuständen betrachten wir unter dem Bilde der Bewegung und gewinnen so ein Bewegungsgleichnis, ein Gebilde, dessen Maße und Lage mit Hilfe der zeichnerischen Darstellung der analytischen Geometrie wiederzugeben und berechenbar sind. Ein solches Bewegungsgleichnis führt uns daher zuletzt auf eine Bewegungsgleichung, die eindeutig und faßlich den beobachteten Vorgang beschreibt: wir haben die Wirklichkeit draußen in das Maschennetz der Messung und Rechnung gespannt.

Dieses Verfahren läßt sich nicht auf die Veränderungen anwenden, die zwischen der Inwelt und der Umwelt oder innerhalb der Inwelt sich ab-

spielen. Wir blicken in die winterliche Landschaft; die vom Schnee zurückgeworfenen Lichtstrahlen wirken auf unser Auge, die Reizung pflanzt sich im Sehnerven fort und endet schließlich in der Großhirnrinde. Bis hierher handelt es sich um eine Kette von Ursachen und Wirkungen, die als Bewegungsvorgänge, als Ätherschwingungen und chemische Zersetzungen, gedeutet werden können. Wenn ich aber die Reizung mit der Empfindung „weiß" beantworte, so versagt diese sich solcher Deutung. Reizung und Empfindung sind unvergleichlich, obschon die eine der andern notwendig folgt. Wir sprechen in diesem Falle von Ursprung und Ablauf. Die Empfindung hat ihren Ursprung in der Reizung der Großhirnrinde; sie selbst ist der Ablauf dieser Reizung. Weiter wird die Empfindung wieder zum Ursprung eines Gefühls. Das strahlende Weiß der Winterlandschaft löst ein Gefühl der Lust, vom wohlig durchwärmten Zimmer aus betrachtet, eine behagliche Stimmung aus. Jenes Lustgefühl, diese Stimmung stellen den Ablauf der Empfindung dar. Wie ich aber so hinausblicke in die schneeige Helligkeit, bin ich geblendet. Ein Schmerzgefühl läßt mich die Augen schließen. Es ist der Ursprung der inneren Körperreizung, deren letzte Wirkung diese Ausdrucksbewegung ist; jene Reizung selbst aber ist der Ablauf des Unlustgefühls. Doch ich will noch einen Blick in die schweigende Welt draußen tun: ich öffne die geschlossenen Lider. Mein Entschluß ist der Ursprung der inneren Körperreizung, die zuletzt die Bewegung der Augenlider bewirkt; diese Reizung bedeutet den Ablauf meiner Entschließung.

So ist uns ein doppeltes Geschehen gegeben. Durch unsern Leib sind wir eingespannt in das Triebwerk der Welt, unentrinnbar eingegliedert in den Zusammenhang von Ursache und Wirkung: *in unserm Dasein sind wir ein Teil der Umwelt.* Aber darüber hinaus sind uns als unmittelbare Erfahrung andere Vorgänge gegeben: ein Andersgeschehen überläuft das Naturgeschehen. Indem in uns eine starre Folge von Zuständen, die wir uns unter dem Bilde der Bewegung deuten können, in ein unvergleichliches Geschehen ausmündet, indem aus diesem Bereiche wieder Reihen von Bewegungsvorgängen entspringen, werden wir gewahr, daß *das Leben unser Dasein überbaut.*

In unserm Dasein reiht sich Wirkung an Ursache; Umstände beeinflussen vielleicht die Wirkung. Anders ist der Ablauf des Lebens. Eine Empfindung, eine Vorstellung ist gefühlsbetont. Aus einer Erregung entspringt ein Willensvorgang; eine Gemütserschütterung lähmt zeitweise unsere geistige Betätigung. Wir entscheiden, wir entschließen uns angesichts der Beweggründe und Triebfedern unsers Willens. So überströmen und durchströmen, so mischen und entmischen, so stärken und schwächen, so locken und verdrängen sich in uns die Lebenserscheinungen. *Jeder Lebensvorgang*

ist ursprünglich: wir können zwar seinen Ursprung aufzeigen, aber ihn selbst zwingt keine Rechenkunst in eine Bewegungsgleichung, die ihn eindeutig und faßlich beschriebe. Das Leben läßt sich nicht in das Maschennetz der Messung und Rechnung spannen.

2. Das Erleben des Lebens. In unserm Dasein sind wir dem Gesetz von der Erhaltung der Energie unterworfen: wir können körperlich nicht mehr ausgeben, als wir besitzen. Wir können die Energiemenge der Welt weder vermehren noch vermindern. Aber da alles Geschehen, das unser Leib mit seinen Gliedern in der Umwelt zu verursachen vermag, seinen Ursprung in unserm Leben haben, da es aus unserer Überlegung, nach unsern Entschlüssen entspringen kann, so steht uns der entscheidende Einfluß auf die Verteilung vorhandener Energie zu. Der Galeerensklave, an die Ruderbank geschmiedet, gibt unter der Peitsche des Aufsehers seine Kraft restlos an das Schiff ab; allein seine Leistung wird uns nicht das Maß für die menschliche Leistungsfähigkeit überhaupt liefern. Der Feldherr, der nach seinem Plane sein Heer gegen eine Übermacht wirft und sie vernichtet, hat zwar auch nur seine, die Körperkraft eines einzelnen Menschen eingesetzt, aber er hat sie ungleich bedeutender angewandt. Wir können allerdings körperlich nicht mehr ausgeben, als wir besitzen; was wir aber auszugeben haben, können wir mehr oder weniger lebensvoll anlegen. Unter solchem Einsatz unserer Kraft gestalten wir mit an den Daseinsbedingungen, unter denen wir leben: das ist das erhebende Erleben unsers Lebens.

Weil das Leben seinen Ursprung in unserm Dasein hat, so ist es zunächst abhängig von der Anlage und den Zuständen unsers Körpers. Wir sind die leiblichen Abkömmlinge unserer Vorfahren; sie haben uns das Dasein vererbt, über dem sich unser Leben aufgipfelt. Der ermüdete Leib bedarf der Ruhe, der sieche der Schonung. Gifte, krankhafte Veränderungen oder Verletzungen wirken auf unsere Nerven. Der Ablauf seelischen Geschehens kann so gehemmt oder gestört werden. — Durch unsere Geburt sind wir ferner in fest gegebene Verhältnisse im Bereiche des Vorhandenen gestellt: wir sind in dieses Haus, in dieses Land, in diese Zeit hineingeboren. In fest gegebenen Verhältnissen bewegen wir uns während der ganzen Dauer unsers Daseins. — Dabei sind wir, wie schon erwähnt, eingespannt in das Triebwerk der Welt. Wenn ich meine Absicht verwirklichen will, so steht mir zwar scharf und klar das Ziel, der letzte Schritt, den ich zu tun habe, vor meinem geistigen Auge. Aber unsere Glieder müssen Ursache werden, wenn wir wirken wollen. Ich kann nur so vorwärtskommen, daß mein erster Schritt den zweiten, der zweite den dritten, schließlich der vorletzte den letzten bestimmt. Ob

mich dieser letzte Schritt an das geplante Ziel bringt, ob er tatsächlich der vorausgeschaute letzte Schritt ist, inwiefern unterwegs Umstände die vorausberechnete Wirkung beeinflussen werden, läßt sich im Augenblick meines Entschlusses nicht voraussagen. Darum können wir unsere erhabensten Ziele, unsere Ideale, nur anstreben, niemals aber restlos und befriedigend verwirklichen. — Also *aus einem von der Umwelt bedingten Dasein entspringt unser Leben*: das ist *das niederdrückende Erleben unsers Lebens*.

Das Leben ist an das *Selbstbewußtsein* gebunden, wie das Dasein an den Leib. Weil aber das Leben seinen Ursprung im Dasein hat, so bringt der einzelne das Selbstbewußtsein nicht als fertiges Geschenk ins Leben mit, wie auch der Körper der Entwicklung bedarf. Im Ablauf des Lebens erwächst es zur Klarheit und zum Reichtum. Das Kind lernt seinen Leib von dem Vorhandenen unterscheiden; es geht daran, in seiner Umwelt sich eine Vergangenheit zu schaffen und sich um eine Zukunft zu mühen, unterstützt von dem Lebenserbe, das es mit der Sprache und im Verkehr mit den Mitmenschen antritt. So erfahren wir unmittelbar die Entwicklung unsers Lebens: *wir erleben die Lebensentfaltung*.

3. Inhalt und Gehalt des Lebens. Die Grenze, die wir vorhin zwischen der Inwelt und der Umwelt gezogen haben, verlangt jetzt, nachdem wir das Selbstbewußtsein kennen gelernt haben, nach einer letzten genaueren Berichtigung. Wir können auch die Inwelt wieder zum Gegenstande unserer Vorstellungen und Urteile machen. Ich vergegenwärtige mir meine Vergangenheit oder meine Zukunft, untersuche, was ich einst oder gestern oder eben noch wahrgenommen, gefühlt, vorgestellt oder gewollt habe. So springt in mir selbst ein neuer, ein letzter Gegensatz auf: *mein Selbst* und der Bewußtseins- oder *Lebensinhalt*. Dieser, meine geistige Habe, macht, äußerlich angesehen, mein Leben aus; durch ihn bin ich das Ich, auf den ersten Blick zu unterscheiden von jedem andern möglichen Ich. Jenes mein Selbst dagegen ist mein nicht zu übersehender Anteil an dem Bewußtseinsinhalt, meine ihm unauslöschlich aufgeprägte Eigentumsmarke.

Denke ich mir, daß ein anderer mit mir zusammen auf demselben Punkte von denselben Sinnesreizen betroffen wird, so werden gleichwohl unsere Wahrnehmungen und ihre Gefühlsbetontheit verschieden sein. Jeder von uns beiden stellt sich eben in eigener Weise ein, so daß unsere Wahrnehmungen nach Klarheit und Deutlichkeit auseinandergehen müssen und unsere Gefühlseindrücke nicht übereinstimmen können. Jeder wird, was er so erlebt hat, wieder einzigartig in den Zusammenhang seiner bisherigen Erlebnisse ein-

deuten, so daß es als geistiger Erwerb für ihn seine unnachahmliche Bedeutung besitzt. Jener Selbsteinstellung verdankt unser Bewußtseinsinhalt die besondere Gestaltung, dieser Eindeutung seine besondere Fügung. Umgekehrt entspringen die Antriebe, die mich im Unterschied von andern Menschen in meinem Falle vor einem Entschlusse heimsuchen, der eigenartigen Fügung meiner Inwelt. Meine Entscheidung oder Entschließung hängt von der Selbsteinstellung ab, die mich unter den Antrieben, unter den Beweggründen und Triebfedern meines Willens, wählen heißt. So gestaltet sich der Willensvorgang bei jedem in einer ihm eigentümlichen Weise. Mein Selbst, auf das ich bei der Aufnahme meines geistigen Besitzes gestoßen bin, ist also die eigenartige, nirgends so wiederkehrende *Gestaltung und Fügung*, denen sich alles unterwerfen muß, was mein Bewußtseinsinhalt, was Inhalt meines Lebens werden will. *Meine Inwelt ist irgendwie gestaltet und gefügt* und in solcher Fassung erst *meine* Inwelt.

Wenn wir uns fremdes Leben vergegenwärtigen wollen, wie es z. B. der Geschichtsschreiber zu tun gezwungen ist, so können wir uns seinen Ablauf nur als eigenen Bewußtseinsinhalt vorstellen. Wir müssen uns in die fremde Seele versetzen, müssen uns vorübergehend selbst als Besitzer dieser Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühle, Urteile und Entschlüsse denken und fühlen; wir müssen uns einmal einbilden, daß wir selbst diese geistige Welt gestaltet und gefügt haben. Und wir sind dazu imstande, weil der fremde, weil jeder mögliche Bewußtseinsinhalt in irgendeiner, in seiner besonderen Art in dieselbe Gestaltung und Fügung gebracht ist wie der unsrige, in die Gestaltung und Fügung des Selbst. Aus dieser Tatsache folgt im Gegensatze zu der Mannigfaltigkeit der Ursachen im Triebwerke der Umwelt *die schlichte Einheit des Lebens*. Seine bunte Fülle, seine unendlichen Möglichkeiten entspringen dem Geschehen in der Umwelt, dem Boden, aus dem seine Quellen ausmünden, in den sie einmünden. Und doch leben wir alle das eine Leben, überall irgendwie gehalten in seiner Gestaltung und Fügung durch das eine Selbst, in jedem Falle anders in seinen Ursprüngen aus anders verschlungenem Getriebe. Jenes „Irgendwie", die besondere Art, in der der Lebensinhalt eines Menschen lebensvoll gehalten ist, nennen wir seinen *Lebensgehalt*.

Wenn wir für unsere Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühlsäußerungen, Urteile und Entschließungen rückhaltlose Zustimmung erwarten, so bedeutet dieser Anspruch die Gewißheit, daß alle Ich in unserem Falle immer und überall zu *denselben* Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühlsäußerungen, Urteilen und Entschlüssen zu gelangen haben. Jenes eine Selbst also bestimmt uns als das widerspruchslose Sollen, als *das werbende, fordernde, erregende und bewegende Urbild des Ich*, als das Leben, wie

es sein soll. Sein Wesen ist das unbedingte Gelten ohne Rücksicht auf Raum und Zeit. Als reine Gestaltung und Fügung ist es wirklichkeitslos, liegt es jenseits aller begreifbaren Wirklichkeit. Nur soweit gilt unser Leben, nur soweit hat das Leben des einzelnen Ich Wert, als es das Leben, wie es sein soll, tatsächlich darstellt, als es Verwirklichung des Urbildes, als es Selbstverwirklichung unter den gegebenen Daseinsbedingungen ist: nicht der Bewußtseinsinhalt, der, äußerlich angesehen, ein Ich von dem anderen unterscheidet, sondern der Lebensgehalt entscheidet über unser Wesen.

4. Die Lebenswerte und das Lebenserbe. Da wir alle das eine Leben leben, so bedarf es, während jeder Mensch sein besonderes Dasein führt, zu seiner vollen Entfaltung der Gemeinschaft. Das Leben würde im Menschen erlöschen, müßte er dauernd den Lebensaustausch mit anderen entbehren, fehlte ihm dauernd die innere Nötigung, die dem Zusammenleben unmittelbar entspringt, das Leben, wie es sein soll, nachdenkender Betrachtung, das Leben, wie es sich ihm tatsächlich gestaltet, nachdenklicher Prüfung zu unterwerfen. So ist aus reinem Lebensdrange die Völkerschaft aus einzelnen Sippen, der Stamm aus verschiedenen Völkerschaften, das Volk aus mehreren Stämmen erwachsen; so entsteht immer wieder unter uns die Familie. Im Gegensatze zu diesen wüchsigen Lebensgemeinschaften bedeutet der Staat die willkürliche Lebensgemeinschaft der Bevölkerung eines fest umgrenzten Gebietes, die schöpferische Gründung des Lebenswillens. Andere willkürliche Lebensgemeinschaften entstehen auf dem Grunde desselben Glaubens, Standes und Berufes, gemeinsamer Beschäftigung und Ziele. Dabei vermag schöpferischer Lebenswille auch alle wüchsigen Lebensgemeinschaften bestimmt zu gestalten: was aus einer Ehe wird, hängt von den Gatten ab; Führer geben der Sippe, der Völkerschaft, dem Stamme, dem Volke Lebensgehalt.

Das Zusammenleben zwingt zur Selbstbesinnung: wir suchen uns des Wirklichkeitslosen im Urteil ebenso zu bemächtigen, wie wir die Wirklichkeit zu erfassen uns bemühen. Wir fragen nach der Geltung unserer Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühlsäußerungen, Urteile und Entschließungen: wir beurteilen unser Leben. Wir suchen hinter den Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühlsäußerungen, Urteilen und Entschlüssen den Menschen, der wahrnimmt, vorstellt, fühlt, urteilt und sich entschließt, und in dem Menschen seinen Lebensgehalt. So gewinnen wir Ausdrücke für das Wirklichkeitslose: wir entwerfen ein Abbild des zeitlosen Urbildes, zeichnen ein Selbst, wie wir es unter den fest gegebenen Daseinsbedingungen

zu verwirklichen uns sehnen. Diese Versuche, das Unfaßbare zu erfassen, das Unaussagbare auszusagen, nennen wir Lebenswerte.

Jedes Zeitalter hat in immer erneutem Ringen die Lebenswerte darzustellen unternommen. Man wollte klar und deutlich zu sagen wissen, was heilig, gut, schön und wahr, was eine Tugend oder ein Lob zu nennen sei. Die Gesamtheit aller Lebenswerte einer Zeit stellt ihren Lebensgehalt dar; ihre Tiefe bestimmt ihre Lebensrichtung. Allein, was je und je bei den Menschen als Lebenswert gegolten, war immer nur der zeitgemäße Ausdruck des Wirklichkeitslosen, der vergängliche Ertrag ihrer Mühe um das ewige Urbild. Neue Geschlechter haben, unter dem Einfluß veränderter Daseinsbedingungen das Leben selbst im Bereiche ihrer Lebensgemeinschaften anders als ihre Vorgänger erfahrend und deutend, die Lebenswerte früherer Tage verworfen, berichtigt und ergänzt. Wenn wir die Schicksale eines Volkes betrachten, so ziehen zugleich an uns die Lebenswerte vorüber, die es sich im Wechsel der Zeiten vorgesetzt und zu verwirklichen gemüht hat: die Geschichte übermittelt den Nachfahren das Lebenserbe, das die Vorzeit dem Leben, wie es sein soll, abgewonnen hat.

Wohl enthält das Lebenserbe viel veraltetes Gut, Lebenswerte, die einst ihrer Gegenwart als großartige Errungenschaften erschienen, die aber von der weitereilenden Zeit längst überholt sind und darum den späten Enkeln altfränkisch vorkommen. Aber gleichwohl ist das Lebenserbe nicht wertloses Gut: mit ihm steigt unsere Vorzeit selbst zu neuem Leben empor. Licht und Schatten sind wieder da, wie ehemals. Wir brauchen den mühsamen Weg, den unsere Vorfahren gegangen, nicht noch einmal selbst zu beschreiten; so allein können wir die Werte schaffende Arbeit dort wieder aufnehmen, wo die Väter sie ihren Söhnen hinterlassen haben.

5. Die Erziehung als Wertverwirklichung. Nicht fertig, sondern hilflos und hilfsbedürftig tritt der einzelne Mensch ins Dasein und ins Leben. Daher hat das erwachsene Geschlecht die Pflicht der Hilfeleistung, der Erziehung gegen das heranwachsende. Sie ist das Unternehmen, werdende Menschen mit den Lebenswerten zu erfüllen, die die Erwachsenen an sich erprobt und bewährt gefunden. Sie will den Zögling zur Selbstverwirklichung unter den ihm gegebenen Daseinsbedingungen befähigen. Erziehung ist Wertverwirklichung. Da aber die Lebenswerte vergängliche Schöpfungen sind, tastende, immer wieder überholte Versuche bedeuten, das Wirklichkeitslose zu umschreiben, so ist Erziehung selbst nicht eine fertige Lösung, sondern eine immer neu, mit immer neuem Inhalte zur Lösung gestellte Aufgabe.

Als solche hat sie ihre Geschichte. Die Geschichte der Erziehung

zeigt uns, wie die verschiedenen Zeiten die ihnen gestellte Aufgabe zu lösen versucht und gelöst haben. Sie hat daher nicht bloß zu erzählen, wie vergangene Geschlechter ihrer Pflicht gegen die Unmündigen nachgekommen sind, sondern zugleich auch die Lebenswerte herauszustellen, die sie an diesen zu verwirklichen unternommen haben.

Die Geschichte der deutschen Erziehung wird uns einen Blick in die wechselnden Daseinsbedingungen unseres Volkes im Ablauf der Zeiten gewähren. Wir werden unter ihrer Führung das Lebenserbe mustern, das die Vergangenheit der Gegenwart erworben. Wir werden zu einer Wertung der Lebenswerte gelangen, in denen sich dem Deutschen das Leben, wie es sein soll, je und je dargestellt hat, zu einer geschichtlich begründeten Selbsterkenntnis.

Nur aus der Fülle der Zeiten kann das Heute bei sich selbst einkehren; ohne den Seherblick der Vergangenheit ist es blind. Hat uns eine Einkehr bei unserer eigenen Geschichte sehend gemacht, so werden wir mit offenen Augen der Aufgabe ins Antlitz schauen, die uns selbst gestellt ist, Unmündige mündig zu machen, Erzieher, Wertverwirklicher an dem erwachenden Leben unserer Tage zu werden, mitzuarbeiten an der Selbsterneuerung unseres Volkes.

A. Die Erziehung im Zeitalter geistiger Gebundenheit.

I. Die Zeit des Stammeslebens.

1. Deutsche Vorzeit.

1. Die germanische Völkerschaft, ihre Eigenart und ihre Lebenswerte.

Über ein weites Gebiet des heutigen Deutschlands hatten sich zu Beginn unserer Zeitrechnung die Germanen ausgebreitet. Allein hier erlaubten nur die Nordseemarschen und die mit Graswuchs bedeckten Steppen und Heideflächen in der Mitte des mächtig ausgedehnten Urwaldes, der sich als Feind den Menschen entgegenstellte, die Besiedlung. Dazu behinderten die uferlosen Flüsse mit ihren Brüchen und Sümpfen den Verkehr. So schlossen sich die Bewohner zusammenliegender Anbaugebiete zur Völkerschaft zusammen. Auf sich selbst gestellt, mußte sie ihren Boden und Besitz gegen die Nachbaren behaupten, die, oft selbst wieder bedrängt, vorwärts drängten, wenn Übervölkerung zum Abwandern nötigte. Caesar hatte mit seiner Eroberung Galliens die kriegerische Ausbreitung nach dem Westen zum Stillstand gebracht. Tacitus fand daher um das Jahr 100 n. Chr. unsere Vorfahren in festen Sitzen.

Ein kerngesunder Menschenschlag, besaßen die Germanen als Mitgift der Natur eine gewisse Eigenart. Bezeichnend für sie ist die eigentümliche Verbindung einer oft ungezügelten, schwer zu zügelnden Leidenschaftlichkeit mit geheimnisvollem Ernst und seltsamer Tiefe des Empfindens.

Wollte sich die germanische Völkerschaft auf ihrem Boden und in ihrem Besitze behaupten, so mußte sie von dem Manne Tapferkeit verlangen. Der Mann wurde daher nach seiner kriegerischen Leistungsfähigkeit eingeschätzt. Die Familie und die Sippe waren ihr die Bürgen für seine Haltung. Die Waffenführung wurde zum Lebensberuf des Freien; die Jagd diente der Übung und Stählung seines Körpers. Daher wundert sich der Römer über das Nichtstun, Schlafen und Schmausen der Tapfern, die gerade keine Heerfahrt oder Jagd beschäftigt: „seltsamer Widerspruch der Gemütsart, daß dieselben Menschen den Müßiggang lieben und die Ruhe

haſſen". Der einzelne hing mit ſeinem Wohl und Wehe von der Volksgemeinde ab; er wurde zum Elenden, ſchutz- und haltlos, wenn ſie ihn verſtieß.

Während die Völkerſchaft in ſtrenger Zuchtübung die ganze Leidenſchaftlichkeit des Mannes für ihre Sicherung ausnutzte, forderte ſie von dem Weibe Keuſchheit und Treue.

2. Germaniſche Erziehung und römiſcher Einfluß. Um die ſchlichten Lebenswerte männlicher Tapferkeit und weiblicher Keuſchheit und Treue an der heranwachſenden Jugend zu verwirklichen, bedurfte es keiner beſonderen Erziehungsſtätten. Knaben und Mädchen ſahen den Erwachſenen die Fertigkeiten ab, die ſie, die Männer im Kriege und auf der Jagd, die Frauen im Haushalt, einmal meiſtern mußten. Vorbild und Beiſpiel führten die Jugend in ihre künftigen Aufgaben ein. Die einfachen Fragen der Lebensanſchauung beantworteten ſich ihr aus den Geſprächen und im Verkehr mit den Erwachſenen. Die Ausbildung des Jünglings ſchloß mit der feierlichen Wehrbarmachung vor der Volksgemeinde. Eine weitere Schulung, vor allem die Vollendung der Weſensbildung, brachte zuletzt die Zugehörigkeit zum Gefolge eines Fürſten. Hier lernte der Eigenwillige ſich fügen; zugleich aber bekam ſein Leben beſonderen Gehalt. Mannentreue dem Herrn zu halten, forderte die Ehre und machte Ehre; die Loſung Treue um Treue verkettete Führer und Leute.

Nach der Niederlage im Teutoburger Walde gab Rom den Plan auf, die Germanen zu unterwerfen und ſie ihres Volkstums gewaltſam zu berauben. Man begnügte ſich mit der Sicherung der Reichsgrenze und erwartete den Sieg von dem allmählichen Eindringen römiſchen Weſens. Römiſche Ziviliſation ſollte „die ungeſelligen Wilden", die dem Schwerte widerſtanden hatten, bändigen. In der Tat bezeugt die ſtattliche Zahl der lateiniſchen Lehnwörter in der deutſchen Sprache den großen Einfluß der Fremden, die ſich zur friedlichen Eroberung anſchickten. Sie brachten zwar manches Neue, ſehr oft aber auch nur Gegenſtände, die der Germane ſchon beſaß. Grabfunde zeigen uns, daß wir die Kunſtfertigkeit ſelbſt der Urzeit nicht unterſchätzen dürfen; da finden wir eigenes Denken und eigene Art ſcharf ausgeprägt. Der Erwerb der fremden Sachen war jedoch oft bequemer als die mühſame Heimarbeit.

3. Der Völkertag der germaniſchen Stämme. Trotz mancher Erfolge führte der Weg friedlicher Durchdringung die Römer nicht zum Ziele. Die Einſchnürung des ſich raſch mehrenden Volkes verhütete die ſchließliche Niederlage germaniſchen Weſens. In der Not ſchloſſen ſich die vielen Völkerſchaften zu wenigen großen Stämmen zuſammen: ein

bedeutsamer Fortschritt über die anfängliche Zersplitterung hinaus war erreicht.

Nach dem Mongolensturm, der Italiens Schicksalsstunde vorbereitete, brach der große Völkertag der germanischen Stämme an. Um 500 saßen Wandalen in Nordafrika, Sweben und Westgoten in Spanien und Südwestgallien, Ostgoten in Italien, Franken in Nordgallien und Westdeutschland, neben ihnen im Norden Friesen, Sachsen und Thüringer und im Süden Allemannen (Schwaben) und Bayern. Das Mittelmeer hieß die Wendelsee nach den seebeherrschenden Wandalen. Allein ein großer Aufwand kostbarster germanischer Kraft wurde vertan: die Ostgermanen vernichtete der Sturm der Völkerwanderung.

Da war es Schicksalsgunst, daß die Westgermanen in dieser allgemeinen Umwälzung unter der Vormacht der Franken feststanden. Der Schwung, den der große Völkertag für die germanischen Stämme brachte, wurde ebenso wie das Erlöschen ihrer Sterne ihr Erlebnis. Aus ihrer Mitte erstanden die Dichter, die den tief erschütternden Übergang von Glanz und Glück zu jammervollem Verderben zu ergreifenden Sagen zu gestalten wußten. Bis zu den Tagen Karls des Großen gingen diese Lieder von Mund zu Mund. Als aber dann eine neue Zeit mit einer neuen Lebensanschauung und einem neuen Bildungsschatze heraufzog, erlahmte zwar die Teilnahme für sie in den führenden Kreisen. Aber bis in den Anfang der Neuzeit hinein blieb der Stoff der Heldensage, vom Spielmann durchs Land getragen, in den Niederungen des Volkes lebendig, bestimmte hier mit das Denken und Fühlen und wirkte auf das Herz der heranwachsenden Jugend ein. In den Tagen der Staufer gab ein unbekannter Dichter im Nibelungenliede der Lebensanschauung und Lebensgestaltung der ritterlichen Gesellschaft bezeichnenden Ausdruck und ihr selbst eine Vergangenheit: der Ritter der Gegenwart „sah sich ans Ende der stolzen Reihe der Recken der Vorzeit geschlossen, froh von ihren Taten, ihrer Größe unterhalten"; er konnte „sich aus ihrer Zahl den Helden wählen". Dem 19. Jahrhundert endlich gingen die Lebenswerte wieder auf, die in der deutschen Heldensage beschlossen sind; seitdem leistet sie wieder, ein Lebenserbe aus der Vorzeit, der Erziehung kostbare Dienste.

4. Ein Bild aus der Übergangszeit. In die Übergangszeit, die ins helle Licht der Geschichte überleitet, versetzt uns das Hildebrandslied. Zwischen zwei Heeren treffen Vater und Sohn in voller Rüstung zusammen. Jener naht von Osten mit seinen Leuten als Feind, dieser schirmt mit den Seinen die Grenze. Da soll ein Zweikampf der Führer die Schlacht einleiten. Die beiden Kämpfer stehen nicht für sich auf

der Heide, sie stehen für die feindlichen Heere. Die Gebundenheit des einzelnen an das Leben seines Stammes erfahren sie mit erschütternder Grausamkeit. Hildebrand wäre der feigste seiner Leute, wollte er den Kampf verweigern, den der Gegner so stürmisch verlangt; und Hadubrand darf von seiner Forderung nicht zurücktreten, da ihn und die Seinen des Feindes Erklärung nicht überzeugt hat; sie meinen ja die sichere Kunde vom Tode Hildebrands zu besitzen.

Das Schicksal des Alten wirkt doppelt ergreifend, wenn wir den Rückblick auf sein Leben von dem Jungen erhalten, wenn wir zusammen mit dem Vater lauschen, wie man in der Heimat das Andenken des Vertriebenen bei dem heranwachsenden Sohne gepflegt hat. Man hat ihm des Erzeugers Treue gepriesen, die ihn Haus und Heimat, die junge Gattin und das unmündige Kind verlassen hieß, um dem freundlosen Könige ins Elend zu folgen. Man hat ihm die vorbildliche Tapferkeit des Vaters gerühmt, „der stets an des Volkes Spitze, dem Fechten immer zu lieb war." Der Dichter läßt es uns erleben, wie sich ein Geschlecht an dem anderen bildete.

Als Hildebrand keinen Ausweg sieht, den Kampf gegen den eigenen Sohn zu vermeiden, übermannt ihn der Schmerz. In einem solchen Augenblicke völliger Ratlosigkeit wendet sich der Mensch an die Gottheit; da kommt es an den Tag, was er an ihr besitzt, was sie ihm bedeutet. So läßt auch der Dichter den Alten den Herrgott anrufen. Aber nicht ein Gebet, nicht ein Hilferuf entringt sich seinem Munde, sondern nur ein Wort verzweifelter Klage. Er wirft einen Blick auf die mühselige Vergangenheit, um die Qual der Stunde ganz zu ermessen. Der Gott, den er anruft, soll Zeuge seines Leides, er will in höchster Not nicht allein sein. Wenn Wehgeschick sich erfüllt, sind auch die Götter machtlos. Sie bestimmen nicht das Schicksal; Götter und Menschen sind dem Verhängnis willenlos unterworfen. Hier offenbart sich uns die Tragödie der germanischen Lebensanschauung. Man hatte hinter der sichtbaren Welt eine unsichtbare geahnt, die jene bewegt. Das kindliche Gestalten hatte die Natur ringsumher beseelt. Solange sich der Mensch nur von ihren Gewalten abhängig fühlte, hatte er sich in der Not an das Herz jener von ihm erschaffenen Wesen geflüchtet, ihren Zorn zu besänftigen, ihre Zuneigung zu gewinnen sich bemüht. Allmählich aber entdeckte der Germane, daß nicht alle Not von außenher kommt; er fühlte, daß ein unbegreifliches Walten das Leben des einzelnen aus Schmerz und Lust, aus Sorge und Hoffnung zusammenfügt. Dazu beobachtete er, daß auch die Naturgewalten nicht willkürlich schalten dürfen, daß auch ihnen eine geheimnisvolle Hand Zeit und Stunde vorschreibt. So erwachte in ihm der Gedanke an eine Macht, der Erde

und Himmel unterworfen sind, die rücksichtslos nach rätselhaftem Schlusse waltet. Wenn der Mensch bis zu solcher Erfahrung gekommen ist, dann beginnt er die Götterwelt, die er bis dahin verehrte, zu verklären, ihren Gestalten die sittlichen Beweggründe anzudichten, die ihn selbst und seine Mitmenschen in ihren Lebensgemeinschaften bestimmen: es beginnt die Versittlichung der Religion. Bis zu dieser Entscheidungsstunde waren die Besten unserer Vorfahren gelangt: da vertauschten sie die altväterliche Religion mit dem Christentum, sie traten das Lebenserbe der Mittelmeerwelt an. Das aber bedeutete für sie eine Umwertung aller Werte.

2. Die Deutschen als Erben der Mittelmeerwelt (750—1050).

1. Die Erben der Mittelmeerwelt. In den Germanen hatte ein zukunftssicherer Menschenschlag den Boden des greisenhaft gewordenen Römerreiches betreten. Aber ihnen fehlte die Einheit; im Sturm der Völkerwanderung sind germanische Stämme immer nur mit Hilfe ihrer Blutsverwandten besiegt oder vernichtet worden. Auch fürderhin blieb der einzelne an seinen Stamm gebunden. Daher konnte eine Zusammenfassung auf dem Wege friedlicher Verständigung, wie sie Theoderich der Große angestrebt hatte, nicht gelingen. Sie ließ sich nur so verwirklichen, daß ein Stamm den andern unterwarf. Nachdem die Franken Gallien gewonnen hatten, unternahmen sie von dort Kriegszüge über den Rhein; Alemannen, Thüringer und Bayern wurden überwunden. Aber seit der Mitte des 6. Jahrhunderts erlahmte ihre Kraft. Innere Fehden, die sittliche Verwahrlosung der Merowinger verschuldeten diesen Niedergang. Erst das Herrscherhaus der Karolinger führte die Einigung aller Westgermanen herbei. Nach blutigem dreißigjährigem Ringen bändigte Karl der Große die Sachsen, die sich so hartnäckig dem Anschlusse an das erneuerte Frankenreich widersetzten. Dazu nahm er am Weihnachtstage 800 auch den Namen des römischen Imperators an. Die Germanen hatten äußerlich das Erbe der Mittelmeerwelt angetreten.

Das Schwert hatte den Gesamtstaat der Germanen geschaffen; nicht ein unmittelbarer Lebensdrang hatte sie zusammengeführt. Zugleich war ein Weltreich entstanden. Da genügte die Mannentreue nicht mehr, wie in den bescheidenen Verhältnissen des Stammes, den einzelnen an das Oberhaupt zu binden und so alle Glieder des Ganzen zusammenzuschließen. Das Ersatzmittel für das fehlende völkische Gemeinschaftsgefühl glaubte Karl in dem Erbe der Mittelmeerwelt zu finden. Er versuchte es zum gemeinsamen Lebensgut der Reichsangehörigen zu machen.

Dieses Erbteil bestand in einer Lebensanschauung, die eine hierarchisch gegliederte Heilsanstalt, die katholische Kirche, hütete, und in einem Bildungsschatze, der sich in den Händen ihrer Geistlichen befand.

2. Das Erbe der Mittelmeerwelt:

a) Die Lebensanschauung.

Schon früh waren die Germanen mit dem Christentum bekannt geworden. Das beweisen die griechischen Lehnwörter „Kirche, Pfaffe, Pfingsten" in unserer Sprache. Aber erst die irischen und angelsächsischen Prediger überwanden den einheimischen Glauben. Sie brachten nicht die schlichte Verkündigung Jesu, eine Gesinnungsreligion, sondern die Lebensanschauung und die kirchlichen Gebräuche, die sich die wirre Gesellschaft des absterbenden Römerreichs für ihre Bedürfnisse aus seinem Evangelium geformt hatte.

Vor der Entdeckung, daß Götter und Menschen ein rätselhaftes Schicksal zwingt, war der alte Glaube zusammengebrochen; er konnte das erschütterte Herz über sie nicht hinwegtragen. Da löste die neue Predigt das Rätsel des Schicksals. Sie verkündete ein neues Weltbild: neben den Himmel stellt sie die Hölle. Die Heere der beiden Reiche fechten um die abgeschiedene Seele des Menschen:

Êâr sô sih diu Sêla in den Sind arhevit
enti si den Lîhhamun likkan lâzzit,
so quimit ein Heri fona Himilzungalon,
daz andar fona Pehha: dâr pâgant siu umpi.
Sorgên mac diu Sêla, unzi diu Suona argêt,
za wederemo Herje si gihalôt werde.

Der Mensch vermag also dafür zu sorgen, zu welchem Heere seine Seele geholt wird. Die Vorbedingung für den Gewinn des Himmels ist, „daz er Kotes Willun kerno tuoe". Versäumt er irgendwie die Erfüllung der Gottesgebote, so besteht noch die Möglichkeit, daß er das Vergehen wieder gut macht:

Dâr ni ist sô listic Man, der dâr iowiht arliugan megi,
daz er kitarnan megi Tâto behheina,
niz al fora demo Khuninge kichundit werde,
ûzzan er iz mit Alamuasanu furiilti in Werolti
enti mit Fastûn dio Virinâ kipuazti.

(Muspilli).

Vier Gedanken fügen sich hier zu einer Lebensanschauung zusammen: der Gedanke eines Gottesgesetzes, des Richtergottes, der an die Gesetzesübertretung geknüpften Strafen und der Mittel, Befreiung von diesen Strafen zu erwirken. In dieser Lebensanschauung stammt nur ihr sittlicher

Ernst aus Jesu Verkündigung: „Trachtet nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit!“ Dagegen bezeichnet sie als Ziel alles sittlichen Strebens eine sinnliche Glückseligkeit, ein Leben ohne Tod in nie erlöschendem Lichte, in einer Wohnung ohne Sorge und Siechtum. Ein solches Ziel hatte einst die Armen und Elenden in den düsteren Gassen der römischen Weltstädte, wo die Not zusammengepfercht hauste, aus denen Kummer und Krankheit nicht wich, aufrecht erhalten. Seine greifbare Anschaulichkeit sprach aber auch eindrucksvoll zu dem kindlichen Empfinden der Germanen, das sich bereits selbst eine Heldenwohnung in seliger Höhe erträumt hatte. Dazu wurde dem einzelnen das Gefühl gegeben, daß er Meister seines Schicksals sei. Der Kampf der Geisterheere um die Seele ist im Grunde schon entschieden durch ihr Vorsorgen auf Erden.

Indem nun die Kirche den Laien beriet, wie er Gottes Willen zu tun und Frevel mit Almosen und Fasten zu büßen habe, wurde sie seine Leiterin und Herrin. Aus dem Osten stammend, hatte sie ihren hierarchischen Aufbau als *Heilsanstalt* dem Judentum entlehnt; auf dem Boden des Römerreiches erwachsen, hatte sie den *Gedanken der Weltherrschaft*, der mit ihm zugleich aufgestiegen war, übernommen. In jedem Christen sah sie ihren Untertan, dessen Heil von ihr allein abhing, der darum ihr seinen Willen zu unterwerfen hatte. *Gehorsam und Demut waren die neuen Lebenswerte*, die die Kirche mit ihrer Gesetzesreligion vor die Seele der Germanen stellte.

b) *Der Bildungsschatz.* Als das Christentum die Mittelmeerwelt eroberte, fand es die herrschenden Klassen im Besitze der sogenannten *enzyklopädischen Bildung*. In den hellenistischen Staaten hatte man einen Umriß der Wissenschaften zusammengestellt, deren Beherrschung für den geselligen Kreis notwendig erschien. Diesen Bildungsschatz hatten *die Römer* übernommen, als sie ihr Weltreich begründeten. Den Elementarunterricht überließ man dem Hause, mochte ein Sklave dort die Kinder unterrichten oder irgendein gering geschätzter Lehrer, dürftig vom Schulgelde lebend, die Kleinen versammeln. Für den Unterricht in den artes liberales, d. h. in den einem Freien angemessenen Fächern, sorgten Grammatiker und Rhetoren, die sich der öffentlichen Unterstützung erfreuen durften. Sie trieben mit ihren Schülern Grammatik, Rhetorik und Philosophie, lasen und erklärten ihnen die Werke lateinischer und griechischer Schriftsteller, lehrten sie die Mittel richtiger Rede und veranstalteten mit ihnen Redeübungen und vermittelten ihnen eine Welt- und Lebensanschauung. Dazu behandelten sie Musik, Geometrie, Arithmetik und Astronomie. So bildeten sie den Knaben zum Staatsbürger; er sollte ein Meister öffentlicher Rede werden. Wie das

römische Leben so ganz auf die Wirkung des Wortes angelegt war, zeigt Suetons Bemerkung, daß der Kaiser Augustus wichtigere Gespräche selbst mit seiner Gattin nicht aus dem Stegreife, sondern nach schriftlicher Vorlage führte. Umfaßte das Römerreich zuletzt den bekannten Erdkreis, so wollte der Gebildete Mensch im Vollsinne des Wortes, ein Wesen, zweckmäßig eingeordnet in den zweckmäßigen Zusammenhang des Weltreichs, sein; mit dem Begriffe Humanität umschrieb er die Lebenswerte, die die Erziehung an der Jugend zu verwirklichen unternahm.

Die christliche Kirche tastete diesen römischen Bildungsschatz nicht an. In den ersten Jahrhunderten, als sie noch mit dem Eintritt Erwachsener rechnen mußte, richtete sie für die Neulinge einen Unterricht zur Einführung in ihre Glaubenswelt ein. So wurden alle Taufbewerber unterschiedslos vom Katecheten belehrt. Der Gedanke einer geordneten Erziehung sämtlicher Glieder einer Lebensgemeinschaft ohne Rücksicht auf ihre Herkunft wurde hier zum ersten Male verwirklicht. Allein als die Kindertaufe aufkam, hörte diese Unterweisung auf, — ein Beweis, daß jener Gedanke in seinem tiefen Ernste nicht erfaßt, sondern nur aus augenblicklicher Zwangslage heraus gefaßt war.

Dafür erstand der Kirche in den Klöstern eine Pflegstätte christlicher Wissenschaft. Diese wollten ja eine geschlossene Lebensgemeinschaft darstellen; sie mußten daher auf die Heranbildung eines Nachwuchses bedacht sein. So nahmen sie denn Knaben oder Mädchen auf, erteilten ihnen den Elementarunterricht und bildeten sie weiter auch in den weltlichen Fächern aus, soweit sie ihnen von Nutzen zu sein schienen. Auf diese Weise überlieferten sie, als die Mittelmeerwelt zusammenbrach, ihr geistiges Erbe als großes Bruchstück den Nachfahren.

Im Frankenreiche führte der Bischof Chrodegang von Metz um 750 angesichts der Verwilderung der Priesterschaft die klösterliche Lebensordnung auch für den ihm unterstellten Klerus ein. Damit begann eine geregelte Ausbildung auch des Nachwuchses der Weltgeistlichen nach dem Muster der Klosterschulen in Dom- oder Stiftsschulen. In dem Bildungsschatze, wie man ihn bruchstückartig aus dem großen Zusammensturze der Mittelmeerwelt gerettet hatte, besaß der geistliche Stand das Mittel, sich die geistige Überlegenheit über die Laien zu sichern.

3. Die karolingische Renaissance. Um sein Weltreich innerlich zu festigen, griff Karl der Große den Gedanken des Gottesstaates auf, den Augustin entworfen, dessen Aufgabe es ist, für das Seelenheil seiner Glieder zu sorgen, dessen frommer Fürst geistliche und weltliche Gewalt in seiner Hand vereinigt, um jene Aufgabe zu lösen. Dazu versuchte er

selbst die Gegensätze auszugleichen, die in dieser Verbindung von Weltreich und Gottesstaat beschlossen waren.

In seiner Lebenshaltung war Karl der germanische Heerfürst. An der Spitze eines zahlreichen Gefolges durchreitet er das weite Reich, um in den einzelnen Pfalzen die Erträge der königlichen Güter zu verzehren. Da strömen die Bittsteller zusammen, da nahen Boten oft aus großer Ferne. Ein buntes Leben und Treiben erfüllt den Herrschersitz, dessen Mittelpunkt der Saalbau des altgermanischen Fürsten ist. An die neue Zeit aber mahnt die Kapelle, die Laubengänge mit dem Saale verbinden. Kirche und Saal sind nach römischem Vorbild aus behauenen Steinen geschichtet, die Obergeschosse der Wohnräume und die Nebengebäude dagegen in heimischer Art aus Holz gebaut. Des Kaisers Herz hängt an seinen Kindern. Die Söhne üben sich früh im Waffengebrauch und begleiten den Vater, wenn er mit seinem Gefolge in den deutschen Wald zu fröhlicher Jagd aufbricht. Die Töchter aber sitzen nach guter, alter Sitte daheim am Spinnrocken. In den Mußestunden lauscht der Herrscher mit seinem Gefolge im Königssaal den alten Heldenliedern, die er eifrig sammeln und aufzeichnen läßt.

Diesem urwüchsigen Treiben gesellt sich ein seltsamer Eifer für römische Bildung zu. In schlaflosen Nächten versucht sich der Kaiser in der Kunst des Schreibens; man findet ihn, wenn die Staatsgeschäfte es zulassen, in der Gesellschaft gelehrter Männer, die er an seinen Hof gezogen. Unter dem Gefolge befindet sich der Angelsachse Alkuin und der Lombarde Paulus Diaconus. Ein reger Briefwechsel verbindet ihn mit diesen Freunden, als er sie hat aussenden müssen, überall in dem weiten Reiche Bildungsstätten zu begründen. Ein Einhard gibt später ein Lebensbild Karls in der Art von Suetons Lebensbeschreibungen der römischen Imperatoren. In der Tat, der Hof des Kaisers Augustus scheint wieder erwacht zu sein. Die Hofschule unter Alkuins Leitung sorgt dafür, daß sich auch auf das junge Volk die Begeisterung der Alten für die Welt vererbt, die da aus dem Schutt vergangener Zeiten neu erstehen soll; und Karl selbst erscheint, um sich an den Fortschritten der Schüler und Schülerinnen zu erfreuen. Er ermahnt Bischöfe und Äbte, sich der Bildung des heranwachsenden Geschlechtes anzunehmen; die Beherrschung der lateinischen Sprache erschließe erst das Verständnis der Bibel. Sie werden angehalten, für die künftigen Pfarrer und die Söhne der Grundherren Kloster-, Dom- und Stiftsschulen einzurichten. Schließlich eingedenk, daß sein Gottesstaat die Aufgabe hat, für das Seelenheil aller seiner Mitglieder zu sorgen, schärft Karl allen Geistlichen ein, daß sie ihre Pfarrkinder den Glauben und das Vaterunser lehren. Fasten und Schläge bedrohen Träge und

Nachlässige. An allen Pfarrhöfen aber sollen Chorschüler im Lesen und Singen unterwiesen und so zu Gehilfen beim Gottesdienst herangebildet werden. Der Gedanke der religiösen Volksbildung wurde so zum ersten Male ausgesprochen.

In den Kloster-, Dom- und Stiftsschulen folgte auf den Elementarunterricht die Unterweisung in den sieben freien Künsten. Die Grammatik vermittelte die Wortkenntnis, die Dialektik den denkgemäßen Bau und die Rhetorik die Kunst lateinischer Rede, vor allem ihre Anwendung bei der Abfassung von Schriftstücken aller Art, wie sie von dem künftigen Geistlichen oder Grundherrn gefordert wurden. Im Römerreiche sollte einst dieser Lehrgang zum Meister öffentlicher Rede machen; in dem neuen germanischen Weltreiche, dem ein öffentliches Leben fehlte, konnte man mit ihm nur eine rein äußerliche Schulung der Geister erzielen; man hatte ihren mühsam erworbenen Fertigkeiten kein Feld zu erfolgreicher Betätigung zu bieten. Eigenes durfte man von solchen Schülern später nicht erwarten. Auch die wenigen, die vom Trivium zum Quadrivium aufstiegen, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie trieben, erweiterten nur ihr Wissen um die kirchliche Festrechnung, um eine sehr einfache Länderkunde und um eine Art musikalischer Zahlenlehre; aber sie wurden nicht zum Können und Schaffen geführt. So war die karolingische Renaissance zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Es regte sich das neue Leben nur solange geschäftig, als die Augen des großen Fürsten eifersüchtig über seinem Werke wachten.

4. Arbeit und Heimat als Quelle neuer Lebenswerte.

In Westfranken, dem alten Gallien, verloren die Germanen in der Karolingerzeit allmählich ihr Volkstum und ihre Sprache. Da war es eine glückliche Fügung, daß das Weltreich Karls des Großen bald nach seinem Tode auseinanderbrach. Das ostfränkische Reich blieb so vor der Einbuße bewahrt, die Westfranken erlitt. Im Grenzgebiete der beiden Reiche entstand unser Wort deutsch: man nannte so die volksverständliche Sprache im Gegensatze zu der romanischen der Fremde und der lateinischen der Geistlichen.

Die Wogen des Völkermeeres waren zur Ruhe gekommen. Der freie Mann saß auf dem Acker, der nach dem Muster der Waffen, des Hausrats und der Herde sein Eigentum geworden war. Wenn der Krieg ihn zum Feldzug aufbot, drohte seiner Wirtschaft Rückgang und Verfall. Oft mußte er seine Arbeit versäumen, um seiner Gerichtspflicht zu genügen. Dazu drückten die großen Grundherren, die der Herrscher durch Ausstattung mit Lehen als seine Verwalter eingesetzt hatte, auf ihren verarmenden bäuerlichen Nachbar. Da entfloh er allen Unbilden, indem er seine Freiheit auf-

gab und sich unter den Schutz eines Großen oder der Kirche stellte, die ihm die Pflicht des Heeresdienstes und der Rechtsprechung abnahmen. Er wurde grundhold wie die Leute, die früher hörig und unfrei gewesen. Er wußte jetzt nicht bloß sich geborgen, sondern auch seine Nachkommen wohlversorgt; sie erhielten, soweit sie nicht dem Vater auf seiner Hufe folgten, Rottland vom Grundherrn oder der Kirche zugewiesen.

Die deutschen Urwälder lichteten sich; Sumpf und Moor wurden zurückgedrängt. Der Deutsche lernte arbeiten und die Arbeit achten. Der Boden, den sein Schweiß netzte, wurde ihm lieb und wert; er forderte sorgsame Pflege und übte ihn, Zukünftiges zu bedenken. Die Heimatliebe senkte sich in das deutsche Gemüt. So erwuchsen unserm Volke aus der Heimat und der Arbeit im Laufe der Jahrhunderte immer neue Lebenswerte.

5. Die ottonische Renaissance. Der einzelne Pfarrer lebte mit seiner Gemeinde, und der Wirtschaftsbetrieb der Klöster wurde vorbildlich für ihre Umgegend. Schon in der Vorzeit besaßen Grundherr oder Markgenossen ihr Eigenheiligtum, das sie unterhielten. Nach dem Einzuge des Christentums betrachteten sie ihre Kirche und deren Pfründe als ihr Eigentum, mit dem sie einen Priester belehnten, damit er sie betreue. Genau so verfügte der König über Bistümer und Abteien. Da lag für Otto den Großen, der sich stark genug fühlte, die deutschen Stämme wieder straff zusammenzufassen, der Gedanke nahe, die Inhaber dieser geistlichen Stellen, die ja sämtlich schriftkundig waren, zur Verwaltung seines Reiches zu benutzen. Der einzelne Deutsche vermochte immer noch nicht über seinen Stamm hinauszusehen; er fühlte sich als Sachse, Franke, Schwabe, Bayer. Der Stammesherzog stand ihm näher als der König; eine solche Wertung aber machte den Herzog zum Widerpart des Herrschers und untüchtig zu seinem Verwalter. Der Geistliche dagegen wurde von Anfang an zu einem weiten Blick auf die über den Stämmen stehende Kirche erzogen. Von ihm war daher die Hingabe an das Ganze eher zu erwarten als von Leuten, die mit ihrer Seele an ihren Stamm gebunden waren. So zog auch das wiedererstandene Kaisertum die Geistlichkeit unmittelbar hinein in weltliche Aufgaben und Sorgen.

Bischöfe und Äbte wurden große Grundherren, denen Lehnsleute dienten, die mit ihren Mannen zu Felde zogen. Die Klöster wurden Mittelpunkte umfassender landwirtschaftlicher und gewerblicher Arbeit. Man stand fest mitten in den Aufgaben des Tages. In glänzenden Kirchenbauten sprach sich diese Lebensauffassung aus. Stifts- und Klosterkirchen im sogenannten romanischen Stile entstanden, urwüchsige Gebäude, denen sich himmelstrebende

Türme einfügen. Der großartige Bau der Stirnseite und des Prachttores belebte und gegliederte Wandflächen fordern schon dem Betrachter draußen Achtung ab. Während die römische Basilika den Blick des Andächtigen sofort beim Eintritt auf den Priesterraum zwang, ist die deutsche Kirche in eine Gruppe gleicher regelmäßiger Felder zerlegt; Maß und Ordnung beherrscht ihr Inneres, tote Einförmigkeit den Bau der Basilika. So deutet uns der deutsche Baukünstler die selbstgewisse, gemessene Art seiner Zeit.

Kein Wunder, daß in dem so mächtig gehobenen geistlichen Stande wie einst in den Tagen Karls des Großen die Beschäftigung mit dem Bildungsschatze des römischen Altertums viele Freunde fand. Der Betrieb in den Kloster-, Dom- und Stiftsschulen blühte wieder auf. Auf sächsischem Boden stellten sich die Schulen zu Hildesheim, Gandersheim, Magdeburg und Kloster Bergen neben die altberühmten zu Fulda, St. Gallen und Korvey. Das Ziel des Unterrichts war auch jetzt, den Schülern Wissen einzuprägen; mit den härtesten Zuchtmitteln, die ja nur angemessen erschienen, wo jedermann in strengen Bußübungen seine Frömmigkeit bewies, suchte man dieses Ziel zu erreichen.

Nicht bloß in den Männerklöstern erfreute man sich an den Werken der Alten, sondern auch Nonnen und Edelfrauen lasen Vergil, Ovid und Terenz.

Zur Zeit Karls des Großen war der Eifer wohl größer gewesen, angespornt durch das Beispiel und die Mahnungen des Kaisers. Die Renaissance der Ottonen dagegen erfaßte weitere Kreise; ihre Wirkungen waren daher nachhaltiger. Ihr eindrucksvoller Höhepunkt war der feierliche Zug Ottos III. um die Wende des Jahrtausends zum Grabe Karls des Großen nach Aachen: jetzt sollte das neurömische Weltreich als Gottesstaat erstehen, gewaltiger, als es der tote Kaiser geplant. Aber zugleich offenbart dieser Fürst auch die Gefahr, die in einer so gesteigerten Betonung einer fremden Welt lag: er schämte sich seines Volkstums.

6. Die cluniazensische Bewegung. Ein mächtiger Mittelstaat war in Europa entstanden, der unter Leitung des deutschen Kaisers, eines Heinrich II. und Konrad II., die Länder vom Tiber bis zur Nordsee zusammenfügte. Deutsches Leben hatte sich hier einen gesicherten Raum geschaffen zu friedlicher Auswirkung. Da aber unternahm die romanische Geistesart einen ersten umfassenden Angriff auf dieses Reich des deutschen Wesens. Sie erstrebt die Einförmigkeit und Zustutzung, die Verfeinerung, aber zugleich auch die Erstarrung aller geistigen Regungen. In Frankreich hatte sie sich ihren ersten bezeichnenden Ausdruck in der

Lebensgestaltung und Lebensanschauung des Klosters Cluny geschaffen. Während sich in Deutschland jeder nach seiner Kraft und Neigung den hergebrachten Frömmigkeitsübungen widmete, unterwarf Cluny alle ein und derselben starren Regel. Waren die Übungen der Deutschen mehr grobe Kraftleistungen, so waren die französischen auf eine Peinigung des Fühlens und Wollens berechnet: Schweigen herrschte beim gemeinsamen Mahle und im Schlafsaale; alle Heiterkeit war untersagt, unbedingter Gehorsam gegen die Oberen geboten; Aufseher belauschten die Mönche, eine Folge entehrender Strafen drohte dem Übeltäter. Die Ehelosigkeit der Priester wurde gefordert; die Ehe selbst mußte als Unkeuschheit erscheinen. Cluny begann seinen Angriff gegen das deutsche Wesen unter dem Namen eines Kampfes gegen die Verweltlichung der Kirche.

Die cluniazensische Bewegung flutete gegen das deutsche Reich. Mit ihrer überlegenen Starrheit und Unbeugsamkeit wirkte sie mächtig auf die kindlichen Gemüter, die sich bisher mehr vom Drange der Stunde hatten leiten lassen. Die unbefangene Lebensfreude schwand; eine selbstquälerische Stimmung bemächtigte sich der Herzen. Da mahnt und warnt ein Geistlicher, und zwar in deutscher Sprache, um auch von den Laien verstanden zu werden: Verliege dich nicht unter dem schönen Weltbaume!

Ter Man, ter ist niwit wîse, ter ist an einer Verte:
Einin Boum vindit er scônen, tar under gât er rûin,
sô truchit in der Slâf tâ, so vergizzit er, bar er scolta;
als er denne ûf springit, wie sêr iz in denne riwit!

In die Bewegung wurde auch der deutsche Kaiser Heinrich III. hineingezogen, der mit Agnes von Poitou, einer eifrigen Schülerin der Cluniazenser, vermählt war. Indem er in die verworrenen Verhältnisse Roms eingriff und Ordnung schaffte, bahnte er den kirchlichen Eiferern den Weg zum päpstlichen Stuhle. Jetzt erhielten die Gedanken Clunys ihren letzten folgerichtigen Abschluß durch den Mönch Hildebrand: an die Stelle der weltlichen Herrscher sollte der Papst als Herr der Welt treten mit der Aufgabe, sie zum Gottesstaate Augustins umzugestalten. Der weltliche Staat sollte, ein an sich wertloses Werkzeug, im Dienste der Kirche nur berufen sein zum Schutze des wahren Glaubens und zum Kampfe gegen die Ungläubigen. Wie sich die Romanen die Gemüter der Deutschen zu unterwerfen suchten, so sollte auch ihr Reich unterjocht werden. Als Papst Gregor VII. ging Hildebrand zum offenen Angriff gegen Heinrich IV. über. Er sprach ihm das Recht ab, Bischöfe und Äbte, die seit Otto dem Großen als die Beamten des deutschen Kaisers seine Lehnsleute waren, zu ernennen. Gegen den Herrscher rief er, beschworene Eide lösend und die Gewissen verwirrend, das eigene Land auf. Der Bürgerkrieg erschütterte

das deutsche Reich. Zwar gelang es Gregor nicht, sein Ziel, die Weltherrschaft der romanischen Geistesart, zu erreichen; aber Urban II., einer seiner Nachfolger, bestimmte die Romanen zum Kreuzzuge, zu der schon von jenem geplanten glänzenden Heerfahrt nach dem Morgenlande. Jerusalem wurde erobert; fränkische Staaten entstanden im fernen Osten. Romanischem Wesen schien trotz der Erfolglosigkeit Gregors die Zukunft zu gehören.

7. Das Ende des Stammeslebens. Der Kampf zwischen Kaiser und Papst wurde auf deutschem Boden ausgefochten. Zum ersten Male forderte eine weltbewegende Frage von jedem einzelnen eine Stellungnahme; da mußte er über seinen Stamm hinausblicken. Oft stand Nachbar gegen Nachbar. Die Stammesgegensätze traten zurück; sie verloren, wenn auch die Eigenart der einzelnen Stämme sich lebendig erhielt, einstweilen ihre entscheidende Bedeutung. Deutsch nannte man nicht mehr bloß die Sprache im Unterschiede von den fremden Lauten, die an den Grenzen und in der Kirche erklangen; jetzt bezeichnete man so auch die völkische Art und das heimische Land: die Zeit des Stammeslebens war zu Ende.

Der Streit, den die höchsten Gewalten auf Erden miteinander führten, griff tief hinein in die Herzen der Deutschen. Vordem wohnte da in einer Seele Rauhes und Zartes, Hartes und Weiches, rücksichtslose Lebenslust und entsagungsbereite Schwärmerei unausgeglichen nebeneinander. Der Dichter des Walthariliedes, ein Mönch, hat seine Freude an blutigen Kämpfen; neben die wilden Kriegsleute, die ihrer Wunden spotten, stellt er die zarte Frauengestalt Hiltgunds. Seinen Helden, der mitleidslos die Gegner erschlagen, läßt er für ihre Seelen beten. Über dieser Zwiespältigkeit, die den einzelnen in der Stunde der Leidenschaft aus seiner Bahn riß, stand, unerreichbar allen Stürmen, die Kirche mit ihrem Frieden. Jetzt aber war sie selbst unter einem neuen Papsttum streitbar geworden und rief zum Kampfe für oder wider ihre Forderungen auf. Sie selbst entzündete Leidenschaften, reizte zu unerhörten Taten, heiligte Eidbruch und Verrat. Sie war nicht mehr die unfehlbare Leiterin, der sichere Halt der innerlich Unsicheren und Schwankenden. Da mußte die unbekümmerte Unausgeglichenheit der Seelen enden. Man lernte prüfen und sich entscheiden, sich selbst und andere beobachten und beurteilen; man wurde selbständiger im Fühlen und Wollen. Man wuchs unmerklich über den Bildungsschatz der Mittelmeerwelt hinaus, wie ihn die Kirche als Bruchstück hütete. Diese selbst aber hatte sich vollständig der romanischen Geistesart unterworfen: es war die Frage, ob sie dauernd den Bedürfnissen

deutscher Frömmigkeit genügen werde. Neue Lebenswerte begannen sich den veränderten Menschen zu formen und forderten Verwirklichung auch an dem heranwachsenden Geschlechte.

II. Die Zeit der Berufsstände (1050—1450).

1. Die ritterliche Gesellschaft.

1. Die Entstehung des Rittertums. Dem Jahrhundert weltflüchtiger Stimmung, das den Kampf zwischen Kaiser und Papst entzündete und mit der Eroberung der heiligen Stätten im Morgenlande endete, folgte notwendig eine Ernüchterung. Man hatte sich wie von einer Sturmflut dahintragen lassen; nachdem sie verebbt war, mußte man sich in den neuen Verhältnissen, die sie geschaffen hatte, zurechtfinden. Der Streit zwischen geistlicher und weltlicher Macht hatte die Pfaffen mit einem gewaltigen Selbstbewußtsein erfüllt. Gregor VII. hatte in ihnen das Gefühl zu wecken verstanden, daß seine Sache auch die ihrige war. Jetzt bildeten sie nicht mehr bloß einen besonderen Stand neben den Laien, sondern sie fühlten sich auch so. Damit gaben sie diesen das Beispiel, sich auch zu verbinden. Die Verschiedenartigkeit des Berufes regelte nach dem Vorbilde der Geistlichen den Zusammenschluß. Indem aber die einzelnen Berufe trotz ihrer Absonderung voneinander wirtschaftlich aufeinander angewiesen blieben, erlebten sie im wechselseitigen Verkehr die Einheit des Volksganzen. Was mühsam in der Zeit des Stammeslebens die Kaisergewalt mit Hilfe des Gedankens des Gottesstaates erstrebt hatte, das wurde immer deutlicher tägliches Erlebnis jedes einzelnen.

Der Papst hatte nicht bloß die Bischöfe und Äbte für sich zu gewinnen vermocht, er hatte auch die großen weltlichen Grundherren gegen den Kaiser aufgerufen. Sie konnten aus den Wirren nur Vorteile für sich davontragen. Ihr Streben war, aus Amtleuten des Herrschers Landesherren zu werden. Friedrich Rotbart hat dieses Ziel der Fürsten zuerst erkannt und aus ihm die Folgerung gezogen: um sich gegen sie zu behaupten, mußte sich der deutsche König eine Hausmacht gründen. Sie konnte nur im Süden Deutschlands liegen, von wo aus die Alpenpässe, die Straßen nach Italien, zu beherrschen waren. Bevorzugte der Kaiser aber den Süden, so ging der Norden eigene Wege. Seit jenen Tagen beginnt die Mainlinie unser Volk in zwei Lager zu teilen. Der Süden blickte nach den romanischen Ländern; er sah seine Aufgabe darin, sich mit ihrer Art und ihren Errungenschaften auseinanderzusetzen. Die Fürsten Norddeutschlands dagegen suchten, nach-

dem das von den Deutschen bewohnte Land in der Zeit des Stammeslebens urbar gemacht worden war, ihre Macht dadurch zu erweitern, daß sie das Gebiet der Slawen jenseits der Elbe eroberten und besiedelten. Wie im Nordosten, so wurde auch im Südosten, in den Gefilden der Donau und in den Tälern der Ostalpen, dem Überschuß der Bevölkerung neuer Raum geschaffen. Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär haben die Grenzen Deutschlands erfolgreich gegen Osten vorgetrieben. In Österreich erwachte ein reges Leben; dort lernte Walter von der Vogelweide singen; dort erhielten Nibelungen- und Gudrunlied ihre heutige Gestalt.

Neben den Hochadel der Fürsten stellte sich ein niederer Adel, der sich aus kleinen freien Grundherren und den ursprünglich unfreien Dienstmannen des Königs, der Bischöfe und der Großen zusammensetzte. Die Erblichkeit ihrer Lehnsgüter, die diese Unfreien zu erreichen wußten, brachte sie an die Seite der Freien. Da sich der Bauer dem Kriegsdienste entzogen hatte, weil er seinen Wirtschaftsbetrieb störte, so schlug der niedere Adel die Schlachten, die seit den Einfällen der Ungarn zu Reitergefechten geworden waren. Immer fester schloß die Wehrpflicht ihn zu einem einheitlichen Stande zusammen.

Bisher hatte die Daseinsführung der Deutschen nur geringfügige Unterschiede gezeigt; sie alle hatten vom Ackerbau gelebt. Jetzt aber zog der Ritter aus dem Dorfe fort auf die Burg. Er schied sich damit nicht bloß äußerlich von seinen Volksgenossen; er fühlte sich mit seinen Standesgenossen in der Nähe und Ferne aufs engste verbunden, er fühlte sich als Glied einer umfassenden Gesellschaft. Auch die Fürsten, selbst Kaiser Rotbart, der zu Pfingsten 1184 am Rheinufer bei Mainz die Schwertleite seiner beiden ältesten Söhne feierte, sie wollten zuerst Ritter, die ersten Vertreter dieses Standes sein. So wurde der Ritterstand, der zunächst nur die Angehörigen eines bestimmten Berufes, des Kriegerberufes, umfaßt hatte, zu einem Geburtsstand; Ritterbürtigkeit war die Vorbedingung für das Schildesamt.

2. Die Lebenswandlung. Die Menschen hatten sich seit der Kampfansage Gregors VII. gegen den Kaiser gewandelt. Die Kreuz- und Pilgerfahrten hatten den Gesichtskreis der Deutschen erweitert. Auch in das abgelegenste Dorf war die Kunde von dem fremdartigen Morgenlande gedrungen. Der Gedanke eines Gottesstaates, der die Welt umgestaltet und alle Menschen zusammenschließt, hatte einst begeisterte Herzen gefunden, weil man die Unterschiede der Völker und Länder nicht aus eigener Anschauung kannte. Jetzt war sein Zauber gebrochen. Da griffen die Staufer die Weltherrschaftsansprüche der römischen Kaiser auf.

Walter von der Vogelweide mahnt das deutsche Volk zur Einigkeit, indem er auf das hochmütige Verhalten der Nachbarkönige hinweist, als nach dem Tode Heinrichs VI. der Bürgerkrieg ausbrach: „Die Cirkel sint ze hêre, die armen Künege dringent dich". Ihnen kommt nach staufischer Auffassung nur der Stirnreif, dem Kaiser dagegen die Krone zu. Das war ein Gedankengang, der die ritterliche Gesellschaft in Deutschland unmittelbar packen mußte. Ein Hochgefühl schwellte die Herzen und gewann sie der Kaiserherrlichkeit.

Nicht in gleicher Weise konnte die Weltkirche der Päpste der veränderten Zeit Rechnung tragen; sie konnte nur Gregors Ansprüche unermüdlich wiederholen. Eine Abwendung von der Kirche war die Folge. Die einen griffen sie und ihr Treiben furchtlos an; der Papst brandmarkte und verfolgte sie als Ketzer. Die Mehrzahl stand der Kirche gleichgültig wie einer hergebrachten Einrichtung gegenüber; der Dienst der Frau Welt nahm sie gefangen. In die deutsche Seele war damit die bange Frage geworfen, ob sich der Mensch ohne die geistige Leitung, die bisher die Kirche ausgeübt, durchs Leben werde finden können.

3. Die Lebenswerte der ritterlichen Gesellschaft.

Die ritterliche Gesellschaft suchte diese Frage zu lösen, indem sie selbst die Leitung ihrer Glieder übernahm. Wie die Menschen des 10. Jahrhunderts ihren leidenschaftlichen Gefühlen unbefangenen Ausdruck gaben zeigen die Gestalten des Walthariliedes. Jetzt sollte man sich nicht mehr so gehen lassen. Überall hatte man sich zu beobachten, wie man es in dem Jahrhundert weltflüchtiger Stimmung gewohnt geworden war, und zu prüfen, ob das äußere Verhalten sich schicke. „Ein tumber Man kan sînem Lîbe Meisterschaft nicht halten", sagt Hartmann von Aue in seinem Kreuzzugsliede. Diese Selbstbeherrschung nannte man Mâze, Scham, Vuoge, Zucht. Wer Meister in ihr war, besaß Tugend und Ehre: er taugte zum Ritter und galt als Ritter. Der Stand bestimmte Haltung und Handeln des einzelnen.

Dabei drang über unsere Westgrenze romanisches Wesen zu einem zweiten Versuche herein, sich den deutschen Menschen zu unterwerfen. Wie von Cluny einst die Streiter gegen die Verweltlichung der Kirche ausgegangen waren, so hatten sich die französischen Ritter zuerst den Päpsten für den Kreuzzug gegen die Ungläubigen zur Verfügung gestellt. Sie ernteten daher als die ersten die Früchte dieser Heerfahrt und konnten in ihrer stolzen Haltung und feinen Lebensart den schwerfälligen Deutschen als nachahmenswerte Muster erscheinen. Romanischer Art entsprechend legten sie Wert auf feste Formen und Regeln, auf zierliches Betragen und Reden. Die

ungestüme Tapferkeit des deutschen Ritters lernte sich den starren Geboten des Waffengebrauchs fügen, die immer nur mit einem ritterlichen Gegner rechneten. Vorbildlich wurde französische Kleidung und Geselligkeit; man eignete sich französische Kunstausdrücke und Anstandsregeln an. Der Minnedienst nahm alle Herzen gefangen; der Ritter spielte den Lehnsmann seiner Dame. Willig öffneten sich die Fürstenhöfe diesem neuen Wesen. Wieder schien, wie in den Tagen Clunys, romanischer Lebensart die Welt zu gehören; in ihrem Banne fühlten sich die Ritter des Abendlandes über die Schranken der Völker und Sprachen hinweg als eine große Lebensgemeinschaft.

4. Die ritterliche Erziehung. So war ein neues Menschentum mit einer eigenartigen Lebensgestaltung entstanden, das sich scharf aus der Volksgemeinschaft heraushob. Wer über Höveschеit, über die hoffähig machende gesellschaftliche Schulung, verfügte, der blickte überlegen auf den Bauern herab, den seine Dörperheit, sein ungelenkes, rohes Benehmen, kennzeichnete, obgleich sie sich mehr durch Absehen und Nachmachen als durch Unterweisung erwerben ließ. Denn nicht auf das Maß des Wissens kam es hier an, sondern auf Fertigkeiten und Können. Berufstüchtige Menschen wollte man erziehen. Sieben Jahre blieb der Knabe daheim; dann diente er einer Edelfrau und eignete sich höfisches Betragen an. Vom Burgkapellan lernten viele lesen und schreiben; alle dagegen empfingen Unterricht im Singen und Saitenspiel. Als Knappe stand der Jüngling unter der Aufsicht und Leitung eines Zuchtmeisters und begleitete den Ritter auf der Jagd und auf Kriegszügen. So übte er sich im Gebrauche der Waffen und gewann sich ein sicheres und gewandtes Auftreten. Er lernte die höfischen Tänze schreiten und erwarb sich wohl auch französische Sprachkenntnisse. Endlich erhielt er, etwa im Alter von 21 Jahren, gewöhnlich bei einer festlichen Gelegenheit, den Ritterschlag.

Immer mehr trat die Frau in den Mittelpunkt der gesellschaftlichen Unterhaltung. Der Ritter umwarb die erwählte Herrin. Da mußte sie alle gesellschaftlichen Formen sicher beherrschen, um diese Rolle durchzuführen, sich niemals etwas zu vergeben. So war denn auch für das Mädchen eine ähnliche Schulung notwendig wie für den Knaben. Gleich ihm erwarb es sich zuletzt unter der Leitung einer Meisterin im Dienste einer vornehmen Ritterfrau Sicherheit und Gewandtheit. Auch die Mädchen lernten lesen und schreiben. Dabei aber sollten sie auch fähig sein, dem Hause wohl vorzustehen und feine weibliche Handarbeiten anzufertigen. Als Siegfried und Gunther ausreisen wollen, um Brunhild zu gewinnen, wenden sie sich

an Kriemhild: „Wir solden zuo der Reise haben zierlich Gewant". Sie erklärt sofort: „Wir wurken diu Kleit".

Bezeichnend für die ritterliche Gesellschaft ist die Teilnahme, die sie Erziehungsfragen entgegenbrachte. Walter von der Vogelweide rechnet mit ihr, wenn er gegen die Verwendung harter Zuchtmittel ausführt:

Nieman kan mit Gerten
Kindes Zuht beherten:
den man z' Êren bringen mac,
dem ist ein Wort als ein Slac.

Beliebt war die Schilderung der Erziehung, des Wesens und der Aufführung des Helden in den Romanen der höfischen Dichter. Am tiefsten hat diese Aufgabe Wolfram von Eschenbach erfaßt, zugleich aber auch ernste Bedenken gegen die Abrichtung geltend gemacht, die die ritterliche Erziehung im Grunde bedeutete. Der junge Parzival wächst in der Einsamkeit von Soltane auf, von der besorgten Mutter, die auf einer Heerfahrt ihren Gatten verloren, „um königlichen Brauch betrogen". Aber ritterliche Art läßt sich nicht unterdrücken:

Er enkunde niht gesorgen,
ez enwaere ob im der Vogelsanc.
Diu Süeze in sîn Herze drane:
daz erstracte im sîniu Brüstelîn;
des twanc in Art und sîn Gelust.

Die aufgeweckte Sehnsucht treibt ihn zuletzt hinaus, Ritterschaft zu gewinnen. Ein „tumber Man", erschlägt er einen guten Helden, weil er seine Rüstung begehrt. Da nimmt sich seiner ein alter Ritter an und lehrt ihn als erfahrener Zuchtmeister ritterlichen Brauch und Anstand. Aber gerade diese Unterweisung wird ihm, als er auf der Gralsburg den König leiden sieht, zum Verderben. Als „tumber Man" hätte er, getrieben von kindlich unbefangener Wißbegierde, die Frage nach dem Grunde seines Leidens getan; der ritterliche Anstand dagegen verbietet jede Aufdringlichkeit. So bringt sich Parzival selbst um das Gralskönigtum. Er versteht, als ihm darüber die Augen geöffnet werden, sein Schicksal nicht; hat er doch nur getan, was gesellschaftliche Form vorschreibt. Er hadert mit Welt und Gott: er muß „durch sîner Zuht Gebot hoeren nû der Werlde Spot". Erst nach langer Irrfahrt und ernster Einkehr findet er sich zurecht; aus der Haltlosigkeit, dem Zwîvel, ringt er sich zur Staete, zu innerer Sicherheit und Festigkeit durch. So tut er schließlich aus bewußtem Mitgefühl heraus die entscheidende Frage.

Zwei bekümmerte Fragen wirft Wolfram in das rauschende Treiben der ritterlichen Gesellschaft. Ritterliche Art ist angeboren: das gesteht er ihr

zu. Aber fälscht die gesellschaftliche Form, die man ihr aufzwingt, nicht geradezu das Wesen des Menschen? Dem ungezügelten Begehren gegenüber ist gewiß Zucht notwendig; allein unterdrückt sie nicht zugleich die edelsten Regungen? Zweifel an dem Menschentum, wie er es erlebte, waren dem Dichter aufgestiegen. Er verkündete eine Wahrheit, die sich erst das kommende Zeitalter errang: innere Sicherheit und Festigkeit werden dem Menschen durch wohlausgeklügelte Regeln und Gebote nicht angetan wie ein Gewand, sondern sie müssen erlebt werden. Aus der geistigen Gebundenheit seiner Welt an Kirche und Stand strebt Wolfram empor zur Selbständigkeit und Freiheit, der vorahnende Seher künftiger Tage.

5. Blüte und Niedergang der ritterlichen Gesellschaft.

Allerdings war der französische Ritter dem deutschen in den Äußerlichkeiten der Daseinsführung das bewunderte Vorbild gewesen; doch ungleich tiefer, wie uns Wolfram zeigt, erfaßte dieser die Fragen, die die neue Lebensgestaltung dem Menschen aufgab. Ein Hochgefühl schwellt die Brust des ritterlichen Sängers, als er, von weiter Fahrt ins Ausland heimgekehrt, zum ersten Male wieder in den geselligen Kreis der Standesgenossen tritt:

Ich hân Lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
Übel müeze mir geschehen,
kunde ich ie mîn Herze bringen dar,
Daz im wol gevallen
wolde fremeder Site;
nu waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
Tiuschiu Zuht gât vor in allen.

Allein die Tage der Blüte waren nur kurz. Schon derselbe Walter von der Vogelweide beklagt den Wandel der Zeit: „Tanzen, Singen, daz zergât mit Sorgen gar." Die Not begann an die Tore der Burgen zu klopfen; die Zukunft gehörte dem Bürger und seinen wirtschaftlichen Unternehmungen. Die Wehrpflicht, die die Ritter für das ganze Volk auf sich genommen, das rein auf Genuß eingestellte Leben, wie es die Minnesänger als Saelde priesen, die Abwendung von der Arbeit beschleunigte den Niedergang: „die stolzen Ritter tragent dörpellîche Wât". Schließlich kam eine neue Fechtweise auf; der schwer gerüstete Ritter, der nur für den Kampf mit einem gleich bewehrten Gegner ausgebildet war, vermochte gegen das Fußvolk und seine Waffen nichts auszurichten.

In diesem Niedergange bestanden die Lebenswerte, die sich die ritterliche Gesellschaft geschaffen, die Probe nicht. Die Höveschеit kam dem neuen

Geschlechte abhanden, dem die Mittel zu einem glänzenden Aufwande zu fehlen begannen. Die Gunst der Zeit hatte die Menschen getragen; als sie von dannen wich, brach die alte zügellose Leidenschaftlichkeit wieder hervor, die ein äußerer Schliff nur überdeckt, nicht überwunden hatte.

2. Der Bauernstand.

1. Die Lage des Bauernstandes. Der Abzug der Grundherren aus den Dörfern auf die Burgen kam den Bauern zugute: sie wurden jetzt die eigentlichen Landwirte im Volksganzen. Jene zogen es vor, ihren Ackerbesitz, den sie nicht mehr selbst bewirtschaften mochten, gegen eine jährliche Abgabe an Zinsleute auszugeben. Auch die Grundholden ließen sich ihre Leistungen festlegen. Beiden war damit die Möglichkeit eröffnet, sich durch eine stärkere Ausbeutung des Bodens und eine wirksamere Wirtschaft eine behagliche Lage zu verschaffen. Wenn dann der Grundherr schließlich statt der Lieferung ländlicher Erzeugnisse eine Geldabgabe wählte, so hatten die Bauern den Vorteil von dem späteren Sinken des Geldwertes. Unter ihnen waren die Verwalter der Meierhöfe am besten gestellt. Sie waren die Vertreter der Grundherrschaft und saßen auf dem besten Hofe des Dorfes. Wie die großen Lehnsleute erstrebten auch sie mit Glück die Erblichkeit ihres Gutes. Daher bemühte sich mancher Freie und Adlige um ein Meiergut. Im Siedlungsgebiete des Ostens waren die Bauern, die den Boden erst aufzuschließen hatten, von vornherein in einer günstigeren Lage den Grundherren gegenüber: sie konnten sich für ihre Arbeit gute Bedingungen auswirken.

2. Die Lebenswerte des Bauernstandes. Ging es dem Bauernstande wirtschaftlich gut, so fühlte er sich:

Sô bûwe mit dem Phluoge,
sô geniezent dîn genuoge:
dîn geniuzet sicherlîche
der Arme und der Rîche,
dîn geniuzet Wolf und Ar
und alliu Creatûre gar
und swaz Got ûf der Erden
hiez ie lebendig werden.
Lieber Sun, nû bouwe:
jâ wirt vil manec Frouwe
von dem Bûwe geschoenet,
manec Künec wirt gekroenet
von des Bûwes Stiuwer.
Wan niemen wart so tiuwer,
sîn Hôchvart waere kleine
wan durch daz Bû aleine.

Aber es war ihm versagt, sich neue Lebenswerte zu schaffen, wie es die ritterliche Gesellschaft getan. Er wohnte abseits von den Wegen, auf denen Anregungen kamen und Gedankenaustausch vermittelt wurde, an den Acker gefesselt, der ihm den regelmäßigen Wechsel ländlicher Arbeit auferlegte. Nur wie aus weiter Ferne drangen die Vorgänge draußen in der Welt an sein Ohr, ihm zugetragen von fahrenden Leuten, halb ungläubig von ihm aufgenommen. Wenn dagegen der Krieg über seine eigenen Fluren zog, so wurde sein Wohlstand zerstört und er selbst um seine Lebensmühe zurückgeworfen. In steter Abwehr gegen den Grundherrn und unter dauernder Aufsicht der eigenen Genossen wurde der also geistig gebundene Mensch unzuverlässig, pfiffig, selbstsüchtig. Er konnte nur Äußerlichkeiten der anderen Stände nachmachen, wenn es ihn unter glücklichen Umständen lockte, mit der Zeit zu gehen. Wernher der Gärtner hat in seinem Meier Helmbrecht die Tragödie des Bauernknaben gezeichnet, der mehr aus sich machen will, als ihm seine Geburt zugemessen.

Zu selbständigem Aufstieg zu ungelenk, konnte der Bauernstand von anderer Seite eine geistige Förderung nicht erwarten. Dieses Geschick hatte er selbst besiegelt, als er sich freiwillig der Wehrpflicht entzog. Fortan zählte er nur mehr als dienendes Glied im Volksganzen. Selbst wehrlos, mußte er den Lebensunterhalt der wehrhaften Grundherren bestreiten; von seinem Schweiße schuf sich die ritterliche Gesellschaft die Tage ihres Glanzes. Alle Zähigkeit des Bauern wurde schon für die Mühe aufgebraucht, den immer wachsenden Anforderungen an seine Leistungskraft zu begegnen.

So lernte der Bauer notgedrungen am Hergebrachten festhalten. Oft geschah es zum eigenen Schaden, so, wenn er beim veralteten Wirtschaftsbetriebe beharrte, oder wenn düsterer Aberglaube ihn ängstigte. Er bewahrte dagegen zum Heile des Ganzen manche alte sinnige Überlieferung aus grauer Vorzeit, die den rascher lebenden Volksgenossen verloren ging oder verächtlich erschien, Märchen und Sagen, Brauch und Spruch. Bauernregeln handelten vom Anbau der Früchte, vom Düngen, Pflügen, Säen und Ernten, vom Weidegang und Wiesenbau. Das Gedächtnis bewahrte diesen bescheidenen Bildungsschatz. Ihn vererbte im täglichen Umgange ein Geschlecht dem andern, indem es zugleich in den Nachkommen durch Vorbild und Beispiel sich Helfer und Erben heranzog.

Allzu dumpf dürfen wir uns aber doch nicht das Leben des Dörflers vorstellen. Gerade auf dem Lande fand die ketzerische Bewegung des 13. Jahrhunderts Verständnis für ihren Eifer gegen die unfromme und unsittliche Kirche; man suchte Erbauung und Erhebung. Von fahrenden Leuten erlauschte man etwa bei Hochzeiten die alten Heldenlieder von Dietrich

von Bern und König Laurin. Als dann in den beiden folgenden Jahrhunderten in den Städten eine einfache Schulbildung allgemein wurde, muß auch das Landvolk nicht ganz zurückgestanden haben; das beweist die Aufnahme, die auch dort die Werbeschriften der Reformation fanden.

3. Die bürgerliche Gesellschaft.

1. Die Entstehung der Städte und des Bürgerstandes.

Ein Erbe aus der Vorzeit waren die Römerstädte, sichere Orte in unruhigen Tagen, wo Bischöfe sich niederlassen und Könige einkehren konnten. Neue Siedlungen entstanden im Schutze fester Burgen und Klöster. Als sich der Handelsverkehr entwickelte, wurden diese Niederlassungen, die den Burgfrieden genossen, zu Wohnstätten der Kaufleute, von denen sie mit ihren Waren auszogen, in denen sie ihre Waren feilboten. Die Städte wurden zu Marktorten. Jetzt bemühten sich auch die Grundherren um die Gründung neuer Städte und um die Erlangung der Marktvorrechte für sie; denn die Marktzölle, Verkehrssteuern und die Münze bedeuteten eine gewichtige Vermehrung ihrer Einkünfte. Dafür erfreuten sich die Bürger, wie man ihre Bewohner nannte, der eifrigen Fürsorge der Stadtherren. Sie lebten zunächst noch vorwiegend vom Ackerbau; wie die Land- so hatte auch die Stadtgemeinde eine Allmende.

Die Kaufleute genossen den Schutz des Kaisers. Aber früh schon schlossen sie sich zu Gilden zusammen, die Warenzüge zusammenstellten und unter besonderer Bedeckung an ihre Bestimmungsorte geleiteten. Über ihren nächsten Zweck hinaus wuchsen sich die Gilden zu Lebensgemeinschaften aus: man veranstaltete gemeinsame Gottesdienste und gesellige Zusammenkünfte. Sie knüpften aber auch Beziehungen zur Fremde an und erwarben sich öffentliche Rechte.

Um 1150 begann die Blütezeit der Städte. Ihre Einwohnerzahl wuchs durch Zustrom vom Lande; denn Stadtluft machte frei, und wer sich etwas zutraute, der fand dort Gelegenheit zum Fortkommen. Wir dürfen jedoch die Volkszahl nicht überschätzen; bei den meisten Städten erreichte sie bis zum Ende des Mittelalters nicht 5000, nur einige hatten über 10000, ganz wenige 20000 Einwohner. Lebten Grundherr und Bauer vom Ertrage des Bodens, so übten die Bürger immer mehr die freie Arbeit. Neben dem Handel wurde jetzt das Gewerbe wichtig für die Stadt. Wie die Kaufleute in den Gilden, so schlossen sich die Handwerker in den Zünften zusammen. So wirkte wie beim Ritter auch in der Stadt der Beruf vereinsbildend. Die Zunft schützte den einzelnen Handwerker, überwachte, zuerst wohl von der Obrigkeit dazu angeregt, die die Verbraucher gegen Übervorteilung schützen wollte, seine Leistungen und beaufsichtigte seine Lebens-

führung. Zuletzt wurden die Zünfte mit öffentlicher Gewalt ausgestattet; das bedeutete die Einführung des Zunftzwanges: alle Vertreter desselben Handwerks in einer Stadt mußten der Zunft ihres Gewerbes angehören. Der Handwerker war zugleich auch Verkäufer seiner Ware; er bediente vor allem als Kleinhändler den Markt seiner Stadt. Da er aber Rohstoffe verarbeitete, die ihm nur selten der eigene Wohnort lieferte, so war er wieder auf den Kaufmann angewiesen, der ihn versorgte; zugleich aber nahm ihm dieser den Überschuß seiner Erzeugnisse ab und vertrieb sie auswärts. So kam es zu einem lebendigen Zusammenwirken der Bürger, das sie stolz auf ihre Erfolge und ihrer Kraft bewußt machte.

Waren die Städte unter der Fürsorge ihrer Herren groß geworden, so suchten sich jetzt die Bürger ihrer Herrschaft zu entziehen. Sie unterstützten Heinrich IV. und Heinrich V. in ihrem Kampfe mit dem Papste und den ihm ergebenen Bischöfen und ernteten als Lohn besondere Vorrechte. Im Gegensatz zu dem wehrlosen Bauernstande hatten sich die Bürger ihre Wehrhaftigkeit erhalten. Das kam ihnen in ihrem Streben nach Freiheit zustatten; sie bedeuteten etwas im Volksganzen. Die Vertreter der Bürgerschaft waren dem Stadtherrn zunächst die bequemen Mittler bei allen Verhandlungen mit der Stadt; dann aber übernahmen sie, hier im offenen Kampfe mit den Gebietern, dort ihnen Vorrecht um Vorrecht abkaufend, die Verwaltung und wurden zuletzt die Führer. Die Ratsverfassung war entstanden; die Herrschaft über die Stadt war in die Hände der Großbürger gelangt, die der Handel reich gemacht und die sich größeren Grundbesitz erworben hatten.

Die Erschließung des Morgenlandes durch die Kreuzzüge und der Zug nach dem Osten, wo sich der Überschuß der deutschen Bevölkerung ansiedeln konnte, kam vor allem den Städten zugute. Ein „wahres Städtegründungsfieber" setzte ein. Das Stadtrecht von Lübeck und Magdeburg wurde besonders für die neuen Orte, die im Osten entstanden, mustergültig. Waren und Anregungen aus dem Morgenlande brachten den Bürgern Beschäftigung und Gewinn; der Kaufmann drang in die nordischen und östlichen Länder und führte dem Handwerker Rohstoffe zu und öffnete dort seinen Erzeugnissen weite Absatzgebiete.

Diese machtvolle Entwicklung geschah unter der Führung des Rates, den die Geschlechter der Großbürger stellten. Unter seiner Leitung griffen auch die Städte zur Selbsthilfe, als mit dem Ende der Staufer der Verfall des Reiches den Frieden bedrohte, den der Bürger brauchte. So schlossen sich die rheinischen Städte im Jahre 1254 zu einem Bunde zusammen, der sich eine kurze Zeit machtvoll behauptete. In Norddeutschland entstand die Hansa zur Förderung des Auslandshandels und zur Sicherung der auswärtigen Handelsniederlassungen.

2. Die Lebenswerte der bürgerlichen Gesellschaft.

Lag im 12. und 13. Jahrhundert die Führung der Stadt in der Hand der Geschlechter, so war für sie die Lebenshaltung der ritterlichen Gesellschaft vorbildlich. Wie der Ritter auf seiner Burg, hauste der Großbürger im zinnen- und turmgekrönten Steinhause, prunkte in kostbarem Kleide und schloß sich von dem gemeinen Bürger ab. Er zog als Reiter in den Kampf und veranstaltete Waffenspiele. Seine Schulbildung empfing er in den Kloster- und Domschulen der Stadt.

Eine reiche Lebensarbeit haben die Großbürger im Dienste der Stadt geleistet. Willig nahmen die übrigen Einwohner ihr selbstbewußtes Auftreten hin in dem Gefühle, daß sie sich für das gemeinsame Wohl einsetzten und daß an ihren Erfolgen das Ganze beteiligt war. Allein wie die zierlichen gesellschaftlichen Formen dem sinkenden Rittertum abhanden kamen, so artete bei dem glückhaften Großbürgertum die stolze Haltung in Selbstsucht und Gewalttätigkeit gegen den Handwerker aus. Nun aber waren die Zünfte in der Zeit des Aufschwungs selbst wohlhabend geworden. Sie waren nicht gesonnen, sich unterdrücken zu lassen. So begannen denn im endenden 13. Jahrhundert die Verfassungskämpfe in den Städten. Vom Süden pflanzte sich diese Bewegung nach dem Norden fort. Mit mehr oder weniger Glück erstritten sich die Zünfte eine Teilnahme an der Stadtleitung; in den Hansastädten dagegen behaupteten sich die Geschlechter.

In den Bürgern stieg eine breitere Schicht im Volksganzen empor zur Geltung und zu selbstbewußter Haltung. Sie brachten ihre derbe, urwüchsige Art mit, unverhohlenen Geschmack an allem, was die Sinne reizt und befriedigt, ungezügelte Leidenschaftlichkeit, platte Nüchternheit und ungebundene Genußsucht. Wie ein Verfall erscheint uns diese Lebenshaltung, wenn wir von der höfischen Gesellschaft der Stauferzeit in das Treiben der Stadt des 14. Jahrhunderts kommen. „Ein neuer Heiliger heißt Grobian, den will jetzt führen jedermann", spottet Sebastian Brant. Allein eine ungleich größere Menge bewegt sich jetzt, schnell aufgestiegen aus der Dunkelheit der Volksmasse, sichtbar vor uns, erfährt das Leben zum ersten Male bewußt und sucht sich Lebenswerte zu gestalten. Eine rührende Ehrlichkeit spricht aus ihrer unholden Derbheit.

Mächtig erhob sich die Stadt jener Tage mit ihren Türmen und Kirchen aus dem starken Mauerringe; ein buntes Treiben erfüllte zur Marktzeit den Platz vor dem Rathause, dem ehrwürdigen Zeugen des Kampfes um bürgerliche Freiheit. Drängte sich so dem Blick und Ohr die Bedeutung des Gemeinwesens äußerlich auf, so vermißte eine prüfende Einsicht die Behaglichkeit der Straße und der Wohnung. Schmutzig und eng waren die Gassen, nur die Hauptwege, die einst als Heerstraßen von draußen

auf den Markt führten, gefestigt oder gepflastert. Selbst die Räume in den stattlichen Steinhäusern hatten nichts Anheimelndes. Die Einrichtung, steif und unbehaglich, Tisch, Truhe, Bank und Stuhl, lud nicht zu gemütlicher Geselligkeit ein. Die Menschen, die sich in diesen Wohnungen bewegten, Gatten und Kinder, Gesellen, Lehrlinge und Dienstleute, waren auf Wirtschaftlichkeit eingestellt. Das Bedürfnis nach geselliger Vereinigung befriedigten die Kaufleute in ihren Gilden, die Handwerksmeister in ihren Zünften, die Gesellen in ihren Verbänden. Hier konnte sich das eigene Leben des einzelnen, soweit es nicht die Arbeit in Anspruch nahm, auswirken. Aber es fehlte dieser Geselligkeit der sittigende Einfluß der Frauen, der dem Rittertum den edelschönen Schwung gegeben.

War der einzelne Handwerker an seine Zunft gebunden, so erfuhr er von ihr wirtschaftlichen Schutz. Sie wollte jedem Gliede Arbeit und Auskommen sichern. So bestimmte sie allen ungefähr gleiche Daseinsbedingungen. Allerdings schränkte sie aufstrebende Kräfte ein; dafür aber dämpfte sie Gewalttätigkeit und bändigte die Rücksichtslosigkeit. Arbeitsamkeit und Redlichkeit, Ordnungssinn und Ehrbarkeit wurden die Lebenswerte der bürgerlichen Gesellschaft. Das einzelne Gewerbe bildete eine wohlbewahrte Überlieferung aus. Die Aufsicht der Zunft verhütete minderwertige Leistungen. Der einzelne lernte, sich in seiner Arbeit auszuleben; sie wurde ein Stück von ihm selbst: der Handwerker wurde zum Künstler und fortschreitend zum Verbesserer und Erfinder.

3. Die Erziehung in der bürgerlichen Gesellschaft. Die Zunft machte den einzelnen Handwerker zum Erzieher ihres Nachwuchses, indem sie die Lehrlinge auf die Meister gleich verteilte. Ähnlich hatte auch die ritterliche Gesellschaft die Knappen einem Standesgenossen zur Ausbildung überwiesen. Hier hatte jeder Meister Gelegenheit, Erzieherpflicht zu üben. Die Frage der Erziehung bekam so bürgerliches Ansehen. Nur Deutsche einwandfreier Abkunft nahm die Zunft als Lehrlinge auf; sie überwachte den Lehrgang und sprach nach Ablauf der Lehrzeit den Lehrling los. Als Geselle unterstand er der Hauszucht des Meisters. Später schlossen sich auch die Gesellen zu Verbänden zusammen, die sich des einzelnen Mitgliedes annahmen. Allmählich zwang die Überfüllung der Gewerbe den Gesellen das Wandern auf, das, bald als Bildungsmittel erkannt und geschätzt, zuletzt von jedem gefordert wurde, der sich um die Meisterschaft bewarb.

Ohne Schulbildung kam der Bürger als Kaufmann und Handwerker nicht mehr aus. Die vorhandenen Anstalten der Kirche erwiesen sich bald dem Andrange nicht gewachsen. Daher schritt der Rat der Stadt

zur Gründung eigener Schulen. Da er diese Stadtschulen unterhielt, so wollte er sie auch beaufsichtigen und den Rektor anstellen. Dagegen erhob oft der Scholastikus einer Dom- oder Stiftsschule Einspruch, weil er darin einen Eingriff in seine Rechte sah. Aber der Rat wußte seinen Willen durchzusetzen, unterstützt von der Kirchenbehörde, die sich der blühenden Stadtgemeinde nicht widersetzen mochte. Der Betrieb in den Stadtschulen, an denen neben dem Rektor von ihm bestellte Unterlehrer walteten, unterschied sich nicht von dem Lehrgange einer Kloster- oder Domschule; auch die Zucht wurde ebenso streng gehandhabt.

Mit Hilfe der auf diesen Schulen gewonnenen lateinischen Vorbildung führte der Kaufmann schlecht und recht sein Handlungsbuch und seinen geschäftlichen Briefwechsel. Nun hatte die ritterliche Gesellschaft in ihren Urkunden die Muttersprache, deren sich das Minnelied und der höfische Roman bediente, zu verwenden begonnen. Dieser Vorgang wurde vorbildlich für die bürgerliche Gesellschaft. Da entstand nun für den einfachen Handwerker, der lesen, schreiben und rechnen können mußte, das Bedürfnis nach einer deutschen Schule. Schreiber und Rechenmeister eröffneten auf eigene Faust solchen Unterricht für Knaben, Lehrfrauen für Mädchen, oft von dem Rate und der Kirche angefehdet, schließlich aber geduldet und beaufsichtigt.

Wohl bestand nirgends ein Zwang, sich Schulbildung anzueignen; aber das frische Leben der bürgerlichen Gesellschaft nötigte den einzelnen dazu. Nur die untersten Schichten der Stadt, die teilweise unständigen Leute, waren des Lesens und Schreibens unkundig.

4. Der geistliche Stand.

1. Die Doppelaufgabe des geistlichen Standes.

In Deutschland war der Eifer, mit dem man in der Zeit der Ottonen den Betrieb der Kloster- und Domschulen erneuert hatte, wieder erlahmt. Die weltflüchtige Stimmung, die sich der Menschen bemächtigt hatte, der Kampf zwischen Kaiser und Papst, den diese Abwendung von der Welt auslöste, der Bürgerkrieg, der die Leidenschaften aufpeitschte, waren geistiger Arbeit nicht hold. Frankreich dagegen, von dem die cluniazensische Bewegung ausgegangen, wurde von solchen Erschütterungen weniger betroffen; daher wurde hier Paris der geistige Mittelpunkt des Abendlandes, dem wissensdurstige Schüler zuwanderten. Reiche Pfründen erlaubten ihren Inhabern ungestörte Hingabe an wissenschaftliche Beschäftigung.

Die Hierarchie vertrat zwar den Satz, daß ihre Lehre eine Tatsachenreihe darstelle, die, durch Offenbarung kundgetan, menschlicher Vernunft unerreichbar, demütige, gehorsame Unterwerfung fordere. Allein der Germane

mußte, nachdem ihm die Lebensgemeinschaft der Kirche eine erste Lebenssicherheit gegeben hatte, alsbald die innere Nötigung der Selbstbesinnung empfinden. Dazu wirkte das überlieferte Bildungsziel der Römerzeit, das den Aufbau der enzyklopädischen Fächer bestimmt hatte, aus dem Schüler einen Meister öffentlicher Rede zu machen, auch in den Tagen, da dem Staate ein öffentliches Leben fehlte, mächtig auf die Gemüter ein: man konnte erworbenes Wissen und gewonnene Schulung nur in Disputierübungen bewähren. Die Erörterungslust, die die Schulen eifrig pflegten, spornte die Menschen an, jenem Drange nach Selbstbesinnung nachzugeben trotz des Widerstandes, den ihm die Kirche entgegensetzte.

Die Glaubenslehre stellte sich als ein Zusammenhang wohlgeordneter Begriffe dar, dem die sichtbare Stufenfolge der kirchlichen Hierarchie entsprach. Ein lückenloses Weltbild wurde so dem Gläubigen dargeboten, wie es Dante († 1321) in seiner göttlichen Komödie dem Kirchenglauben in frommer Begeisterung nachgezeichnet hat. Nun war der Germane ebensowenig gewöhnt, die Welt in Begriffen zu denken, wie es seiner ungezügelten Leidenschaftlichkeit fernlag, Demut und Gehorsam als Lebenswerte hinzunehmen. Frisch hatte er bisher mit allen Sinnen bei den Einzelerscheinungen verweilt; die Forderung tapferer Hingabe an Sippe, Völkerschaft und Stamm hatte sein jugendliches Ungestüm unmittelbar befriedigt. Jetzt war ihm die doppelte Rätselfrage aufgegeben: Wie verhält sich die kirchliche Welterfassung, die mit dem Anspruch der Wahrheit ihm entgegentrat, zu der farbigen Wirklichkeit, die ihn durch sich selbst erfreut hatte? Wie lassen sich Demut und Gehorsam, die die Kirche von ihm forderte, mit den eingeborenen Trieben und Gemütsbewegungen vereinigen, die ihn für die gewohnten Lebensgemeinschaften wert gemacht hatten? Es ist das Verdienst des geistlichen Standes, daß er um eine Antwort auf diese beiden Fragen gerungen hat.

2. Lehrer und Bildungsstätten. Trotzdem Frankreich, Italien und England solchem Ringen ein erstes Heim bereiten konnten, haben Deutsche stets einen Hauptanteil an ihm gehabt. Albertus Magnus, Graf von Bollstädt († in Köln 1280), wurde der Lehrer des Thomas von Aquino. Hugo Graf von Blankenburg († 1141) wirkte an der Klosterschule von St. Viktor in Paris. Eckhart († 1329) aus Thüringen war um 1300 Professor der Philosophie in Paris und siedelte von dort im Dienste des Dominikanerordens nach Deutschland über. Johannes Tauler († 1361) predigte in Straßburg, sein Zeitgenosse Heinrich Suso in Konstanz. Von einem unbekannten Gesinnungsgenossen der drei Letztgenannten, einem Priester zu Frankfurt a. M., stammt die Schrift, die Luther unter dem Titel „Ein deutsch Theologia" veröffentlichte.

Die bisherige Ausbildung, die man sich in Kloster-, Dom- und Stiftsschulen holte, konnte, sobald man sich über die Aneignung der kirchlichen Glaubenslehre und des von der Mittelmeerwelt überkommenen Bildungsschatzes hinaus weitere Aufgaben stellte, nicht mehr genügen. Es entstanden, wie es in der Art mittelalterlicher Gebundenheit lag, Lebensgemeinschaften von Lehrern und Schülern. Solch ein Verband wurde universitas, „Gemeinde", genannt; die Lehranstalt selbst hieß nach ihrem alle Wissensgebiete umspannenden Betriebe studium generale. Nach dem Muster der Pariser Universität gründete Karl IV. im Jahre 1348 die erste deutsche Universität zu Prag, der im selben Jahrhundert Wien, Heidelberg, Cöln, Erfurt, im Anfange des folgenden Würzburg, Leipzig und Rostock folgten.

Der päpstliche Stuhl stattete die Universität mit dem Vorrecht aus, zu lehren, zu prüfen und die Grade eines Baccalaurius, Magisters und Doktors zu verleihen. Man wird an die Zunftverfassung erinnert: der Scholar entspricht etwa dem Lehrling, der Baccalaurius dem Gesellen, der Magister oder Doktor dem Meister in den Gewerken.

Die Universitäten besaßen ferner das Vorrecht, sich selbst einzurichten und Gericht über ihre Mitglieder zu halten. Auch befreite sie der Landesherr oder der Rat der Stadt von Steuern und Abgaben. An ihrer Spitze stand der gewählte Rektor; ein Geistlicher bekleidete das Kanzleramt.

Der Schüler, der von einer Kloster-, Dom- oder Stadtschule in die Lehrgemeinde eintrat, wurde unter lächerlichen Bräuchen, die später in Rohheiten ausarteten, Bewohner eines Collegiums, das der Universität selbst gehörte und unter der Leitung eines Magisters stand, oder einer Burse, die ein Magister unter der Aufsicht der Universität unterhielt. Er hatte zunächst den genau vorgeschriebenen Lehrgang der Facultas artium durchzumachen, mußte eine bestimmte Reihe von Vorlesungen hören und sich an bestimmten Disputationen beteiligen. Den Vorlesungen lag eine Schrift zugrunde, die der Lehrer erklärte und zusammenfaßte. Für die Disputation wurde ein Satz aufgestellt, der mit Beweisgründen anzufechten war; sein Verteidiger hatte die Angriffe abzuweisen, indem er entweder darlegte, daß sie nicht stichhaltig seien, oder daß sie allgemein anerkannten Grundsätzen widersprächen. Solche Erörterungen hatten den Zweck, das gedächtnismäßig in den Vorlesungen aufgespeicherte Wissen gebrauchsfertig zu machen und das Denkverfahren der Zeit einzuüben.

Nicht alle Scholaren erreichten das Ziel, das sie berechtigte, durch eine Prüfung den Grad eines Baccalaurius zu erwerben. Der Baccalaurius mußte wieder einen geordneten Lehrgang zurücklegen, zugleich aber sich als Gehilfe eines Magisters betätigen. Dann durfte er sich einer zweiten Prüfung unterziehen, deren Bestehen ihm die Würde eines Magisters ein-

trug. Feierliche Bräuche zeichneten Prüfung und Promotion aus; auch entstanden dem Prüflinge nicht unbedeutende Ausgaben, so daß das Streben mancher Studenten an diesem Hindernis scheiterte.

Der Magister war oft verbunden, seiner Universität einige Jahre als artistischer Lehrer zu dienen. Er konnte sich jedoch unterdessen als Scholar einer höheren Fakultät, der juristischen, medizinischen oder theologischen, widmen und hier die Grade eines Baccalaurius und Doktors erwerben.

Die Würden, die die Universität zu verleihen hatte, gaben dem Graduierten keinerlei Berechtigung im Leben der Kirche oder des Staates. Er erwarb sich kein Anrecht auf Berücksichtigung bei der Verleihung von irgendwelchen Ämtern oder Pfründen. Der Bildungstrieb allein bewog vielmehr die Eltern, ihre Söhne der freien Lehrgemeinde zuzuführen. Erst im endenden Mittelalter ergaben sich Aussichten auf Anstellung als Rektor einer Stadtschule, als Stadtschreiber oder als Rechtsgelehrter einer fürstlichen Kanzlei. So verstärkte sich langsam die Schicht der Laien, die eine Universität besucht hatten: die Überlegenheit, die der geistliche Stand als Besitzer der Bildung besessen, war dahin. Dabei übte der Bildungsgang, der den einzelnen Scholaren in eine frühe Selbständigkeit führte, eine scharfe Auslese; haltlose Naturen gingen in der Masse der fahrenden Leute unter. Wer sich allen Versuchungen gewachsen gezeigt und einen akademischen Grad erworben hatte, durfte als ein tüchtiger Mann gelten.

Als die Städte aufblühten, stellten sich für die neue Aufgabe einer emsigeren Seelsorge die Bettelorden der Kirche zur Verfügung; nicht hinter Klostermauern bildeten diese Mönche eine selbstgenügsame Lebensgemeinschaft, sie predigten und dienten dem Bürger. Zugleich aber nahmen sie die alte Mönchsgewohnheit wissenschaftlicher Betätigung in zeitgemäßer Weise auf: sie stellten die Lehrer der Universitäten. Sie suchten und fanden die Antwort auf jene beiden Fragen, die die katholische Kirche zwar dauernd befriedigt, tatsächlich aber die Menschen der großen Umwälzung entgegengeführt hat, die Renaissance und Reformation hervorriefen.

3. Die Lösung der ersten Aufgabe durch die Scholastik:

a) Das Ergebnis für den einzelnen.

Die Frage nach dem Verhältnis begrifflicher Welterfassung zu dem Weltbilde der täglichen Eindrücke zu beantworten, war die wissenschaftliche Aufgabe der Scholastik. Von dieser Antwort hing die Bedeutung ab, die man dem Einzelwesen und seinen Lebensäußerungen zuerkennen wollte.

Im Zeitalter geistiger Gebundenheit war der einzelne hilflos ohne den Halt der Lebensgemeinschaft, der er angehörte. Außerhalb der Kirche gab es kein Heil; der Landesverwiesene war der Elende. Daher mußte den

Menschen dieser Tage die umfassendste, allgemeinste Form des Lebens als die lebensvollste erscheinen. So war der Realismus die gegebene Antwort auf jene Frage, die Lösung, die in den Universalien, den Gattungsbegriffen, Wirklichkeiten erblickte. Wie das eine Ding Eigenschaften in höherem oder niederem Grade als ein anderes besitzt, schwerer, leichter, dunkler, heller, länger oder kürzer ist, so schrieb man ihm auch mehr oder weniger Sein zu. Das Einzelding hat den geringsten Grad von Sein, Gott als das vollkommenste Wesen den höchsten. Der begrifflichen Welterfassung, wie sie die Kirche lehrte, war Recht, dem Weltbilde der täglichen Eindrücke Unrecht gegeben: sie soll Wahrheit verkünden, was uns die Sinne dagegen aufdrängen, luftiger Schein sein.

Gläubig sich der Kirchenlehre hingebend — „non quaero intelligere, ut credam, sed credo, ut intelligam“ (Anselm von Canterbury, † 1109) —, war die Scholastik zu ihrer Lösung gelangt. Allein ihre Voraussetzung, daß auch im tiefsten Geheimnis des Glaubens ein Vernunftzusammenhang sei, bedeutete eine erste Regung geistiger Selbständigkeit; so wurde die menschliche Vernunft bei aller Selbstbescheidung doch zur Pfadfinderin erhoben. Zugleich aber wurde der Widerspruch erweckt. Der Nominalismus (Roscelin um 1100) behauptete, daß die Gattungsbegriffe nur Sammelnamen, die gemeinsamen Bezeichnungen für verschiedene Dinge seien; das wahrhaft Wirkliche sei das Einzelwesen, wie uns Auge, Ohr und Hand zu jeder Stunde belehren. Zwar wurden die Folgerungen aus dieser Ansicht kirchlich verurteilt; aber sie war ausgesprochen, zwang den Realismus zu Zugeständnissen und wirkte sich erst aus, als die Scholastik, die im Besitze allein des bruchstückartigen Bildungsschatzes der Mittelmeerwelt in unfruchtbare Streitigkeiten auszuarten drohte, durch die Bekanntschaft mit Aristoteles neue Anregungen gewann.

Durch die Vermittlung der Araber und spanischer Juden wurden die Schriften des Aristoteles um 1200 dem Abendlande bekannt. Albertus Magnus sah zuerst den Widerspruch, in dem sich die Philosophie des Griechen zur Kirchenlehre befand. Jener brachte eine natürliche, diese vertrat die geoffenbarte Religion. Da mußte der Verzicht auf die Begreifbarkeit der gesamten Kirchenlehre offen ausgesprochen werden: mit dem natürlichen Licht unserer Vernunft können wir nur einen Teil von ihr erkennen; die Offenbarung ist übervernünftig, obschon nicht widervernünftig. Die Kluft zwischen Glauben und Wissen ließ sich wohl noch mühsam überbrücken; aber die als Pfadfinderin aufgerufene Vernunft, die die Unterwerfung unter die Kirchenlehre erleichtern sollte, verlangte volle Anerkennung. Duns Scotus († in Cöln 1308) und Wilhelm von Occam († in München 1347) begannen von einer zweifachen Wahrheit zu sprechen.

Von der farbigen Wirklichkeit hatte die Kirchenlehre den Menschen abgerufen zu einer ihm ungewohnten begrifflichen Welterfassung, die er demütig und gehorsam hinnehmen sollte. Jetzt war der Weg gezeigt und erstritten zu einer neuen begrifflichen Erfassung jener Wirklichkeit, zu einer selbständigen Wissenschaft freien Forschens. Schon Roger Bacon wies um 1275 seine Zeit von den Autoritäten zu den Sachen, von den Meinungen zu den Quellen, von der Dialektik zur Erfahrung, von den Büchern zur Natur. Die Scholastik hatte ihre Aufgabe erfüllt, die geistige Gebundenheit des Einzelwesens zu lösen; seine geistige Verselbständigung durchzuführen, war die Aufgabe des folgenden Zeitalters.

b) Das Ergebnis für die Lebensgemeinschaften.

Von der Antwort auf jene wissenschaftliche Frage hing zugleich die Bedeutung ab, die man den Lebensgemeinschaften zuerkennen wollte. Augustin hatte Eigentum und Herrschaftsverhältnisse, bestimmt durch die Zustände seiner Zeit, aus dem Sündenfall abgeleitet: der weltliche Staat sei eine Schöpfung der Selbstsucht. Die deutschen Kaiser und die Päpste hatten daher seinen Gottesstaat verwirklichen wollen; um die Führerschaft war zwischen ihnen der Kampf entbrannt. Zwar hatte der Papst gesiegt; doch die Erlebnisse dieses Streites waren nicht zu vergessen. Die Bedeutung des Staates war gerade in den Zeiten, da die Kirche unter Innocenz III. über ihn triumphierte, den Deutschen aufgegangen. So klagt Walter von der Vogelweide:

Jâ leider desn mac niht gesîn,
daz Guot und wertlich Êre
und Gotes Hulde mêre
zesamene in ein Herze komen.
Stîg unde Wege sint in benomen:
Untriuwe ist in der Sâze,
Gewalt vert ûf der Strâze;
Fride unde Reht sind sêre wunt.
Diu driu enhabent Geleites niht,
diu zwei enwerden ê gesunt.

An solchen Erfahrungen konnte die Scholastik nicht vorübergehen. Thomas von Aquino gab daher die Auffassung Augustins auf. Auch der Staat ist ihm eine notwendige Lebensgemeinschaft. Sprache, Hilfsbedürftigkeit und Geselligkeitstrieb des einzelnen erweisen sein Daseinsrecht. Er hat den Menschen zur bürgerlichen Tugend zu erziehen, ihn zur Erfüllung seines irdischen Zweckes zu befähigen, damit er tüchtig werde für das Heil, das ihm die Kirche vermittelt. Also ist der Weltstaat dem Gottesstaate untergeordnet, wie der Leib der Seele.

Bei dieser halben Anerkennung der weltlichen Lebensgemeinschaft konnte die Scholastik nicht stehenbleiben, je mehr sie das Recht der Vernunft auf die Bearbeitung der Sinnenwelt betonte. Dante behauptet die Ebenbürtigkeit der beiden Schwerter, Marsilius von Padua in seinem Defensor pacis vom Jahre 1346 die staatliche Allgewalt. Auch hier hat die Scholastik den Weg aus geistiger Gebundenheit heraus gewiesen und den folgenden Zeitaltern die Aufgabe gestellt, das Verhältnis des einzelnen zu den ihn umspannenden Lebensgemeinschaften von Grund aus neu zu erfassen.

4. Die Lösung der andern Aufgabe durch die Mystik. Die Mystik hat die andere Aufgabe gelöst, den deutschen Menschen mit der Forderung der Demut und des Gehorsams auszusöhnen, die die Kirche als hierarchische Heilsanstalt erhob. Bernhard von Clairveaux, Franz von Assisi, Eckhart, Tauler und Suso waren die Seelenführer zu einer neuen, zarteren Frömmigkeit. Damit wurden die rohen und die feinen Mittel der Selbstpeinigung überholt, wie wir sie als grobe Kraftleistungen bei den Deutschen des frühen Mittelalters und als ausgeklügelte Marterung des Fühlens und Wollens bei den Cluniazensern finden.

Die Mystiker gingen von der Beobachtung aus, daß die ungezügelte Leidenschaftlichkeit den Menschen unfrei und unselig macht; daß sie sich durch kühle Erwägung und durch äußeren Schliff wohl für den Augenblick in Schranken halten, aber nicht überwinden läßt; daß wir nur durch die Ausrichtung unseres Willens auf ein Ziel, das alle Kräfte der Seele in Bewegung setzt, Gelassenheit und Freiheit erreichen. Von dieser Erfahrung aus wandten sie die ganze menschliche Einbildungskraft dem Leiden Christi zu. „Du sollst mit geduldigem Leiden und in leidender Demut", ruft Tauler in einer Predigt, „dich in Christi Leiden versetzen und es dir einprägen." In diesem leidenschaftlichen Nacherleben erlöschen alle anderen Leidenschaften: „Die Liebe scheidet alle Dinge von der Seele" (Eckhart); sie „schämt sich, daß sie an Ehre und Vorteil und Hoffart gedacht"; „da sollen wir verleugnen allen Willen und alles Begehren und Wirken; es soll bleiben allein lautere Liebe zu Gott, daß wir ihm allein sein und Raum geben wollen" (Tauler). Eine tiefe Ruhe zieht in das Herz: „Richtest du deinen Sinn auf nichts anderes, suchst du nichts anderes, bewegt dich nichts anderes als Gott, dann wird die Last leicht sein; denn allein das Höchste bewegt dich, und dessen Bewegung ist gar sanft" (Eckhart). Aus dem Verzicht auf die beschränkten Triebe und Regungen der Seele geboren, stellt diese Ruhe die irdische Seligkeit dar. Zugleich erspringt aus jenem leidenschaftlichen Nacherleben der Liebe Christi das Mitleiden mit den

Bedrängten und Geplagten: „Wenn der Mensch sich übt in dem schauenden Leben, so kann er von rechter Fülle es nicht ertragen, er muß ausgießen und sich üben in dem wirkenden Leben" (Eckhart).

Aus Andacht, Beschaulichkeit und Nächstenliebe webt sich so unter den starren Formeln und Satzungen einer hierarchischen Heilsanstalt ein Leben zarter Innerlichkeit. Mitten in dem Marktlärm der mittelalterlichen Stadt treffen wir es als Eigentum frommer Herzen, die sich in der Kirche geborgen fühlen, wie weltlich sie sich auch, romanischer Geistesart ergeben, darstellt. Gleichwohl konnte es nur einem Geschlechte genügen, in dem sich der einzelne ohne die ständige Leitung und Aufsicht der ihn eingliedernden Lebensgemeinschaften haltlos wußte. Willig verzichteten diese Menschen auf jedes, wenn auch noch so enge Eigenleben, um dafür ein Leben einzutauschen, das sie mit gleichem Herzschlage ihre Lebensgenossen durchfließen fühlten. Die Mystik hatte dem Zeitalter geistiger Gebundenheit genug getan, als sie ihm die angemessene Lebensform entdeckte. Aber zugleich hatte sie das Eigenleben auf dem Boden der besonderen Anlage des einzelnen abgetragen. Wurde er damit nicht um Lebenswerte betrogen? Werden sich künftige Geschlechter ebenso willig in solchen Verzicht fügen? Diese Fragen waren der neuen Gesellschaft gestellt, die sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu bilden begann.

B. Die Erziehung im Zeitalter geistiger Verselbständigung (1450–1800).

I. Der Zeiten ungeheurer Bruch (1450—1600).

1. Die neue Gesellschaft.

1. Der vergebliche Kampf des Bauernstandes um Geltung im Volksganzen.

Der Bauer hatte den Boden Deutschlands, soweit er beackerbar war, aufgeschlossen; auch das Siedlungsgebiet östlich der Elbe war voll besetzt. Der Wald mußte jetzt gegen Rodung geschützt werden, sollte er dem Landhunger nicht erliegen. Die Hufe, die alte Einheitsfläche des Bauernhofes, war gehälftet und geviertelt; auf dem schmal gewordnen Gütchen drängten sich die Kostgänger. Die Städte aber schlossen ihre Tore gegen den drohenden Zuzug vom Lande. Die Gewerke suchten jeden Wettbewerb, der ihnen dort erwachsen konnte, zu unterdrücken. Der Preis der ländlichen Erzeugnisse sank, da der blühende Handel die Märkte mit Waren fremder Länder reich versorgte; die Abgaben dagegen, die der Bauer in Geld zu entrichten hatte, wurden in alter Höhe erhoben und waren jetzt schwerer aufzubringen. Der Bürger verspottete den Tölpel; die Grundherren begannen seine Notlage immer selbstsüchtiger auszunutzen, um selbst standesgemäß auftreten zu können.

Tatkräftige Männer hatten im 12. und 13. Jahrhundert dem Überschuß der Bevölkerung im Osten Siedlungsland gewonnen. Jetzt versagten die ohnmächtigen Kaiser aus dem Hause Habsburg, der greisenhafte Friedrich III., der unstete Maximilian, der Ausländer Karl V. Die Landesfürsten dagegen waren noch nicht Herren in ihrem Gebiete; im Ringen mit den Ständen, vor allem mit den Städten, verbrauchten sie ihre Kraft. Während sich den Völkern Europas, die auf den Atlantischen Ozean hinausblickten, eine neue Welt auftat, bot Deutschlands Boden seinen Söhnen nicht mehr genügenden Raum; seine innere Unfertigkeit aber machte es unfähig, ihnen Neuland zu verschaffen.

Durch die Bauernschaft ging in diesen Tagen das Gefühl, daß ihr die Entscheidungsstunde geschlagen habe: daß ihr Weg sie entweder bei duldendem

Zuwarten zu völliger Unterdrückung und Verelendung oder durch Gewalt zur Geltung im Volksganzen führte. Dabei war sie sich der Bedeutung bewußt, die sie im Lande für ihre Arbeit beanspruchen konnte. Dieses Selbstbewußtsein war reifer als der Stolz, wie ihm einst Helmbrechts Vater Ausdruck gegeben. Man forderte nicht bloß die Aufhebung der gerade als besonders drückend empfundenen Lasten; der Bauer Joß Fritz warf den Gedanken eines deutschen Kaisertums in die Bewegung: „er sagte, daß sie den Kaiser und sonst keinen andern Herrn haben, daß sie einen beständigen Frieden in der ganzen Christenheit machen wollten". Dieser Gedanke wurde in Flugschriften weiter ausgesponnen: die Sonderherrschaften der weltlichen und geistlichen Fürsten sollten aufhören; der Kaiser sollte mit Hilfe einer unmittelbaren Besteuerung des Volkes das Reich durch Beamte regieren; Schöffen aus den verschiedenen Ständen sollten die Gerichte vom Orts- bis zum Kammergericht besetzen, eine Münze, ein Maß und Gewicht Handel und Verkehr erleichtern, Zölle und Wegegeld beseitigt werden.

Ein neues Menschentum wollte sich hier aus der Gebundenheit losringen. „Wir sind und wollen frei sein," riefen die zwölf Artikel der Bauern im Jahre 1525 ins Reich hinein. Allein es fanden sich wohl Führer, die Verschwörungen und Bünde zusammenbrachten und die ungelenken Massen zum Aufstande fortrissen; aber zu einem Neubau des Staatswesens fehlte es dem Volksganzen an Kraft und an einem starken deutschen Manne auf dem Kaiserthron. Die Fürsten, die schon vorher die Ritter unter Sickingens Führung am Rhein und unter Thomas von Absberg in Franken niedergeworfen hatten, wurden der unbeholfenen Aufrührer schnell Herr. Auf ihre Seite hatte sich Luther in dem richtigen Gefühle gestellt, daß die Obrigkeiten allein Ordnung schaffen, daß die haltlosen Rotten der Bauern nur zerstören konnten.

Den Fürsten gehörte die Zukunft; sie nutzten ihren Sieg zur Befestigung ihrer Landesgewalt aus. Die Bauern aber, grausam niedergeworfen, waren in die unglückliche Dumpfheit zurückgezwungen, aus der sie sich hatten erheben wollen. Sebastian Münster beschreibt ihre Lage um 1550:

„Der vierte Stand ist der der Menschen auf dem Feld, sitzen in den Dörfern, Höfen, Weilern. Die führen ein gar schlecht und niederträchtig Leben. Ihre Häuser sind schlechte Häuser, von Kot und Holz gemacht, auf das Erdreich gesetzt und mit Stroh gedeckt. Ihre Speise ist schwarzes Roggenbrot, Hirsebrei oder gekochte Erbsen und Linsen. Wasser und Molken ist fast ihr Trank. Eine Zwillichjoppe, zwei Bundschuh und ein Filzhut ist ihre Kleidung. Diese Leute haben nimmer Ruh, früh und spät hangen sie der Arbeit an. Ihren Herren müssen sie oft durch das Jahr dienen. Da ist nichts, was das arme Volk nicht tun muß."

Kostbare deutsche Kraft war vergeudet: welche Lebenswerte auch die Zukunft in deutschen Landen finden sollte, gerade dem bodenständigen Volksteile war jedes Mitleben und Mitwirken versagt. Das zeigt schon rein äußerlich die Tatsache, daß auf die kurze Blüte des deutschen Schrifttums in den Tagen der Reformation die Vorherrschaft der lateinischen Sprache und ein dritter Einbruch französischer Art und Gesittung folgte.

2. Der Sieg der Geldwirtschaft in Deutschland.

Der Verkehr aus dem Morgenlande, der über Oberitalien nach Süddeutschland führte, erreichte im 15. Jahrhundert seinen größten Aufschwung. Dann aber lenkte die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien den Handel langsam in andere Bahnen: die Portugiesen begannen in den arabischen und indischen Meeren die alten Handelsstraßen zu beunruhigen, auf denen die Waren des Ostens bisher dem Mittelmeere zugeflossen waren. Allein noch verstand es der deutsche Kaufmann, obwohl er den Schutz eines starken Heimatstaates entbehren mußte, sich auch auf diesen Umschwung einzustellen: die Vertreter seiner Handelshäuser saßen jetzt auch in Antwerpen und Lissabon. So stand Deutschland in regem Güteraustausch mit dem fernen Osten, Süden und Norden und sofort auch mit den neuentdeckten Ländern jenseits der Meere.

Die Städte blühten auf. In Süddeutschland entstanden größere Verlagsgeschäfte, die die für sie schaffenden Meister zu Arbeitern machten; an Stelle des Tagelohnes kam der Stücklohn auf, man schritt zur Arbeitsteilung. Der Bergbau regte sich am Harz, in Sachsen, Böhmen und Tirol. Der große Unternehmer, der mit seinem Blick ganze Länder überschaute, übte zum ersten Male die neue Macht des Geldes. Jakob Fugger schrieb an Karl V.: „Es ist auch bekannt und liegt am Tage, daß Eure Kaiserliche Majestät die Römische Krone ohne meine Hilfe nicht hätten erlangen können, wie ich denn solches mit eigenhändigen Schreiben der Kommissare Eurer Majestät beweisen kann. Wenn ich hätte vom Hause Habsburg abstehen und Frankreich fördern wollen, so hätte ich viel Geld und Gut erlangt, wie mir denn solches auch angeboten worden ist.“ Handelsgesellschaften taten sich zusammen und kauften bestimmte Waren auf, um ihren Marktpreis willkürlich festzusetzen. Den Großen suchten es die kleinen Geldbesitzer in halbmüßiger Krämerei nachzutun. Auch die Zünfte sammelten Reichtum an; so vermochten sie Ringe zu bilden, um ihren Erzeugnissen Preissteigerungen zu erwirken. Nur den Meisterkindern stand schließlich die Meisterschaft offen. Der einfache Geselle durfte nicht mehr daran denken, sie sich

zu erwerben; er blieb ein gelernter Lohnarbeiter sein Leben lang. Daher übernahmen die Gesellenverbände jetzt den wirtschaftlichen Schutz ihrer Mitglieder gegen die Meister; selbst die Sorge für die Lehrlinge wußten sie der Zunft zu entringen.

3. Die Lebenswandlung. So entband der Sieg der Geldwirtschaft unter den Bürgern die Kräfte des einzelnen, die sich bisher nur in der engen Fassung der Lebensgemeinschaften hatten betätigen können. Der Kaufmann kam vorwärts, wenn er im Wettstreit mit den andern seine Fähigkeiten einsetzte. Selbst der kleine Krämer mußte auf die eigene Geschicklichkeit vertrauen. Wagemut gehörte dazu, sich an der Bildung von Gesellschaften und Ringen zu beteiligen. Reisen und Wandern, das Los des Kaufmanns und des Handwerkers, führten den einzelnen aus der Familie und Heimat in die Fremde, wo er für sich einstehen mußte. Man lernte den Halt der Lebensgemeinschaften missen, dafür aber den Wert der Begabung und entschlossener Kraft schätzen.

Diese Hochachtung wirkte aber wieder auf das gesellige Treiben zurück. Von unten strebte herauf, wer es sich kraft seiner Mittel oder seiner Leistung gestatten konnte. Schon äußerlich suchte sich jeder durch sein Gewand zu heben; Gesetze mußten gegen den Kleideraufwand einschreiten. Arbeit verstand man zu achten; und Arbeit schändete nicht. Eine Arbeit aber, in der Eigenleben sich aussprach, machte im Kreise geistig Freier ebenbürtig. Wolfram von Eschenbach hatte nicht als Dichter, sondern als Ritter in seiner Welt Anerkennung gefordert:

Schildes Ammet ist min Art;
swelchiu mich minnet umme Sanc,
so dunket mich ir Witze kranc.

Jetzt verlangte und genoß der Künstler, der Gelehrte, der Beamte, des Wertes seiner geistigen Leistung sich bewußt, die Achtung der führenden Kreise, der wohlhabenden Bürger und der Reichsfürsten. Zu dieser Stellung führte der Weg über die Universität. Manch armseliger Bursche, der die dort geübte Auslese im Daseinskampfe zu bestehen die Kraft besaß, erklomm, von milden Gaben erhalten, die Stufenleiter akademischer Würden. Die geachtete Stellung des Gebildeten bestimmte aber auch manchen Adligen, seinen Sohn der Universität zuzuführen.

Seit den Tagen, da zum erstenmal ein Prediger aus den Bettelorden die Bürger seelsorgerlich in ihrer Muttersprache betreute, hatten sich die

Menschen in der deutschen Stadt gewandelt. Einen Eindruck von ihrem Wesen gewährt uns Hans Sachs († 1576), der bürgerliche Dichter dieser neuen deutschen Welt. Ihm fiel in dieser Zeit zu, wie er selbst berichtet,

groß Wohlfahrt in mancherlei Stück,
als Reichtum, Ehr und großes Glück,
wohlzogne Kind, ein treu Ehweib,
voll, schön und mit gesundem Leib.
Jedermann hielt mich hoch und herrlich,
auch hielt ich mich tapfer und ehrlich.
All diese Gaben nahm ich schier,
als hätt' ich selber sie von mir,
von Natur und durch Geschicklichkeit,
durch Kunst und sinnige Weisheit.

Der Dichter fühlt sich als den Schmied seines Schicksals und gibt sich so ganz als Kind seiner Zeit. Die Lebensstimmung seiner Tage, ihre Lebensart, ihre Weltkenntnis und Weltbeobachtung spricht uns aus den Schwänken und Fastnachtsspielen des Meisters an. Das Leben selbst, wie es mit seinen Aufgaben, Freuden und Leiden die deutschen Herzen erfüllte, ist sein Gegenstand; er durfte bei seinen Mitbürgern auf unmittelbares Verständnis rechnen.

Bezeichnend für diese Zeit sind auch die Lebensbeschreibungen, die ein Thomas Platter, ein Götz von Berlichingen hinterlassen. „Berühmte und gelehrte Männer haben von ihnen begehrt, daß sie von Jugend auf ihr Leben beschreiben." „Ihr Vorhaben, Gemüt und Meinung" wünschen sie verstanden zu sehen. „Ich will also hiemitt", schreibt der Ritter Götz, „meine Sachen zu Gott setzen, der soll mein Zeug sein, daß ich mein Lebenlang, es sey in Knaben Weiß oder in meinen manlichen Tagen, keinen Biderman, er sey wo er wölle, Freund oder Feind, denen ich wenig oder viel, klein oder groß, von meiner Jugend biß ins Alter zugesagt, welchs nicht die Wahrheit gewesen, oder ime nicht Treuen und Glauben gehalten." Der einzelne Mensch gestaltet bewußt sein Leben selbst; die Beweggründe, die ihn bestimmen, die Lebenswerte, die er verwirklicht, weiß er der Beurteilung seiner Mitmenschen unterworfen. Sie sollen sie würdigen; als eine Welt im kleinen will er anerkannt werden. So war ein bürgerliches Geschlecht herangewachsen, das sich um ein Eigenleben mühte, mitten im Arbeitstreiben der deutschen Stadt sich bewegte und den Lebensgehalt des einzelnen abzuschätzen wußte.

2. Die neue Wissenschaft.

1. Die Renaissance.

a) In Italien.

Dem neuen Geschlechte ging ein neues Verständnis für den Bildungsschatz der Mittelmeerwelt auf. In Italien hatte sich unter günstigeren Verhältnissen die große Lebenswandlung früher als in Deutschland vollzogen. Dort war man, unbefriedigt von dem Betriebe der Scholastik, ihrer unfruchtbaren Tüftelei und ihrer ungefügen Sprache, auf die Formvollendung der Schriften der Alten aufmerksam geworden. So neu angezogen, entdeckte man, daß aus ihnen gleichgestimmte Seelen zur Gegenwart sprachen.

Die Umwelt jener Alten war greisenhaft geworden; der Tag der Griechen und Römer hatte sich geneigt. Da waren ein Seneca, Mark Aurel und Epiktet bei sich selbst eingekehrt und hatten den Regungen ihres eigenen Lebens nachgespürt. Sie hatten als sichere Habe besessen, wonach sich die Menschen jetzt aus der drückend gewordenen Gebundenheit heraus sehnten: die Selbstherrlichkeit des Lebens. Für diese ihre Haltung hatte dem vergangenen Zeitalter Sinn und Verständnis gefehlt. Jetzt aber las man die alten Lateiner und Griechen mit neuer Inbrunst und Hingabe, stöberte die Reste ihres Schrifttums auf und versuchte nicht bloß ihr Leben zu leben, sondern auch formvollendet wie sie und in ihrem Geiste zu sagen, was Herz und Sinne bewegte. Jetzt glaubte man die Lebenswerte voll erfaßt zu haben, die einst der Römer der Kaiserzeit mit dem Begriffe der Humanität umschrieben hatte. Diesem Leben gaben Künstler in ihren Werken Ausdruck und Gestalt.

b) In Deutschland.

Die Kirche fand sich in Italien mit dem neuen selbstherrlichen Leben ab, das sich von den durch sie verkündigten Werten lossagte und nur das Starke, Schöne und Glänzende gelten lassen wollte. „Die Völker, die Rom am nächsten sind, haben am wenigsten Religion," erklärt Machiavelli. Anders lagen die Dinge in Deutschland. Hier beherrschte alle Schichten ein tiefes religiöses Verlangen. Je selbständiger der einzelne Mensch sich fühlte, um so mehr empfand er das Bedürfnis, für sich zum Frieden zu kommen. Der in Deutschland erfundene Holzschnitt und Kupferstich versuchte auch dem bescheidenen Manne in den Totentänzen den Ernst der Stunde und in Darstellungen des Leidens Christi das Geheimnis der Erlösung anschaulich vorzuführen; und zu den Herzen, die, noch unberührt vom Zweifel, das im Bilde Geschaute schlicht als Wahrheit nahmen, redeten die Zeichnungen eine erschütternde Sprache.

Bei dieser Einstellung des Lebens konnte in Deutschland von einer Übernahme des Humanismus, wie er sich in Italien auswirkte, nicht die Rede sein. Im Gegensatze zu dem Herrenmenschentume Italiens bewegte die religiöse Frage irgendwie die Gemüter, die an der neuen Wissenschaft Gefallen hatten. Desiderius Erasmus (1466—1536), ihr glänzendster Vertreter auf deutschem Gebiete, fühlte sich gedrungen, das griechische Neue Testament herauszugeben. Er wollte „die Philosophie Christi" erfassen, deren Übereinstimmung mit den Lehren eines Plato und Cicero ihm gewiß war. Reuchlin schrieb eine hebräische Grammatik und ermöglichte so ein Vordringen über die lateinische Bibel der Kirche zum Urwortlaut des Alten Testaments.

Von den Alten lernten die deutschen Humanisten mitten im Arbeitstreiben der deutschen Stadt *Lust am Schaffen und Wirken in der Welt*. Sebastian Brant stellte in seinem Narrenschiff fest:

Schau den Duckmäuser!
Wir wollen ja doch auch erwerben,
Daß uns Gott läßt in Gnaden sterben,
wie er, obgleich er Tag und Nacht
liegt auf den Knien, betet und wacht;
er will nur fasten und Zellen bauen,
wagt weder Gott noch der Welt zu trauen.

Pirkheimer, der Freund Dürers, prägte den Spruch:

Gang nicht müßig, arbeit hier auf Erden,
so magstu reich und selig werden.

Mutianus Rufus, der im Kreise der Erfurter Humanisten tonangebend war, sah in Christus die Weisheit Gottes, die nicht bloß bei den Juden, sondern überall in der Welt bei Griechen, Römern und Germanen unsichtbar gewaltet habe. So bereitete sich still jene Lebensanschauung vor, die nachmals als natürliche Religion und Sittenlehre in der Zeit der Aufklärung das religiöse Verlangen zu befriedigen und die Lebensführung zu regeln unternahm.

An den *Universitäten*, deren Zahl sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verdoppelte, drang der *Humanismus* allmählich in die artistischen Fakultäten ein. Er erreichte, daß man die Dichter und Schriftsteller der Alten Welt behandelte, statt des mittelalterlichen sich des Lateins der klassischen Zeit bediente und die griechische Sprache pflegte. Auch die Stadtschulen öffneten sich diesen neuen Bestrebungen. Den letzten Widerstand fegten „die Briefe der Dunkelmänner" fort, die in dem Streite Reuchlins mit den Dominikanern Kölns um das hebräische Schrifttum seine scholastischen Gegner dem öffentlichen Spotte preisgaben. An diesen er-

dichteten Briefen, die die hohle Art und das Duckmäusertum der alten Wissenschaft übertreibend offenbaren, hatte der Ritter Ulrich von Hutten mitgearbeitet († 1523).

2. Die Überbietung der Antike. Die neue Wissenschaft führte ihre Jünger nicht bloß zu den Alten, sondern zugleich über sie hinaus. Den Deutschen wurde die Germania des Tacitus bekannt; diese Schilderung der Ahnen in klassischem Latein weckte völkisches Empfinden. Gegen den Hochmut der Welschen, von denen man doch so willig lernte, besann man sich auf sich selbst. Gegen sie erhob vor allem Hutten seine Stimme; er erinnerte den Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen an Arminius, „den besten und tapfersten Feldherrn, der je auf Erden gewesen ist, dem seine Feinde dieses Zeugnis gegeben haben, der nicht bloß sein Heimatland, sondern ganz Deutschland aus den Händen der Römer gerissen hat, damals als sie am mächtigsten waren". Konrad Celtes forderte 1492 in seiner Antrittsrede als Lehrer der Poesie und Rhetorik zu Ingolstadt eine heimische Geschichtsschreibung: „Schämt euch doch, ich bitte euch, daß sich in einem Volke, das so viele denkwürdige Kriege geführt hat, in Ungarn, Italien und gegen den wilden Tyrannen, der sich im Christenblute wälzt, heute niemand findet, der, was deutsche Tapferkeit geleistet hat, der Unsterblichkeit überliefert, während die Ausländer in ihren Geschichtsbüchern gegen alles Gesetz der Geschichte unsere Tapferkeit wie die Nattern begeifern und mit parteiischen Worten, um nicht zu sagen Lug und Trug, womit diese Leute zu eigenem Lob sehr freigebig sind, unsere herrlichen Taten verkleinern." Der Elsässer Wimpheling schrieb die erste zusammenfassende deutsche Geschichte.

Der Königsberger Johannes, der sich Regiomontanus nannte († 1476), gab sich in Nürnberg mathematischen, astronomischen und erdkundlichen Studien hin; er gründete die erste europäische Sternwarte. Seine astronomischen Vorarbeiten ermöglichten den Seefahrern des endenden 15. Jahrhunderts ihre großen Entdeckungsreisen. Paracelsus († 1541) suchte über die Lehren der antiken Ärzte hinauszugehen; er hielt in deutscher Sprache Vorlesungen und strebte aus der Natur zu lernen. Ein Gefühl der Überlegenheit wollte hier dem Bildungsschatze der Mittelmeerwelt gegenüber durchbrechen, wie es nachmals das glücklichere England und Frankreich erfüllte und zu eigenen Leistungen in Kunst und Wissenschaft anspornte. Aber die ungünstige Entwicklung, die Deutschland bevorstand, erstickte diese ersten schüchternen Regungen.

In der Alten Welt hatte die Handarbeit den Sklaven obgelegen, während sich der freie Mann wissenschaftlichem Nachdenken hingab. Der

neuen Gesellschaft war dieses spröde Nebeneinander von Forschung und Anwendung fremd. Hier wurde der Meister bei seiner Arbeit unmittelbar auf die Lücken seines Wissens gestoßen; er kannte aus eigener Erfahrung die noch nicht überwundenen Schwierigkeiten seines Handwerks. Wenn er dann grübelnd vorwärtszudringen suchte, so kam ihm die Vertrautheit mit den Handgriffen seines Arbeitsgebietes zustatten. Sein Rechnen und Messen, seine Versuche gingen von der Beobachtung aus. Bei der vielfachen Verschlungenheit aller Betätigungen bedeutete aber jede Förderung des einen neue Anregung für ein anderes Gebiet. Daher häuften sich in dieser Zeit die Erfindungen und Entdeckungen. Die Welt wurde weiter, als sie die Alten gekannt, die Zeit kostbarer, das Fragen nach Ursache und Wirkung bestimmter und erfolgreicher. Kopernikus († 1543) faßte das Wissen seiner Tage in dem Entwurfe eines Weltbildes zusammen, das kühn die Erde und den Menschen aus dem Mittelpunkte des Alls rückte. Ein italienischer Humanist urteilte, daß „das deutsche Volk für den gemeinsamen Nutzen anderer Völker arbeite, alte Künste ans Licht bringe und neue erfinde".

In drei Bildern hat Albrecht Dürer in den Jahren 1513/14 das Deutschtum seiner Zeit zu deuten versucht. Der heilige Hieronymus sitzt in seiner Zelle am Pulte und schreibt. Der breitkrempige Hut an der Wand, weiche Kissen rings auf den Bänken erzählen von der bequemen Art des Alten, die allem Störenden und Ärgerlichen klug zu begegnen weiß. Die Sonnenstrahlen rinnen durch die Butzenscheiben in die Stube. In diesem stillen Frieden sonnt sich selbst der grimme Leu und schließt die Augen; da stört nicht der Totenschädel, obschon im Stundenglase die Sandkörner rieseln und die Flucht der Zeit auch hier anzeigen. So erfaßt der Künstler das der Wirklichkeit abgewandte Wesen des deutschen Gelehrtentums, wie es sich in der Nachfolge eines Erasmus und Melanchthon zu formen im Begriffe war. — Ein zweites Bild zeigt eine grübelnde, tiefernste Frauengestalt, auf Flügeln herniedergestiegen aus einer anderen Welt, den Zirkel in der Hand, zwischen den Werkzeugen der Forschung. Am Himmel geistert ein Nordlicht. Eine Fledermaus flattert durch die Dämmerung: die Melancholie. Die Sanduhr neben dem magischen Zahlenquadrat an der Wand der Lugwarte mahnt an die eilenden Stunden. Vor des Künstlers Seele stand die unermeßliche Aufgabe, wie sie sich der neuen Wissenschaft darstellte, die Erforschung der geheimnisvollen Natur. Gestattet die karg zugemessene Zeit dem brütenden Menschengeiste, sie zu bewältigen? Das ist seine schwermütige Frage; doch Zahlen und Zirkel ermöglichen ein Nachrechnen und Messen. Ins Innere der Dinge dringt der Forscher nicht; wohl aber wird sich ihm ihre Gesetzmäßigkeit erschließen.

So deutet der Künstler als vorahnender Seher die Zeichen der werdenden Naturwissenschaft. — Endlich ein Ritter reitet seiner Burg zu, die stolz und sicher auf hohem Berge ihn erwartet. Da erscheinen im Hohlwege zwei unheimliche Gewalten: der Tod zeigt ihm das Stundenglas, der Teufel krallt nach ihm. Doch aufrecht sitzt der eiserne Mann im Sattel. Er hat in tiefster Seele den Frieden: ihm werden die lebensfeindlichen Gewalten nichts anhaben. Ahnte der Künstler, daß in einer Klosterzelle zu Wittenberg eine neue Lebensanschauung gefunden war?

3. Die neue Lebensanschauung.

1. Luthers Entwicklung. Martin Luther entstammte einem thüringischen Bauerngeschlechte, das in Möhra ansässig war. Sein Vater Hans war in Eisleben eingewandert, um im Bergbau ein besseres Auskommen zu suchen, als es ihm die vollbesetzte heimatliche Scholle zu bieten vermochte. Schon wenige Monate nach dem Geburtstage des Kleinen (10. November 1483) wanderten die Eltern nach Mansfeld. Dort gelang es der Tatkraft des Vaters, es zu Wohlstand und Ansehen zu bringen. Dieselbe Entschlossenheit bestimmte ihn, seinem Sohne eine sorgfältige Schulbildung zu geben. In Mansfeld, Magdeburg und Eisenach bereitete sich der Knabe auf die Universität vor. In Erfurt, wo er vom Jahre 1501 ab die artistische Fakultät durchlief, widmete er sich, der Philosoph und Musikus, ein hurtiger, fröhlicher Geselle, wie ihn seine Genossen nannten, nach Erlangung der Magisterwürde dem Studium der Rechtswissenschaft. Der strebsame Hans Luther wünschte seinem Sohne die geachtete Stellung eines Rechtsgelehrten in einer geistlichen oder weltlichen Kanzlei. Da trat der Jüngling im Jahre 1505 überraschend und gegen den Willen des Vaters in das Augustinerkloster der Stadt. Ein Gewitter, das er auf offenem Felde durchlebt, hatte ihm das Gelübde erpreßt: „Hilf, liebe St. Anna, ich will ein Mönch werden!“ Er hatte in der Weise des Zeitalters geistiger Gebundenheit sein Leben gestaltet, wie es die Kirche von so manchem Heiligen ihren Frommen erzählte.

Redlich versuchte es Luther im Kloster mit den Heilsmitteln der Kirche. Aber er war doch ein Mensch des neuen Zeitalters. Aus seiner Frage: „O, wenn willtu einmal fromm werden und genug tun, daß du einen gnädigen Gott kriegest?“ spüren wir klar und deutlich das Eigenleben seiner Seele, die sich nicht mit der einfachen Beschreitung des kirchlichen Heilsweges zufrieden gibt, sondern selbst befriedet werden will. Sie braucht mehr als Beratung, die dem vergangenen Zeitalter genügte; sie verlangt nach unmittelbarem Erleben.

Wie der Humanist die Schriften der Alten mit neuem Verständnis las,

so erging es auch Luther, als er sich in die Briefe des Apostels Paulus vertiefte. Hier hatte ein Mensch mitten in einer Zeit geistiger Verselbständigung den Weg aus einer Gesetzesreligion zur Gesinnungsreligion Jesu gefunden. Mit Hilfe der seinen Tagen geläufigen religiösen Begriffe hatte er sein Erlebnis beschrieben. Diese Sprache wurde dem Mönche wieder verständlich; er fand in ihr ausgesprochen, was er suchte. Er erlebte nach, was Paulus erfahren hatte, und entdeckte die Unvereinbarkeit dieses Erlebnisses mit dem Verfahren, das die katholische Kirche mit ihrem Anhänger einschlug.

Nachdem sich Luther im Jahre 1512 in Wittenberg den Grad eines theologischen Doktors erworben, begann er dort mit der Losung „von Aristoteles zurück zu Paulus und Augustin" seine Lehrtätigkeit und begeisterte für sie Amtsgenossen und Schüler. Am 31. Oktober 1517 trat er mit seinen Thesen gegen den Ablaßkram, wie ihn Tetzel betrieb, in die Öffentlichkeit; auf der Bahn, die er damit eingeschlagen, gab es nun kein Halten mehr.

2. Die neue Lebenserfahrung Luthers.

Luther hatte das Erlebnis des Apostels Paulus nacherlebt; allein er hatte, obschon er meinte, die alte verschüttete Frömmigkeit des Urchristentums nur wiederentdeckt zu haben, mehr erlebt: er hatte die Lebensanschauung gewonnen, die die neue Gesellschaft notwendig gemacht hatte, und die sie forderte. Das gibt ihm die weltgeschichtliche Größe.

a) Das Erlebnis menschlichen Eigenwertes.

Der Mensch der neuen Gesellschaft hatte den Halt der Lebensgemeinschaften missen gelernt; er wollte selbst eine Welt im kleinen sein. Dieses innerste Bedürfnis der Zeit bewegte auch Luther. Im Tale wird der Blick des Wanderers durch Gebüsch und Hügel behindert; tritt er auf den einsamen Berggipfel, so liegt die Landschaft in ihren großen Zügen unter ihm ausgebreitet: so riß sich auch Luther von allen äußerlichen Dingen entschlossen los und wagte es, Gott selbst sich zu stellen, ihm zu glauben, ihm zu trauen, mit seiner Wirklichkeit Ernst zu machen. Da empfand er das Hochgefühl des kühnen Bergsteigers: das niederdrückende Erfahren unsers Lebens verlor ihm alle Beängstigung, von der selbst der ungebundenste Herrenmensch nicht loskommt. Er fühlte die große, schlichte Einheit des Lebens, wie die Aussicht vom Gipfel den Zusammhang in den Linien des Geländes offenbart, und sich selbst dieser Einheit lebendig eingefügt. „Das ist gar eine hohe herrliche Würdigkeit," ruft er in seiner Schrift Von der Freiheit eines Christenmenschen aus, „und eine recht allmächtige Herrschaft, ein geistliches Königreich; da

ist kein Ding so gut, so böse, es muß mir dienen zugut, so ich glaube, und doch bedarf ich sein nicht, sondern mein Glaube ist mir genugsam. Siehe, wie ist das eine köstliche Freiheit und Gewalt der Christen!" Mit diesem Erlebnis menschlichen Eigenwertes war die Lebensgemeinschaft einer seelenbeherrschenden Kirche entbehrlich geworden. Ihr Weltherrschaftsgedanke war für den deutschen Menschen innerlich überwunden.

b) Der Lebenswert des weltlichen Berufes und der Berufsarbeit.

Der Mensch der neuen Gesellschaft stand mitten im Arbeitstreiben der deutschen Stadt. Seine Leistung im Gemeinwesen gab dem einzelnen sein Ansehen und bestimmte seinen bürgerlichen Wert. Dagegen hatte „die Kirche erfunden, daß Papst, Bischöfe, Priester und Klostervolk wird der geistliche Stand genannt, Fürsten, Herren, Handwerker- und Ackerleute der weltliche Stand" (Luther An den christlichen Adel). Immer wieder hatte sich der fromme Eifer gegen die Verweltlichung der Geistlichen gewandt; immer neue Versuche waren unternommen worden, das Mönchswesen zu verbessern, wenn der anwachsende Reichtum der Klöster ihre Insassen zu Ausschweifungen verführte. Ein dumpfer Groll beherrschte schließlich weite Kreise gegen die unverbesserlichen Pfaffen. Da traf Luther das Übel an der Wurzel. Jene Unterscheidung eines geistlichen und weltlichen Standes nennt er eine gar feine gleißnerische Erfindung, menschenerdichtete Rede und Gesetz. „Ein Schuster, ein Schmied, ein Bauer, ein jeglicher hat seines Handwerks Amt und Werk, und sind doch alle gleichermaßen geweihte Priester und Bischöfe; und ein jeglicher soll mit seinem Amt oder Werk den andern nützlich und dienstlich sein, daß also die vielerlei Werke alle auf das Beste der Gemeine gerichtet sind, Leib und Seele zu fördern." Das Arbeitstreiben, wie Luther es in deutschen Landen sah, wurde ihm zum wahren Gottesdienst, der weltliche Beruf, dem sich der einzelne im Volksganzen nach Neigung und Begabung widmete, zur gottgegebenen Heilsanstalt: die Arbeit, die der Deutsche auf dem Boden der Heimat lieben gelernt hatte, erhielt so ihre Weihe und einen nicht mehr zu überbietenden Lebenswert. Damit war aber zugleich der Anspruch der Kirche, die Heilsanstalt Gottes zu sein, in seiner Wurzel angeschlagen.

c) Die Erfahrung des Lebensursprungs.

Dem vergangenen Zeitalter hatte die Kirche eine sinnliche Glückseligkeit als Lohn für eine fromme und ein ebenso greifbar anschauliches Verderben als Strafe für eine böse Lebensführung vorgehalten. Himmel und Hölle hatten Dichtung und Bildwerk den Menschen jener Tage mit ihrer erfahrungs-

armen und darum schrankenlosen Einbildungskraft ausgemalt; umso eindrucksvoller wirkte das Angebot der Gnadenmittel der Kirche. Sie hatte dazu noch ihr Verfahren immer rücksichtsloser dem Stande der Geldwirtschaft angepaßt, je weltlicher die Ziele der päpstlichen Staatslenkung in Italien und je größer die Geldnöte des päpstlichen Hofes wurden. Die neue Gesellschaft beherrschte allerdings noch der bunteste Aberglaube; der Hexenwahn war allgemein verbreitet und zeitigte entsetzliche Untaten; seine Berechtigung wurde von Gelehrten und Ungelehrten verfochten; die Sterndeutung und Goldmacherkunst durften überall auf Anhänger rechnen. Abe sie hatte den Lebensgehalt des einzelnen Menschen abzuschätzen gelernt. So glaubte auch Luther mit seinen Zeitgenossen an den leibhaftigen Teufel und an seine Bündnisse mit Hexen und Zauberern. Aber Jesus gegenüber fühlte und sah er klar, worauf es ankam. „Es ist nicht genug gepredigt, wenn man Christi Leben und Werk obenhin und nur als eine Historia und Chronikengeschichte predigt. Er soll und muß also gepredigt sein, daß mir und dir der Glaube daraus erwachse und erhalten werde. Welcher Glaube dadurch erwächst und erhalten wird, wenn mir gesagt wird, warum Christus gekommen sei, wie man seiner gebrauchen und genießen soll, was er mir gebracht und gegeben hat." „Christus erkennen", so drückte sich Melanchthon in seiner Glaubenslehre aus, „bedeutet, seine Wohltaten erkennen, nicht aber seine Naturen und seine Menschwerdung bedenken." Das Lebenserbe, das Jesus der Menschheit erworben, den Gehalt seines Lebens wollte Luther erfaßt sehen: er hatte es selbst erfahren, daß sich Leben nur an Leben entzündet. Nun bedurfte der Fromme nicht mehr des ängstlich gehüteten Weltbildes der Kirche als Ansporn oder Abschreckungsmittel; hatte es die Kirche bisher der wissenschaftlichen Forschung entgegengehalten, jetzt war ihr freie Bahn gebrochen.

3. Die Scheidung der Geister. Die neue Lebensanschauung war von einem Manne erstritten, der in seinem Innern selbst den Schritt vom Zeitalter geistiger Gebundenheit zum Zeitalter geistiger Verselbständigung hatte tun müssen:

Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch,
und fest umklammert er sein Bibelbuch.
In seiner Seele kämpft, was wird und war,
ein keuchend hart verschlungen Ringerpaar.
Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet. —
Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht.

(K. F. Meyer.)

Die neue Lebensanschauung hatte die wunderbare Frische des unmittelbaren Erlebnisses, aber zugleich trug sie die deutlichen Narben des schweren

Kampfes, die anderen befremdlich bleiben mußten. Darum riß Luther wohl in den Frühlingstagen der Bewegung alle Geister mit sich fort. Aber dann setzte die große Scheidung ein, die das deutsche Volk zerrissen und bis heute dauernd gespalten hat.

Die Humanisten konnten ihm nicht folgen, weil er von paulinischen und augustinischen Gedanken nicht lassen mochte, deren Wahrheit er erlebt zu haben meinte. Es handelte sich um die Behauptung der völligen Unfähigkeit des natürlichen Menschen zum Guten. Dem Bewußtsein, daß Gott allein im Menschen den Willen bestimme, verdankte er seine Kraft: er fühlte sich überall als das Werkzeug des Herrn; und nur diese Gewißheit trug ihn durch alle Gefahren, machte ihn sieghaft und unüberwindlich. Erasmus dagegen und sein Anhang sahen ihre Überzeugung von der Übereinstimmung der Alten mit den Grundwahrheiten des Christentums gefährdet: wenn man dem Menschen den freien Willen absprach, so konnten jene nicht die Wahrheit besessen haben. Ihnen bedeutete Luthers Vorgehen eine Umwälzung; sie befürchteten als ihre Folge ein Zurücksinken in die alte Barbarei. Sie scheuten, der Wirklichkeit abgewandt, den Kampf, der ausgetragen werden mußte, um die geistige Verselbständigung zu erreichen.

Auch ein Zusammengehen Luthers mit Zwingli, dem Schweizer Reformator, erwies sich als unmöglich. Ihre verschiedene Auffassung des Abendmahls stand zwischen beiden. Wie Luther schöpfte auch Zwingli aus der Gewißheit, von Gott erwählt zu sein, seine Kraft. Aber er verlor nicht wie jener den Zusammenhang mit dem Humanismus, indem er Gottes Allwirken betonte: er offenbare sich überall; aus dieser Offenbarung stamme der Glaube aller Völker an eine Gottheit; doch nur in Christus habe sich seine Güte der Menschheit vollkommen erschlossen. Luther fehlte dieser weite Blick; für ihn bestand nur, was er selbst erlebt hatte; diese Einseitigkeit aber gab ihm die Wucht beim Vorwärtsstürmen. Zwingli dagegen konnte und mochte nicht seine humanistische Vergangenheit verleugnen. Sein Werk bekam erst durch Calvin, der nach seinem Tode auf dem Schlachtfelde sein Fortsetzer wurde, weltgeschichtliche Bedeutung. Er gab der Frömmigkeit der Reformierten den harten, unbeugsamen Ernst, der sich von der gemütvollen Heiterkeit Luthers scharf unterscheidet. Diesem ist das Berufsleben, wie es der einzelne gerade führt, die Gelegenheit, seines Glaubens Kraft zu betätigen; er weiht den Werktag mit seinem Inhalt. Jener dagegen verlangt, daß sich jeder als Krieger Gottes, die Gemeinde selbst als seinen Tempel fühle; er macht den Kampf für Gottes Zwecke zum Inhalt des Werktags. Keltische Art hat in Calvins Auffassung die ihr angemessene Lebensanschauung im neuen Zeitalter gefunden, während Luthers Glaube germanischem Wesen entsprach.

Der undeutsche Kaiser entschied sich auf dem Wormser Reichstage gegen Luther. Daher fehlte der großen Bewegung, die in jenen Tagen das deutsche Volk ergriffen hatte, die einheitliche Führung. Die Bauern erstrebten eine Besserung ihrer Lage; die Handwerker in den Städten fochten die Mißstände an, die die Geldwirtschaft mit sich gebracht hatte. Alle diese Kreise waren zuerst mit Luther gegangen. Jetzt erhoben sie sich und suchten umgekehrt ihn mit ihrer Sache zu verbinden. Da mußte er sich zu dieser dritten, bittersten Scheidung entschließen. Er warf sich den Schwarmgeistern entgegen und rief gegen die aufständischen Bauern die Obrigkeiten auf.

4. Die Lage nach Luthers Tode. So hatte Luther sein Werk in die Hände der Landesfürsten gelegt. Damit sicherte er ihm die Zukunft; zugleich aber hatte er sich weite Kreise in Deutschland entfremdet. Hier konnte die Gegenwirkung der katholischen Kirche erfolgreich einsetzen.

Die neue Lebensanschauung hatte nicht mit einem Schlage das Feld gewonnen. Wie die neue Gesellschaft selbst erst in der Bildung begriffen war, so war auch bei Luther Altes und Neues noch unausgeglichen zusammengeschlossen: paulinische und augustinische Gedanken waren mit seiner neuen Lebenserfahrung verbunden. Diese Beschaffenheit legte dem nachfolgenden Geschlechte die Aufgabe auf, das Lebenserbe Luthers klar herauszuarbeiten. Ein widerwärtiger Zank brach aus, der um so unheilvoller wirkte, als er die Kraft des in die Verteidigung gedrängten Protestantismus lähmte. Ein Zusammengehen mit der Schweizer Reformation wäre dringend notwendig gewesen, war aber für die blinden Zänker zum Schaden der allgemeinen Sache gänzlich ausgeschlossen.

Die lutherische Rechtgläubigkeit schuf ihr Lehrgebäude, indem sie allein den Glaubensvorgang darstellte, den Paulus durchgemacht und Luther in seiner Entwicklung ihm nacherlebt hatte; sie schaltete dagegen immer mehr die neue Lebenserfahrung aus, die er gewonnen hatte. Dieses Verfahren war bedingt durch die Gestaltung der äußeren Lage Deutschlands. Jene neue Lebenserfahrung war entstanden in der Mitte einer Gesellschaft, in der „sich tausend fleißige Hände regen und in feurigem Bewegen alle Kräfte kundwerden", und für sie errungen. Seinen lieben Deutschen lebte und wollte Luther leben. Aber die Zerrissenheit Deutschlands und das undeutsche Kaisertum des spanischen Habsburgers wurde in dieser Zeit, da die Welthandelsstraßen aus dem Mittelmeere auf die freie See verlegt wurden, unsers Volkes Verderben. Die fremden Staaten schlossen den deutschen Kaufmann aus, nachdem er den Handelsverkehr genügend gefördert

und seine Schuldigkeit als Bahnbrecher, Lehrmeister und vor allem als Geldgeber getan hatte; ohne heimischen Schutz mußte er sich der Macht fügen. Dem eingeengten, mühseligen Volke wurde Luthers neue Lebenserfahrung unverständlich; vertraut blieb ihm allein sein mühseliges Ringen, das ihn aus der Enge der Klostermauern geführt hatte.

4. Die Tage des Gelehrten.

1. Luthers Entwürfe zu einer Neugestaltung des Bildungswesens.

Die Unruhen, die dem Wormser Reichstage folgten, störten den Betrieb der Universitäten und Schulen. Die Schwarmgeister verachteten jede künstliche Bildung und wollten allein dem inneren Lichte vertrauen. Der Aufstand der Bauern verwüstete das Land. Die Kirche, die bisher den meisten Akademikern eine Versorgung geboten hatte, schien der Auflösung verfallen. Die Klöster leerten sich; ihre Unterrichtsanstalten gingen ein.

a) Die Erzieherpflicht des Staates und der Gemeinde.

In diese Verwirrung griff Luther im Jahre 1524 ein mit seiner Schrift: „An die Ratherren aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen." Am liebsten hätte er das weltliche Regiment, das ihm eine göttliche Ordnung ist, den Staat, mit der Aufgabe betraut, für die Erziehung der Jugend zu sorgen; so aber wendet er sich an die Gemeinde:

„Der gemeine Mann tut hier nichts zu, kann's auch nicht, will's auch nicht, weiß auch nicht; Fürsten und Herren sollten's tun; aber sie haben aufm Schlitten zu fahren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen und sind beladen mit hohen merklichen Geschäften des Kellers, der Küche und der Kammer. Und ob's etliche gern täten, müssen sie die andern scheuen, daß sie nicht für Narren oder Ketzer gehalten werden. Darum will's euch, liebe Ratherren, allein in der Hand bleiben; ihr habt auch Raum und Fug dazu, besser denn Fürsten und Herren."

Muß die Stadt für zeitlich Friede und Gemach sorgen, indem man Geld an Büchsen, Wege, Stege, Dämme wendet, so hat sie auch die Aufgabe, „ihr bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft zu bedenken, daß sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlgezogener Bürger hat; die können darnach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht brauchen." Luther hatte der Arbeit des Berufes den denkbar höchsten Lebenswert gegeben. Folgerichtig verlangte er jetzt die gediegenste Ausbildung des einzelnen für solche Arbeit und machte sie zur Gewissenspflicht der weltlichen Lebensgemeinschaften. Wurde den nachfolgenden Geschlechtern die neue Lebenserfahrung Luthers unverständlich, so war der Zukunft der

Weg gewiesen, in sie wieder langsam hineinzuwachsen, indem tatsächlich der Staat und die Gemeinde immer bewußter und umfassender ihre Pflicht der Jugenderziehung ergriffen und begriffen.

b) Die Notwendigkeit einer geordneten Erziehung der gesamten Jugend.

Luther ist es um die lateinische Schule zu tun, aus der der künftige Geistliche und Rechtsgelehrte hervorgeht. Aber er weist ihr auch die Aufgabe zu, die Knaben des Tages eine Stunde oder zwei zu unterrichten, während sie die andere Zeit im Hause schaffen und Handwerk lernen, und die Mädchen, die ihrer Geschäfte im Hause wohl warten, eine Stunde zu unterweisen. „Welche aber der Ausbund darunter wären, deren man sich verhofft, daß geschickte Leute sollen werden zu Lehrern und Lehrerinnen, zu Predigern und andern geistlichen Ämtern, die soll man desto mehr und länger dabei lassen oder ganz daselbst zu verordnen." Die Notwendigkeit einer geordneten Erziehung der gesamten Jugend, einer geregelten Unterstützung der Eltern in ihren Pflichten gegen ihre Kinder war also klar erkannt; nur mußte man sich am Anfange mit dem Notbehelf der lateinischen Schule für alle Knaben und Mädchen abfinden.

Was Karl dem Großen vorgeschwebt hatte, der Gedanke einer religiösen Volksbildung, um dessen Verwirklichung mühte sich die Reformation mit ganz andern Aussichten auf Erfolg. Um jedem das Wort Gottes zugänglich zu machen, übersetzte Luther die Bibel. Um auch dem einfachen Manne eine Anleitung zu ihrem Verständnis zu geben, schrieb er den kleinen Katechismus. Die Erfindung der Buchdruckerkunst ermöglichte die weiteste Verbreitung seiner Schriften. Jedem Lesekundigen stand der Zugang zu ihnen frei.

Luther hatte den Eigenwert des Einzellebens in neuer Weise erfahren. Auch diese Lebenserfahrung konnte sich die Zukunft nur erobern, indem immer bewußter und umfassender jeder einzelne Mensch zur Ausbildung seiner Anlagen gebracht und daseinstüchtig und lebenswüchsig gemacht wurde.

c) Der Bildungswert der Geschichte.

Dem Einwande, ein jeglicher könne seine Töchter und Söhne wohl selber lehren oder je ziehen mit Zucht, begegnet Luther mit dem Hinweise auf die „Erfahrung", die dem einzelnen Vater abgehe. Er verwirft die „eingezwungene und ehrbare Gebärde", die man im Hause der Jugend wohl beibringen könne. Damit wird aller äußerlichen Abrichtung das Urteil gesprochen, wie sie im vergangenen Zeitalter üblich gewesen, an der Wolfram von Eschenbach An-

stoß genommen hatte. Luther verweist zur Erklärung seines Hinweises auf „die Erfahrung" auf den Wert der Geschichte:

„Wo man sie lehrte und zöge in Schulen oder sonst, da gelehrte und züchtige Meister und Meisterinnen wären, die da die Sprachen und andere Künste und Historien lehrten, da würden sie hören die Geschichte und Sprüche aller Welt, wie es dieser Stadt, diesem Reiche, diesem Fürsten, diesem Mann, diesem Weibe gegangen wäre, und könnten also in kurzer Zeit gleich der ganzen Welt von Anbeginn Wesen, Leben, Rat und Anschläge, Gelingen und Ungelingen für sich fassen, wie in einem Spiegel, daraus sie denn ihren Sinn schicken und sich in der Welt Lauf richten könnten mit Gottesfurcht, dazu witzig und klug werden aus denselben Historien, was zu suchen und zu meiden wäre in diesem äußerlichen Leben, und andern auch darnach raten und regieren."

Auch diese Einschätzung der Geschichte ist bedeutsam. Luther hatte es erfahren, daß nicht aus einem lockenden und schreckenden Weltbilde Leben erwächst, sondern daß sich Leben an Leben entzündet. Diese Lebenserfahrung konnte nur einem Geschlechte vertraut werden, das immer bewußter und umfassender angeleitet wurde, sich des Lebenserbes der Vergangenheit zu gemächtigen.

2. Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. Nach den Entwürfen Luthers hat Philipp Melanchthon das protestantische Schulwesen Deutschlands ausgestaltet. Er war im Jahre 1497 als der Sohn eines Waffenschmiedes zu Bretten in der Pfalz geboren; Reuchlin war sein Großoheim. Als Lehrer der griechischen Sprache wurde der junge Magister 1518 nach Wittenberg berufen. Hier schloß der Humanist den Bund fürs Leben mit dem Reformator. Seine Fürsorge für das Schulwesen in den evangelischen Gebieten, seine geschickten Lehrbücher, die treue Ausbildung eines gelehrten Lehrerstandes erwarben ihm den wohlverdienten Ehrennamen praeceptor Germaniae.

Weist Luthers Lebenserfahrung in eine ferne Zukunft, so ist Melanchthon der feine, gediegene Mittler, der von Erasmus und Reuchlin durch der Zeiten ungeheuren Bruch hinüberleitet zu den Tagen der natürlichen Wissenschaften. Hatte der Reformator schroff und scharf mit den Humanisten gebrochen, er vereinigte in seinem Leben die neue Frömmigkeit mit der Liebe zu den Alten.

Für ihn stimmte Christentum und Antike zusammen in der hochgesinnten, zweckvollen Erfassung des Lebens und der Welt. Beide brachten ihm das innerste Bedürfnis, die innerste Anlage des Menschen zum Ausdruck. Das natürliche Licht, das uns mitgegeben ist, befähigte das Altertum zu seiner wissenschaftlichen Welterkenntnis. Da es aber durch den Sündenfall verdunkelt ist, so mußte die Offenbarung der Antike zu Hilfe kommen: sie ergänzt ihre Welterkenntnis durch das Sittengesetz der zehn Gebote und

durch das Evangelium. So besitzen wir zu der Welterkenntnis, die wir den Alten verdanken, in den göttlichen Geboten „die deutliche Lehre über die Hingabe des Herzens an Gott" und beziehen aus der Frohbotschaft Christi die Kraft zu dieser Hingabe. In seiner Gegenwart sah Melanchthon die Welterkenntnis des Altertums wiederentdeckt durch den Humanismus und fortgeführt durch die eben einsetzende Naturforschung und die Offenbarung neu verstanden durch die Reformation.

Er fühlte sich in Lebensgemeinschaft mit den Lehrern der ganzen Erde; er glaubte an ein Weltreich der Wissenschaft. Dabei aber versank ihm nicht der Lebenszusammenhang mit seinem Volke. Er verehrte den Kaiser; als sich seine Volksfremdheit in Worms offenbart hatte, zog es ihn zu den Kurfürsten und freien Reichsstädten.

3. Das Bildungswesen der Protestanten.

Mit seiner Erfassung des gesamten Wissens seiner Zeit erfüllte Melanchthon Prediger, Lehrer und Bildungsanstalten. Im Verein mit Luther gab er Wittenberg die vorbildliche Verfassung der protestantischen Universität. Die philosophische Fakultät ist noch immer berufen, die Vorbildung zu ergänzen, die sich der Student auf der Lateinschule erworben hat. Aber nicht mehr behandelt jeder Magister wie früher die gesamten Fächer, sondern er ist für ein bestimmtes Fach berufen und besoldet: feste Lehrstühle sind für die einzelnen Fächer errichtet. Latein, Griechisch und Hebräisch, die drei Sprachen der Alten Welt, haben ihre besonderen Vertreter; über die einzelnen Zweige der aristotelischen Philosophie lesen andere, Grammatik, Rhetorik und Poesie wieder werden von verschiedenen Professoren behandelt.

Nach einem festen Stundenplan hören die Studenten ihre Vorlesungen; in bestimmter Zeit haben sie alle Fächer durchzunehmen, um mit der Magisterprüfung abzuschließen. Zu den Disputationen des vergangenen Zeitalters sind Übungen in der Beredsamkeit getreten. Ein Neulateiner, befähigt, das Schrifttum der Alten fortzusetzen, ein Gelehrter sollte sich aus der philosophischen Fakultät dem besonderen Fachstudium in der theologischen, juristischen oder medizinischen zuwenden.

Nach dem Muster Wittenbergs wurden die Universitäten in den evangelischen Ländern umgestaltet, in Marburg, Königsberg, Jena und Helmstedt neue begründet.

Für die Lateinschulen, die auf die Universität vorbilden sollten, wurde der sogenannte kursächsische Schulplan vorbildlich, der im Unterricht der Visitatoren enthalten ist, den Melanchthon für die Kirchen- und Schulvisitation im Jahre 1528 bearbeitete. Es setzt die Verhältnisse der Kleinstadt voraus, indem er die Schüler der einklassigen Schule in „drei Haufen"

teilt, von denen der erste lateinisch lesen und schreiben lernt, während sich der zweite die lateinische Grammatik aneignet und leichtere lateinische Werke liest, und während sich der dritte schwierigeren lateinischen Schriftstellern zuwendet und ihnen in Aufsätzen und Versen nachzuahmen sucht. Neu war die Forderung des Religionsunterrichts; hier lernte man die neue Lehre kennen. Gesang wurde regelmäßig getrieben. Die Klasse war einem einzigen Lehrer anvertraut. In größeren Städten wuchs die Zahl der Klassen, so daß große Schulen die Jahrgänge einzeln unterrichteten. Griechisch und Hebräisch schloß Melanchthons Plan aus. Allein humanistischer Einfluß und Ehrgeiz gewann diese Sprachen auch für die Lateinschule. Die größeren Schulen führten auch in die Wissenschaften ein: Rhetorik und Dialektik, Arithmetik und Geometrie, Physik und Kosmologie wurden in alter Weise behandelt. Öffentliche Reden, Disputationen, Aufführungen klassischer oder neulateinischer Stücke dienten dazu, die Fertigkeiten der Schüler zu üben und zu zeigen.

Luther hatte sich an den Rat der Städte mit der Aufforderung gewandt, für Schulen zu sorgen. Er hatte Erfolg: die Städte gründeten Schulen, stellten Lehrer an und besoldeten sie, erließen unter Mitwirkung der Geistlichkeit Schulordnungen und beaufsichtigten den Unterrichtsbetrieb. Aber auch die Landesfürsten besannen sich auf ihre Pflicht. Moritz von Sachsen bestimmte die Gebäude und Güter eingezogener Klöster für die Fürstenschulen von Grimma, Meißen und Pforta. Im Laufe des 16. Jahrhunderts folgten andere Fürsten seinem Beispiel. In den von ihnen gegründeten Landesschulen entstanden Musteranstalten, die Stadt und Gemeinden mit tüchtigen Beamten, Lehrern und Geistlichen versorgten.

Zunächst dachten Luther und Melanchthon daran, auch die Söhne des gemeinen Mannes während einiger Jahre die Lateinschule besuchen zu lassen. Der Gedanke, daß allen Volkskreisen eine gemeinsame Bildungsgrundlage beschafft werden müsse, war gewiß hochbedeutsam; aber daß man die Mehrzahl des Volkes mit einer Halbbildung, noch dazu mit einer unvölkischen Halbbildung, ins Leben hinausschickte, dieser Widersinn ging doch der Zeit auf. Es ist das Verdienst des schwäbischen Reformators Johann Brenz, durch seine württembergische Kirchenordnung vom Jahre 1559 den Weg zu einer Volksschule gewiesen zu haben. Sie bestimmt, daß der Meßner oder Küster der Kirche unter Aufsicht des Pfarrers die Jugend im Lesen, Schreiben, Rechnen, Katechismus und Gesang unterrichte. Er sollte sich selbst vor seiner Wahl über seine Befähigung ausweisen. Diese Einrichtung einer „deutschen Schule" wurde für andere Gebiete vorbildlich.

4. Das Bildungswesen der Katholiken.

Karl V. mißlang die gewaltsame Erdrosselung des Protestantismus durch den Schmalkaldischen Krieg. Schon vorher war der katholischen Kirche in dem Basken Ignatius von Loyola der Retter erschienen. Jenem seltsamen Volke entstammend, das wie ein Findling aus Urzeittagen am Winkel des Busens von Biskaya haust, hatte der Ritter während der Heilung von einer schweren Kriegswunde einen neuen Weg entdeckt, den Menschen zur Demut und zum Gehorsam gegen die Kirche zu stimmen. Seine geistlichen Übungen, unter der Aufsicht eines Meisters abgehalten, veranlassen den Übenden, mit Hilfe körperlicher Peinigungen seine Einbildungskraft so zu steigern, daß er das lockende und schreckende Weltbild der Kirche als volle Wirklichkeit erlebt und, erschüttert und verzückt zugleich, sein ganzes Ich ihr als Werkzeug ausliefert. Das bedeutet die völlige Versklavung des Menschen, die denkbar planvollste Ausnützung aller seiner Anlagen und Kräfte durch einen Herrenwillen. Aus seinem Leben wird, was nur irgend werden kann, um das Opfer des höchsten Lebensglückes, der geistigen Selbsttätigkeit. Die Steigerung der Leistungsfähigkeit bis zum höchsten Maße, die das Zeitalter geistiger Verselbständigung dem einzelnen gewinnen wollte, erstrebte auch Ignatius; aber dem Basken war der Gedanke, ihn zu einer Welt im kleinen zu machen, sinnlos, unfaßbar, wesensfremd. Die neue Gesellschaft war selbst noch im Werden begriffen; die Menschen jener Tage bemerkten allein die glänzenden Leistungen, zu denen Ignatius tüchtig machen wollte; ihnen entging dagegen das Opfer, das er verlangte. Erst als die neue Gesellschaft zur vollen Selbstbesinnung gelangt war, gingen ihr die Augen auf: der Jesuitenorden, der 1540 zur Rettung der Kirche gestiftet worden war, wurde im Jahre 1773 vom Papste selbst aufgehoben.

Seine Aufgabe war vor allem die Übernahme der Erziehung: wer die Jugend gewinnt, dem gehört die Zukunft. Die Habsburger und Wittelsbacher nahmen ihn in ihren Ländern auf. Hier besetzte er die Universitäten, gründete selbst Schulen oder bestellte staatlichen oder städtischen Anstalten Lehrkräfte, Leitung und Aufsicht. Da die Jesuiten den Abfall von der Kirche rückgängig machen wollten, so beschränkten sie sich auf die Bildung der höheren Stände; die von ihnen erzogenen Söhne der Fürsten und des Adels bestimmten dann von selbst die große Masse.

Das Collegium Germanicum in Rom wurde die Musteranstalt für die deutschen Jesuitenschulen. Gleich den evangelischen waren auch sie Lateinschulen. Aristoteles bestimmte den wissenschaftlichen, Thomas von Aquino den theologischen Unterricht. Nur in der Zuchtübung unterschieden sich die Anstalten der Jesuiten von den protestantischen. Während in diesen noch immer die Rute die Herrschaft führte, spornten die Jesuiten

den Ehrgeiz an. Jeder Schüler hatte einen Nebenbuhler; beide überwachten sich gegenseitig. Beständiger Wettbewerb hielt die Kräfte in steter Spannung. Die Schüler setzten sich aus den Knaben zusammen, die einmal Mitglieder des Ordens werden sollten, aus den Kostgängern, die man den Jesuiten aus vornehmen Familien zur Erziehung anvertraut hatte, und aus Gastschülern der Stadt. Der unentgeltliche Unterricht reizte auch manchen evangelischen Vater, seinen Sohn ins Jesuitenkolleg zu schicken. Dazu kamen sichtbare Unterrichtserfolge: die Lehrer verfügten bei der scharfen Auslese, die der Orden übte, über Lehrgeschick, Gelehrsamkeit und Hingabe; ein festes Unterrichtsverfahren bildete sich durch lange Überlieferung aus; und die Schulen zeigten öffentlich die Leistungen ihrer Zöglinge.

5. Der Gelehrte und die ungelehrte Masse. Die Lateinschulen auf evangelischem und katholischem Gebiete haben eifrig gearbeitet. Der Bildungsdrang der Deutschen führte ihnen zahlreiche Schüler zu. Die Beamtenstellen mehrten sich im Staate und in der Stadt. Das evangelische Dorf besaß in seinem Pfarrer einen studierten Mann. So gab es in deutschen Landen bald einen gelehrten Stand.

Aber der Gelehrte sprach und schrieb eine undeutsche Sprache. Was er zu sagen hatte, blieb der großen Masse des Volkes unverständlich; was er verhandelte, waren Gegenstände, die dem gemeinen Manne fremd waren; woran er sich zu freuen angelernt war, wußte der Geschmack der Menge nicht zu würdigen: der Gelehrte und der Ungelehrte lebten in verschiedenen Welten. Im Mittelalter war das Latein die Sprache der über den Völkern stehenden Kirche und Wissenschaft, das Deutsche die geachtete Umgangssprache und zugleich die Sprache der Dichtung gewesen. Der Gelehrte des 16. Jahrhunderts sah dagegen auf seine Muttersprache hochmütig herab als auf das verächtliche Verständigungsmittel mit dem ungelehrten Haufen, nur berufen, die leiblichen Bedürfnisse des Menschen anzuzeigen. Ungepflegt, verrohte und verkümmerte die deutsche Sprache, die eben noch Luther in so wunderbarer Weise zum Ausdruck der höchsten und tiefsten Empfindungen und Erfahrungen des Lebens gedient hatte.

Die ungelehrte Masse, deren wirtschaftliche Lage immer bedrängter wurde, war hilflos sich selbst überlassen. Die „deutsche Schule" war noch nicht leistungsfähig genug, ihr in dieser Not zu dienen; ihr fehlte dazu die tatkräftige Unterstützung der Gelehrten. Während in Frankreich und England Dichter und Schriftsteller in der Muttersprache zum Volke redeten, stelzte der deutsche Gelehrte in lateinischen Versen daher und verfaßte lateinische Dissertationen. Er war „die beredte und gelehrte Rechtgläubigkeit" selbst (eloquens et sapiens pietas), zu der ihn die Lateinschule und

die Universität gebildet. Daß der unbeholfenen Masse das völkische Selbstbewußtsein verloren ging, nimmt nicht wunder. Aber auch der seinem Volke entfremdete Gelehrte verlor völkisches Empfinden. Noch heute neigt der wissenschaftlich gebildete Deutsche nicht bloß zur Weltfremdheit, sondern verleugnet in falscher Scham oft völkisches Ehrgefühl. Er trägt noch immer an dem Erbteil aus den Tagen des Neulateinertums, wie es Melanchthon seinem heißgeliebten Volke mitzugeben durchaus nicht die Absicht gehabt hatte. Aber der humanistische Betrieb mußte in einem Volke, das staatlich zerrissen und in wirtschaftlichem Rückgange war, zu solchem erschütternden Ergebnis führen.

II. Die Zeit der natürlichen Wissenschaften (1600—1800).

1. Die Tage des Weltmannes (1600—1700).

1. Der Dreißigjährige Krieg und seine Folgen.

Luther hatte das Schicksal der neuen Lebensanschauung, die er seinem Volke erworben hatte, den Landesgewalten anvertraut; so war es zur Errichtung von Landeskirchen gekommen. Der Augsburger Religionsfriede hatte im Jahre 1555 den Streit zwischen Protestanten und Katholiken nur vertagt, nicht entschieden. Das Gezänk der Theologen, das mit der ungezügelten deutschen Leidenschaftlichkeit betrieben wurde, wirkte verhetzend; die Gemüter wurden dauernd in Erregung gehalten, in Haß gegen die Andersgläubigen, in Furcht vor Vergewaltigung um des Glaubens willen: der aufgestaute Ingrimm entlud sich im Dreißigjährigen Kriege.

Ihn benutzten die Nachbaren Deutschlands, um ihre Gegensätze auf seinem Boden auszutragen. Jetzt rächte es sich bitter, daß sich die Masse des Volkes selbst wehrlos gemacht hatte. Duldend mußte sie die entfesselte Roheit der Söldnerheere über sich ergehen lassen. Der Überschuß der Bevölkerung, dem man kein Neuland zu bieten vermocht hatte, wurde abgeschlachtet. Die Randgebiete Deutschlands am Oberrhein, an der Ost- und Nordsee gerieten in die Hand seiner beutegierigen Feinde, der Franzosen und Schweden. Die Schweiz und die Niederlande schieden aus dem Reichsverbande aus: damit gingen unserem Volke der Oberlauf und die Mündung des Rheinstromes dauernd verloren.

Mit inbrünstiger Freude begrüßte das todmatte Land den Frieden. Aber es war verwüstet, der Boden entwertet, die Einwohner schweren Seuchen, die dem Kriege nachfolgten, ausgeliefert. Dem verwahrlosten Geschlecht war alle Selbstachtung abhanden gekommen, jeder kriecherisch nur auf seinen Vorteil bedacht, wie die harte Notwendigkeit des Krieges die hilflosen Menschen erzogen hatte. In seinem „Abenteuerlichen Simplizissimus" hat

Grimmelshausen nicht bloß die Schrecken und das Elend des Krieges gezeichnet, sondern auch die Stimmung festgehalten, die einen Augenzeugen jener Tage erfüllte. Der einfältige Knabe, den die furchtbare Zeit in ihr Verderben hineingezwungen hat, mag als sehend gewordener Mann nach dem Friedensschluß, obwohl er „in seiner Ruhe leben könnte", in der schnöden, argen Welt nicht mehr zu Hause sein.

„Da sagte ich zu mir selber: Dein Leben ist kein Leben gewesen, sondern ein Tod, deine Tage ein schwerer Schatten, deine Jahre ein schwerer Traum, deine Jugend eine Phantasie und deine Wohlfahrt ein Alchimistenschatz, der zum Schornstein hinausfähret und dich verläßt, ehe du dich dessen versiehest. Du bist durch viel Gefährlichkeiten dem Krieg nachgezogen und hast in demselbigen viel Glück und Unglück eingenommen, bist bald hoch, bald nieder, bald groß, bald klein, bald beliebt, bald verhaßt, bald geehrt und bald verachtet gewesen. Aber nun, du o meine arme Seele, was hast du von dieser ganzen Reise zuwege gebracht? Dies hast du gewonnen: Ich bin arm an Gut, mein Herz ist beschwert mit Sorgen, zu allem Guten bin ich faul, träg und verderbt, und was das allerelendeste, so ist mein Gewissen angstig und beschwert; du selbst aber bist mit vielen Sünden überhäuft und abscheulich besudelt, der Leib ist müde, der Verstand verwirrt, die Unschuld ist hin, meine beste Jugend verschlissen, die edle Zeit verloren; nichts ist, das mich erfreut, und über dies alles bin ich mir selber feind. Als ich nach meines Vaters seligem Tod in die Welt kam, da war ich einfältig und rein, aufrecht und redlich, wahrhaftig, demütig, eingezogen, mäßig, keusch, schamhaftig, fromm und andächtig, bin aber bald boshaftig, falsch, verlogen, hoffärtig, unruhig und überall ganz gottlos worden, welche Laster ich alle ohne einen Lehrmeister gelernet."

Der Simplizissimus ist ein Abenteurerroman gleich dem Parzival Wolframs von Eschenbach. Aber dieser ist in den Tagen ritterlichen Glanzes gedichtet, jener in der Zeit nach dem Niederbruche bürgerlichen Glückes entstanden. Wolfram hatte ernsten Blickes in das sorglose Treiben seiner Standesgenossen geschaut, Grimmelshausen ist von tiefem Herzensgram gebeugt. Beide jedoch führen ihren Helden zur Selbstbesinnung. Daher konnte die Lebensöde, die völlige Ohnmacht eines Lebens zur Selbstverwirklichung, die über die zertretenen Menschen Deutschlands gekommen war, nicht das letzte Ergebnis des großen Krieges, die Flucht in die Weltabgeschiedenheit nicht die Lösung der Wirklichkeit sein: unser Volk hat sich aus seiner Niederlage wieder erhoben.

2. Der Selbstherrscher und seine Aufgaben.

Der Westfälische Friede sprach den Fürsten die unbeschränkte Landeshoheit zu. Sie waren feierlich anerkannte Selbstherrscher. Die Entwicklung, der Luther mit seiner Erklärung, daß das weltliche Regiment eine göttliche Ordnung sei, Ausdruck gegeben, vollendete sich. Auch der katholische Landesfürst hatte aus der gebietenden Stellung, die sein evangelischer Genosse seiner Landeskirche gegenüber einnahm, Vorteil gezogen: die alte Kirche brauchte

ihn als Werkzeug bei ihrem Kampfe gegen die Reformation und ordnete sich ihm unter. Samuel Pufendorf († 1694) beschrieb die tatsächliche Lage, wenn er dem Herrscher eine höchste, straflose, unverantwortliche, von jedem bestimmten Gesetze entbundene, für die Untertanen heilige und unverletzliche Gewalt zuwies, aber zugleich von seiner sittlichen Verpflichtung gegen sein Land sprach.

Der Fürst stellte selbst seinen Staat dar. Daher begegnet uns eine prunkvolle Hofhaltung. Täglich bewirtet der Herrscher eine gewaltige Schar von Leuten. Feste und Jagden verschlingen die noch kargen Einnahmen. In der Residenz entsteht das Schloß des Fürsten im Barockstil. Die klaren, geraden Linien, die die Renaissance bei ihren Bauten in Nachahmung der Alten geschätzt hatte, werden verlassen; man will die Macht und Größe des Herrschertums aller Welt verkünden. Daher ist alles auf Wirkung berechnet; man liebt den Schein und Glanz; das Äußere löst sich in lauter Zierwerk auf; breite Treppen führen in weite, lichte Räume, die pomphaft ausgestattet sind.

Der Schein konnte wohl die Leichtfertigen über die wirkliche Lage täuschen; ernste Fürsten aber sahen Aufgaben und suchten ihrer Verpflichtung gegen ihr Land nachzukommen. Man mußte zunächst für ein sicheres, reichliches Staatseinkommen sorgen, vor allem, um die im großen Kriege aufgenommene Schuldenlast zu tilgen. Dann bedurfte der Fürst geschulter Beamten zur Verwaltung seines Staates. Sie galten noch als von ihm angenommene Diener; um so mehr wirkte sein eigenes Beispiel und sein eigener Eifer.

Die Söldner waren im Laufe des Krieges verwildert; der Landsknecht wechselte nach Belieben die Partei; die Generale führten beinahe auf eigene Faust Krieg. Hier mußte Wandel geschaffen werden. Der Fürst mußte der oberste Herr des Heeres in Krieg und Frieden, sein Gesetzgeber und Richter, das Heer selbst sein ihm unbedingt zur Verfügung stehendes Machtwerkzeug werden. Zur allgemeinen Wehrpflicht wagte aber der Selbstherrscher nicht fortzuschreiten; denn sie hätte dem Volke ein Mitbestimmungsrecht in den entscheidenden Fragen des Staates gegeben.

Zuletzt galt es für die wirtschaftliche Wohlfahrt des Landes zu sorgen. Man ging von der Ansicht aus, daß das Volk möglichst reich werden müsse, um die Staatsgewalt möglichst reich ausstatten zu können. Das sogenannte Merkantilsystem behauptete, daß sich dieses Ziel nur so erreichen lasse, daß das Land mehr an das Ausland verkaufe als von ihm einkaufe. Daher suchte man seine Erzeugung zu steigern und zu regeln. Der Staat beaufsichtigte jetzt durch die Zünfte den Betrieb des einzelnen Handwerkers. Er begünstigte die Verleger, die dem Heimarbeiter Rohstoffe

zur Verarbeitung anvertrauten, und sorgte für Gewerbeschulen und Lehrmeister, die eine gute Ausbildung des Nachwuchses versprachen. Verkehrswege wurden angelegt. Belohnungen, Vorschüsse, Steuernachlässe und Banken unterstützten junge Unternehmungen. Gegen das Ausland sperrte sich der Staat durch Einfuhrverbote und hohe Einfuhrzölle ab; zugleich suchte er sich Ausfuhrgebiete für seine Erzeugnisse zu sichern, am liebsten solche, die ihm möglichst billig die benötigten Rohstoffe lieferten.

Wohl kam dem Bürger diese Fürsorge der Fürsten allein und unmittelbar zugute; doch auch die Bauern durften nicht ganz vernachlässigt werden. Sie stellten die Soldaten, und aus ihnen ergänzte sich der Stand der Gewerbetreibenden. Daher war man darauf bedacht, daß sich ihre Zahl nicht verminderte.

3. Der Weltmann am Hofe des Selbstherrschers.

Stellte der Fürst selbst den Staat dar, so bildete er sich aus dem Adel des Landes die glänzende Umgebung, die ihn aus der Masse heraushob. Zwar war es den kleinen Grundherren im Kriege ebenso schlecht ergangen wie den Bauern. Aber sie hatten teils als Offiziere Beute gemacht, teils ermöglichte es ihnen die Hilfe des Fürsten und die Freiheit von Lasten und Abgaben, deren sie sich erfreuten, ihre Verhältnisse bald zu ordnen. Die Kriegsgewinnler vermehrten die Zahl der Adligen, indem sie sich vom Kaiser den Adelsbrief kauften; allerdings wollte der alte Adel nur ungern den neuen anerkennen. Der Adelskauf war auch für den reichen Bürger das einzige Mittel, gesellschaftsfähig zu werden: hochmütig schaute, wer hoffähig war, auf die bürgerliche Kanaille herab.

Der Simplizissimus zeigt uns, daß der Deutsche damals unfähig war, aus sich heraus zeitgemäße Werte zu entwickeln, nach denen er sein Leben gestalten konnte. Schon vor dem großen Kriege hatte sich das wirtschaftlich zurückgehende Volk nach dem Auslande gerichtet: damals waren Italiener und Spanier seine Vorbilder gewesen. Im Kriege selbst wurden die Franzosen die bewunderten Lehrmeister. Das alamodische Wesen kam auf. Romanische Lebensart und Lebensgestaltung überzog zum dritten Male siegreich das deutsche Land. Friedrich von Logau klagt:

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen,
wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

Der Mann von Welt, der am Hofe glänzen wollte, holte sich auf einer Reise ins Ausland, durch die sogenannte Kavaliertour, den letzten Schliff. Er lernte sich gesellschaftlich einwandfrei benehmen, seine Gebärden beherrschen, Herr seiner Gemütsbewegungen werden. Der französische Hof mit seinem Aufwande und seiner sittlichen Leichtfertigkeit wurde die große

Schule des Weltmannes und das Muster der kleinen Fürstenhöfe Deutschlands. Solche Reise bot dem jungen Adligen auch die willkommene Gelegenheit, einflußreiche Bekanntschaften anzuknüpfen und sich wirksame Empfehlungen zu erwerben. Selbst ein Leibniz gesteht: „Hochgestellter Männer Bekanntschaft und Freundschaft ist heute die Grundlage des Vorwärtskommens."

4. Die natürlichen Wissenschaften.

a) Die mathematische Naturwissenschaft.

Inzwischen waren die natürlichen Wissenschaften mit großem Erfolge bearbeitet worden. Hier waren Wissensgebiete neu erschlossen, von denen auch der Weltmann Kenntnis nehmen mußte. Auf deutschem Boden hatten Regiomontanus und Kopernikus den Grund zu der neuen Naturwissenschaft gelegt. Ihr Werk setzte in England Bacon von Verulam († 1626) fort, indem er der Forschung das Ziel wies, dem menschlichen Geiste die Natur zu unterwerfen. Er eiferte gegen die Bevormundung, die sich die ältere Neuzeit von dem jüngeren Altertum gefallen lassen mußte, wie sie die humanistische Gelehrsamkeit wieder aufgerichtet hatte: „Es wäre eine Schande für die Menschheit, wenn die Gebiete der dinglichen Welt, die Länder, Meere und Gestirne in unsern Zeiten unermeßlich erweitert und erleuchtet worden, die Grenzen der geistigen Welt dagegen in der Enge des Altertums festgebannt blieben." Darum rief er die Wissenschaft fort von der Wortweisheit (Verbalismus) zur Sachkenntnis (Realismus); er gab mit dieser Losung seinem Jahrhundert das Schlagwort. Wissen sei Macht, verkündete er: aus seiner Forderung spricht der keltische Erobererdrang des Briten, der damals die Grundlagen zu seiner Weltherrschaft legte.

Kepler († 1630), ein Deutscher, begründete die Gesetzmäßigkeit des kopernikanischen Weltbildes. Er entdeckte die Möglichkeit einer Naturerkenntnis, indem er den Satz aussprach: „Wie das Auge auf die Farben, das Ohr auf die Töne, so ist der menschliche Geist angelegt, nicht die Beschaffenheit, sondern die Zahlenmäßigkeit zu erkennen." Aus dieser Entdeckung spricht der Tiefsinn des Deutschen, der einen Zusammenhang in den Naturerscheinungen auszuspüren sich müht und darum rücksichtslos über den bunten Augenschein hinweg den Herzschlag des Naturgeschehens zu belauschen wünscht.

Keplers Entdeckung wurde von dem Italiener Galilei († 1642) ausgebaut. Er verwandelte die Umwelt in ein gewaltiges Triebwerk. Der Franzose Descartes († 1650) endlich faßte die neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse in einem großartigen Weltbilde zusammen, indem er die erfahrbare Wirklichkeit in die beiden Reiche der Körper und der Geister

zerlegte: alles, was ist, ist entweder räumlich oder bewußt. Im Menschen stoßen die beiden Reiche zusammen. Romanischer Art lag die streng folgerichtige Durchführung des großen Gedankens Keplers: sie liebt ja die einförmige, starre Gesetzlichkeit.

b) Die natürliche Religion und Sittlichkeit, das Naturrecht.

Hatte man auf dem Gebiete der Natur einen berechenbaren Zusammenhang entdeckt, so daß sich das wilde Gewühl der Erscheinungen vor dem Auge des Forschers zu entwirren begann, so wollte man auch dem Leben auf den Grund schauen. Man war des Gezänks der Theologen, die die Gemüter zu unerhörten Freveltaten erhitzt hatten, müde geworden; man mochte sich nicht länger von ihnen bevormunden lassen, wie man auch die Bevormundung durch die Alten abzuschütteln suchte.

Bei dem Bestreben, das Leben zu entwirren, führte man Gedanken Melanchthons weiter aus. Er hatte in Anlehnung an seine geliebten Alten, an die Lehre der Stoiker, von dem natürlichen Lichte gesprochen, das uns mitgegeben sei. Inzwischen waren in den Sekten der Arminianer und Sozinianer Gelehrte aufgetreten, die die Lehre vom Sündenfall mit schneidigen Gründen verworfen hatten: das Alte Testament behaupte, daß der Mensch vollkommen erschaffen sei; aber Vollkommenheit sei eine Aufgabe, nicht eine Gabe. Nach diesem Angriff ließ sich Melanchthons Behauptung, daß das natürliche Licht in uns durch den Sündenfall verdunkelt sei und daher der Hilfe der Offenbarung bedurft habe, nicht mehr aufrechterhalten. Man sah den Weg frei, festzustellen, was der Mensch dem natürlichen Lichte auf dem Gebiete der Religion, der Sittlichkeit und des Rechtes verdanke.

Für die Religion kam man zu dem Ergebnis, daß dem Menschen die drei Begriffe Gottes, der Unsterblichkeit und der Verantwortlichkeit angeboren seien. Man sah diese drei Vorstellungen in allen Bekenntnissen wiederkehren und behauptete, daß sie die natürliche Religion ausmachten, während alle anderen Glaubenssätze nur die Sondermeinungen der Theologen darstellten.

Für den Aufbau eines natürlichen Rechts ging der Niederländer Hugo Grotius († 1645) von dem Geselligkeitsbedürfnis des Menschen als seiner natürlichen Anlage aus. Was mit ihr übereinstimme oder aus ihr abgeleitet werden könne, das sei das mit dem Menschen geborene Naturrecht. Pufendorf erblickte in dem Selbsterhaltungstriebe eine andere natürliche Anlage des Menschen, die sich vernünftigerweise erst in der Befriedigung seines Geselligkeitsbedürfnisses voll auswirke. Damit war die Grundlage für die Lehre von einer natürlichen Sittlichkeit gewonnen: der ge-

sunde Ausgleich zwischen Selbsterhaltungstrieb und Geselligkeitsbedürfnis müsse zu einer vernünftigen Förderung sowohl des Eigen- wie auch des Gesamtwohles führen.

5. Die Ausbildung zum Weltmann. Der Jugend zu übermitteln, was den Menschen für die Hofgesellschaft wert machte, dazu war bei den Fortschritten der neuen Wissenschaften die Gelehrtenschule mit ihrem humanistischen Bildungsziele nicht geeignet. Es hätte sich ja der künftige Hofmann dort auch mit der bürgerlichen Kanaille auf dieselbe Schulbank setzen müssen. Daher nahm der Adlige für seine Kinder einen Hofmeister an; es bildete sich immer mehr die Gewohnheit aus, daß der Geistliche auf dem Wege über dieses Amt zu einer Pfarre gelangte. Da die Selbstherrscher aber Hofleute, Beamte und Offiziere für ihren Staat brauchten, so wollten sie deren Ausbildung nicht ganz ihrem Einflusse entzogen sein lassen. Sie begannen daher besondere Anstalten für die adlige Jugend zu gründen. So entstanden die sogenannten Ritterakademien (Tübingen, Kassel, Kolberg, Halle, Wolfenbüttel, Berlin, Wien).

Ein Mann von Welt sollte aus diesen Schulen hervorgehen. Daher lernte der Schüler zunächst die höfischen Fertigkeiten: Tanzen, Reiten, Fechten, elegantes Benehmen. Der fürstliche Hof, der die Akademie unterhielt, bot dem jungen Adligen zugleich die erste Gelegenheit, die eingeübten Fertigkeiten in standesgemäßem Umgange anzuwenden. Daneben wurde Latein betrieben, weil der künftige Staatsmann es noch nicht entbehren konnte; vor allem aber mußte der Hofmann Französisch sprechen können, die Weltsprache der Zeit, daneben auch Italienisch und Englisch. Mathematik und Naturwissenschaften wurden gelehrt, damit der Weltmann in den brennenden Fragen des Tages mitzureden und sich als Offizier und Beamter in seinem Berufe zu betätigen wußte. Auf die unmittelbaren Bedürfnisse des Alltags war in derselben Weise der Unterricht in der deutschen Sprache, der Rechtswissenschaft, in Geschichte, Erd- und Wappenkunde zugeschnitten.

6. Der Sturmlauf für eine naturgemäße Erziehung. Verstand sich die Ausbildung des Adligen ohne weiteres den Forderungen der Gegenwart anzupassen, so beharrten die Schulen, in denen sich der Bürger und der Bauer ihre Ausrüstung fürs Leben erwerben sollten, im alten Gleise. Hier lief zuerst der Holsteiner Wolfgang Ratke Sturm. Im Jahre 1612 reichte er dem in Frankfurt a. M. versammelten Reichstage eine Denkschrift ein, in der der überzeugte Lutheraner nicht nur für Luthers Lehre, sondern auch für eine Verbesserung des Unterrichtsverfahrens eintrat. Er fand in

der Herzoginwitwe Dorothea Maria von Weimar und ihrer Schwester die ersten Schülerinnen und treue Gönnerinnen, die ihn an den Fürsten von Anhalt, ihren Bruder, empfahlen. In Cöthen durfte er an einer neu errichteten Knaben- und Mädchenschule seine neue Lehrweise erproben; allein der blindwütige Haß der reformierten Geistlichkeit zerstörte sein Werk. Ebenso erging es ihm in Magdeburg und Jena. Im Jahre 1635 starb der verbitterte Mann in Erfurt.

Ratke wollte kein neues Bildungsziel aufstellen, sondern er versprach, das Unterrichtsverfahren zeitgemäß zu gestalten. Er nannte sich einen Didaktikus. Er wollte die naturgemäße Lehrweise einführen: alles dem Lauf und Gang der Natur gemäß (iuxta methodum naturae omnia). Daher begann er den Unterricht in der deutschen, in der Muttersprache, ging er vom Bekannten aus, schritt er vom Leichteren zum Schwereren, ließ er erst auswendig lernen, wenn volles Verständnis erzielt war, baute er das Neue auf fest Verstandenem auf, verwarf er jeglichen Zwang.

Verkannt und verleumdet, wie es das Schicksal der großen Bahnbrecher bei ihren Zeitgenossen ist, hat Ratke gleichwohl, weil er sich weise beschränkte, nachhaltigen Einfluß geübt. Was er versprach, das mußte ernsten Fürsten als ein bequemes Mittel erscheinen, die Leistungsfähigkeit der Schulen und damit wieder die Leistungsfähigkeit der Bevölkerung zu steigern. Verschiedene Schulordnungen entstanden unter dem Druck seiner Forderungen. Aber auf die Zukunft wirkte er vor allem durch den Schulmethodus mit dem Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha, der Enkel der Herzogin Dorothea Maria, das Schulwesen seines Landes ordnete.

Hier wird der Schulzwang für alle Kinder von 5—13 Jahren eingeführt. Unterrichtsgegenstände sind Religion (Katechismus, Gebete, Psalmen und Sprüche), Lesen, Schreiben, Singen, Rechnen und die natürlichen und nützlichen Wissenschaften (Himmels-, Natur- und Heimatkunde, Lehre von den Maßen, Gewichten und Münzen). In diesen Wissenschaften hat sich die von Bacon geforderte Sachkenntnis durch Ratkes Einfluß die Schule erobert. Lehrbücher, die teilweise der Staat liefert, Lehrmittel und Anschauung sollen den Unterricht unterstützen. Die Zucht soll in den Kindern Ehrfurcht vor Gott und Liebe zu ihm erwecken. Bei der jährlichen Prüfung müssen sich vor allem die Schüler ausweisen, die zur Entlassung kommen; dabei sollen sich die Eltern darüber „erklären, was die Kinder nun anfahen, ob sie weiter studieren, Handwerke lernen oder sonst ehrliche Hantierungen anfahen sollen“: der erste Versuch einer Berufsberatung wird unternommen. Die Schulaufsicht übt der Staat durch Superintendenten und Pfarrer. Mit hohem Ernste wird von dem Berufe des Lehrers gesprochen, „ob gleich

der Schulstand vor der Welt ein schlechtes und geringes Ansehen hat": der Schulmeister sei „bei der christlichen Kirche, auch Welt- und häuslichem Regiment höchst nötig", ihm sei viel vertraut, ein väterliches Herz solle er gegen seine Pflegebefohlenen tragen und sie treulich meinen. Der Herzog sorgte denn auch für die Aufbesserung der Lehrergehälter und für gute Schulgebäude.

Ganz auf den Schultern Ratkes steht auch der Tscheche Amos Comenius († 1670), der mit vielen anderen in dieser Zeit für eine Verbesserung des Bildungswesens eingetreten ist. Sein Lehrbuch des Lateinischen, die Welt in Bildern (Orbis pictus), hat noch der junge Goethe in den Händen gehabt. Er gehört zu den Vielwissern jener Tage; so trug er sich mit dem Gedanken, eine christliche Pansophia, einen Umriß der gesamten Wissenschaften, zu verfassen. Der Titel seines Werkes „Große Unterrichtslehre oder die Kunst, alle alles zu lehren" erinnert an die Anpreisungen der Goldmacher, die den Stein der Weisen gefunden haben wollen. Das Unterrichtsverfahren, das er hier vorschlägt, beruht auf Ratkes Grundsätzen. Sein Eigentum ist vor allem der Entwurf zu einem einheitlichen Aufbau des gesamten Bildungswesens: auf die Mutterschule, in der das Kind bis zu seinem 6. Lebensjahre bleibt, auf die Unterweisung in der Familie folgt die Schule der Muttersprache für die Schüler bis zu ihrem 12. Jahre. Bis zum 18. Lebensjahre kann dann der Jüngling die lateinische Schule besuchen; die sechs folgenden Jahre führen ihn von dort auf die Akademie. Dem Vielwisser schwebt das Ziel vor, den unmündigen Menschen durch eine geschickte Verteilung des Stoffes zum Vielwisser zu machen; der Lehrkünstler nimmt nicht Rücksicht auf die seelische Entwicklung des Kindes, sondern allein auf die Masse des anzueignenden Wissens: er will eben alle alles lehren. Comenius hat sich in England, Schweden und Siebenbürgen vergeblich um eine Verwirklichung seiner Schulpläne bemüht. Seine Bücher mit Ausnahme des Orbis pictus sind bald vergessen worden; erst Herder hat wieder auf ihn aufmerksam gemacht; und deutsche Forscher haben seine Schriften ans Licht gezogen. Diese Erfolglosigkeit wird verständlich, wenn wir bedenken, daß sich die Erziehung nicht willkürlich gestalten läßt, sondern immer das notwendige Ergebnis geschichtlicher Entwicklung ist.

7. Leibniz als Weltmann und Philosoph des Zeitalters.

Der glänzendste deutsche Weltmann, der zugleich auf der Grenze neuer Tage lebte, der das gesamte Wissen seiner Zeit beherrschte, der ihre Lebenswerte wirkungsvoll zusammenfaßte und selbst darstellte, war Gottfried Wilhelm Leibniz. In Leipzig geboren, studierte er in seiner Vaterstadt, in Jena und Altorf; seine Auslandsreise führte ihn nach Paris und London.

Dann lebte er bis zu seinem Tode im Jahre 1716 in Hannover im Dienste des dortigen Fürstenhauses. Durch die Vermählung der Prinzessin Sophie Charlotte mit Friedrich von Brandenburg kam er in Beziehung zu Berlin. Hier wurde er der Gründer und erste Präsident der Sozietät, der späteren Akademie der Wissenschaften.

Mit Galilei war er davon überzeugt, daß sich die Umwelt uns als ein gewaltiges Triebwerk darstellt. Aber ihm widerstrebte die Lösung, die Descartes gefunden; dieser sprach nur von dem, was ist, und suchte das, was ist, zu erklären. Dem Deutschen fehlte in diesem Weltbilde die Rücksicht auf das Leben. Wenn schon alle Körper Maschinen sind, so sind sie doch im Gange. So sah denn Leibniz in tätigen Kräften den Urgrund der Wirklichkeit. Er nannte sie Monaden, „Einheiten". In jeder Monade spiegelt sich das All; aber die einen erheben sich niemals über den Zustand bewußtloser Träumens, andere zu immer klareren und deutlicheren Vorstellungen: ihre Gesamtheit stellt eine ununterbrochene Stufenordnung dar, in der kein Glied fehlt, in der kein Glied doppelt vorhanden ist. Sie haben keine Fenster, durch die das Außen hereinscheinen könnte; sie sind allein auf sich selbst gestellt.

Der Mensch stellt einen Zusammenhang von Monaden dar, in dem die Seele die herrschende ist. Zwischen ihr und den andern besteht eine von Gott vorausbestimmte Harmonie: Leib und Seele gleichen zwei Uhren, die so vorzüglich aufeinander eingestellt sind, daß sie immer dieselbe Zeit anzeigen. Da tätige Kraft der Ursprung alles Seins ist, so strebt jedes Wesen nach Vollkommenheit, nach zunehmender Deutlichkeit und Klarheit seiner Vorstellungen, nach Aufklärung. Es erlebt in diesem Streben die Glückseligkeit. Zugleich aber wird jeder das Streben jedes andern fördern. Dieses doppelte Streben macht die Tugendhaftigkeit aus. Die Welt selbst ist die beste unter den möglichen Welten. Gottes Güte hätte eine übellose Welt geschaffen; aber seine Weisheit verlangte die Welt der kleinsten Übel, denn es galt, lauter endliche Wesen zu schaffen.

Das Weltbild, das Leibniz entworfen hat, ist der sprechendste Ausdruck des Zeitalters geistiger Verselbständigung. Das Einzelwesen strebt aus geistiger Gebundenheit heraus zur Unabhängigkeit: der deutsche Philosoph erdenkt die fensterlose Monade, die der Spiegel des Alls, die Welt im kleinen, deren Wesen selbsttätige Kraft ist.

Unser Volk war durch die furchtbarste Niederlage gegangen; es hatte sich aber eingesetzt für die Lebenswerte, die ihm die Reformation erworben hatte, für das Recht auf Glaubensfreiheit. Da wird uns des deutschen Denkers Optimismus das gültige Zeugnis für seine Lebenskraft. Der

zukunftssichere Menschenschlag, der das Römerreich abgelöst hatte, war geschlagen, aber nicht zerschlagen; er sah vor sich neue Aufgaben. Diese Lebensstimmung sprach Leibniz aus, wenn er die Vollkommenheit als das Lebensziel aller Wesen erklärte.

2. Die Tage des gebildeten Bürgers (1675—1770).

1. Das erste Geschlecht eines vornehmen Bürgertums (1675—1713).

a) Die Aufklärung als die allgemeinverständliche Verkündigung der natürlichen Wissenschaften.

Die Maßnahmen der deutschen Landesgewalten zur wirtschaftlichen Hebung ihrer Staaten blieben nicht erfolglos: langsam erholte sich das Volk von dem schweren Niederbruch. In der Folge von drei Geschlechtern (1675—1713; 1713—1740; 1740—1770) erhob sich ein gebildetes Bürgertum zur geistigen Verselbständigung.

Um 1700 war der Bevölkerungsverlust wieder ersetzt, und eine erste Blüte der wirtschaftlichen Unternehmungen bereitete sich vor. Aus der Bürgerschaft schied sich ein Kreis wohlhabend gewordener und einflußreicher Familien, das erste Geschlecht eines vornehmen Bürgertums, dessen Wortführer mit Ausnahme Speners in der Zeit nach dem großen Kriege geboren sind und bis zum Jahre 1713, in dem Friedrich Wilhelm I. in Preußen seine Regierung antrat, ihre volle Wirksamkeit entfalteten. Dieses Geschlecht blickte natürlich auf den Hof des Landesfürsten und suchte es ihm äußerlich nachzutun.

Hier wieder folgte man der wechselnden französischen Mode. Die Vorliebe für steife, langweilige Prunkentfaltung wich in der Rokokozeit vor dem Reiz anregender Geselligkeit. Man floh aus dem verhaßten Zwang der Prachtpaläste in zierliche Gartenschlößchen; dort lebte sich ein kleiner Kreis von Damen und Kavalieren in spielerischer Gefallsucht und geistreicher Laune aus. Die galante Zeit, die auch die Frau wieder als das galante Frauenzimmer an der Geselligkeit teilnehmen ließ, brach an.

In Deutschland war durch den beginnenden Aufschwung des Bürgertums der Kreis von Menschen größer geworden, die über ihre Tagesarbeit hinaus sich geistigen Dingen hinzugeben in der Lage waren. Mit diesem vergrößerten Kreise rechnete Christian Thomasius, als er in Leipzig mit seinem deutsch verfaßten Universitätsprogramm „Von Nachahmung der Franzosen" hervortrat. Ein Sturm der Entrüstung über einen „solchen Greuel", die Einführung der Muttersprache in die Gelahrtheit, folgte diesem Schritte. Er war nicht unerhört; denn die Pflege und Reinigung der im großen Kriege verderbten Muttersprache hatten unter der Führung von Fürsten und

Dichtern bereits in der Vergangenheit die deutschen Sprachgesellschaften versucht. Aber die empörten Gelehrten fühlten richtig die Gefahr heraus, die jetzt ihrer Zunft drohte. Der Angreifer wollte „der Ausbreitung der Gelehrsamkeit den Weg bahnen zu Leuten, die sonst einen guten natürlichen Verstand haben". Er verstand unter Gelehrsamkeit gegen „die Schulfüchserei" der Neulateiner die Bildung des Weltmannes, wie sie ihm vorbildlich der Franzose besaß. Durch eine deutsche Zeitschrift versuchte er die natürlichen Wissenschaften allgemeinverständlich zu machen: die Tage der Aufklärung begannen.

Thomasius mußte seinen Gegnern in Leipzig weichen. Er ging nach Halle. Hier entstand im Jahre 1694 die erste Universität, von dem aufstrebenden preußischen Staate gegründet, die die Ziele des deutschen Gelehrten sich zu eigen machte. In Halle war der Lehrer nicht wie anderswo gebunden, die neulateinische Gelehrsamkeit im Sinne evangelischer oder katholischer Rechtgläubigkeit vorzutragen; hier herrschte Lehrfreiheit: frei war das Denken und Forschen. Dazu fanden die natürlichen Wissenschaften in Halle eine Pflegstätte, die „schönen", d. h. die vornehmen Wissenschaften.

Neben Thomasius wirkte Christian Wolff († 1754), der durch seine Lehre und Bücher der Aufklärung Bahn brach. Die nüchterne Art seiner „Vernünftigen Gedanken", wie alle seine Schriften betitelt waren, behagte der neuen bürgerlichen Gesellschaft, die ja von ihrem Berufe her auf kühles Rechnen und Erwägen eingestellt war. Mit Halle wetteiferte die im Jahre 1737 gegründete Universität Göttingen. Allmählich eroberten sich die neuen Gedanken der Lehrfreiheit und der Aufklärung auch die übrigen deutschen Universitäten. Deutsch wurde die Sprache der Vorlesungen. Der Muttersprache war die Ehre zurückgegeben, die ihr der weltfremde Gelehrte geraubt hatte. Jetzt wurde sie wieder berufen, das Höchste und Tiefste, das Weiseste und Beste auszusagen.

b) Der Pietismus als die Auflehnung des Gefühls gegen die Gelehrsamkeit.

Lehnte sich der Verstand gegen die geistige Gebundenheit der theologischen Wissenschaft auf, so begann auch ein Kampf der wärmer empfindenden Menschen gegen die kühle, trockene Art des rechtgläubigen Gelehrten. Der geheimnisvolle Ernst und die seltsame Tiefe des Empfindens, wie sie den Deutschen als Uranlage ihres Wesens mitgegeben sind, hatten sich auch in den rohen Tagen des großen Krieges behauptet. Paul Gerhardt hat wunderbare Worte frohgemuter Tapferkeit, mächtigen Vertrauens, seligen Friedens, starker Hoffnung, gegründeter Geduld

gefunden. Er hatte eine Sprache für die gewaltigen und die feinen Übergänge im Wirken der Natur, weil sie ihm im tiefsten Herzen wiederklangen:

Nach Meeresbrausen
und Windessausen
leuchtet der Sonne gewünschtes Gesicht.
— — — — — — — — — — —
Der Tag ist nun vergangen,
die güldnen Sterne prangen
am blauen Himmelssaal.

Die Art, wie sich das Gemüt gegen den kalten Verstand empörte, war durch die Form bestimmt, in der dieser die Zeit beherrschte: gegen die Rechtgläubigkeit und den Buchstabenglauben schrieb Spener im Jahre 1675 seine frommen Wünsche (Pia desideria). Er forderte, daß „es ein lebendig, geschäftig, tätig Ding um den Glauben sei". Die Lebenserfahrung Luthers, daß der weltliche Beruf die gottgegebene Heilsanstalt sei, und daß sich Leben nur an Leben entzündet, rang hier um Anerkennung nach langem Verschüttetsein. Fromme Versammlungen (collegia pietatis) suchten sich in die wiedererweckte Lebensstimmung der goldenen Tage der Reformation zu versetzen. Vor allem wurde die Gemeinde, die der Graf von Zinzendorf in Herrnhut aus dem Kreise der aus ihrer Heimat vertriebenen mährischen Brüder sammelte, dauernd die Heimat solcher Lebensstimmung. Sonst mußte der Pietismus, sobald sich die Bewegung weiter ausbreitete, in der Umwelt jener Zeit schnell entarten. Die Steifheit und das Gemachte der tonangebenden Gesellschaft wirkte auf die frommen Kreise ein; sie legten sich nun auch ein unterscheidendes Benehmen zurecht: den Pietisten sollte man an seinem Betragen erkennen. Lachen, Scherzen, Tanzen, Spielen, Theaterbesuch und Mitmachen der Mode waren ihm untersagt. Er sollte den ausgemachten Gegensatz zum Weltmann vorstellen. Seine Gegner begannen von Muckertum zu sprechen. Damit aber hatte der Pietismus sich selbst aufgegeben; denn nur in der Lebensgesinnung, an der sich wieder neues Leben entzünden kann, beruhte seine hinreißende Gewalt.

Der Pietismus fühlte sich zunächst als Bundesgenosse der jungen Aufklärung: in Halle wirkte Thomasius im Eifer gegen die zünftige Gelahrtheit zusammen mit August Hermann Francke. Dieser war in Lübeck geboren und mit seinem Vater nach Gotha übergesiedelt, wo er selbst einen Unterricht im Geiste des großen Didaktikus Ratke empfing. Unter der Wirkung dieser Jugendbildung hat der Mann zeitlebens gestanden. In Leipzig begründete er als Privatdozent, angeregt durch Speners Vorgang, einen Verein der Bibelfreunde. Um sich in der Bibelauslegung zu vervollkommnen, begab er sich zu dem Superintendenten Sandhagen nach

Lüneburg. Hier erlebte er „den Durchbruch der Gnade Gottes". „Ich konnte Gott", so erzählt er, „nicht allein Gott, sondern meinen Vater nennen. Alle Traurigkeit und Unruhe des Herzens ward auf einmal weggenommen; hingegen ward ich als mit einem Strom der Freuden plötzlich überschüttet, daß ich aus vollem Mut Gott lobte und pries. Von der Zeit an hat es mit meinem Christentum einen Bestand gehabt." Eine Lebenswandlung hatte der junge Gelehrte erfahren; er hatte im Gegensatze zu seinen Zeitgenossen, die auf die Allmacht der Vernunft im Menschen vertrauten, die Kraft des unbegreiflichen Gemütes erlebt, ebenso wie Spener und doch anders als er: bei ihm hatten sich Gefühl und Wille in stürmischer Bewegung entladen. Es ist natürlich, daß er sein Erlebnis als Vorbild empfahl, und daß man in einer Zeit, der Urwüchsigkeit fremd war, sich quälte, ihm den Gnadendurchbruch nachzuerleben.

Nach Leipzig zurückgekehrt, mußte Francke dem Haß der Rechtgläubigkeit weichen. Er erhielt schließlich durch die Vermittlung Speners, der in Berlin Einfluß gewonnen hatte, einen dauernden Wirkungskreis in einem Pfarramt und an der Universität zu Halle. Hier setzte sich die glaubensmutige Kraft seines Gemütes in Taten um. Sieben Gulden, die er als milde Gabe in seiner Hausbüchse fand, gaben ihm zu Ostern 1695 den Mut zur Begründung einer Armenschule. Das Elend der Kinder unbemittelter Bürger hatte ihn schon lange bedrückt; Studenten der Theologie, deren er sich annahm, halfen ihm unterrichten. Da auch Bürger, die ein Schulgeld zahlen konnten, ihre Kinder Francke zuschickten, so zweigte er von der Armenschule eine Bürgerschule ab. Zum Winter richtete er eine Waisenanstalt ein. Eine Lateinschule, das Pädagogium, gesellte sich den bestehenden Schulen zu, als man von ihm auch die Vorbereitung von Kindern auf die Universität verlangte. Das Bedürfnis nach Lehrern bestimmte ihn zuletzt, auch eine Lehrerbildungsanstalt, das Seminarium, zu begründen; hier erhielten die Studenten, die bisher gegen Freitisch und Unterstützung Franckes Helfer gewesen waren, Anweisung über das Unterrichtsverfahren und Anleitung für ihre Unterrichtsarbeit.

In einer Abhandlung hat Francke einen „kurzen und einfältigen Unterricht, wie die Kinder zur wahren Gottseligkeit und christlichen Klugheit anzuführen sind", gegeben. Die Ehre Gottes ist der Zweck der Erziehung und des Unterrichts; ihn erreicht man durch Gemütspflege. Sie geht auf den Willen und den Verstand. Der Erzieher hat den Eigenwillen der Jugend zu brechen. Die Willensbildung erstrebt Gottseligkeit, die Verstandesbildung die christliche Klugheit. So wird Gehorsam erzielt: der Mensch, dessen Eigenwille gebrochen ist und der heilsame Lehre erfaßt hat, folgt ohne Zwang. — Diese Erörterung des Erziehungs-

zieles berücksichtigt nicht das Gefühl. Die Zeit hatte den Wert und die Bedeutung des Gefühls noch nicht entdeckt. Daher ist Francke auch dem Eigenwillen des Menschen gegenüber ratlos und erwartet zuviel von der Verstandesbildung. Den Stock vermag er nicht zu entbehren.

In Halle wurde der *biblischen Geschichte* zuerst ihr Recht. „Wenn der Informator an dem Nabal ein Exempel eines geizigen und groben Mannes, an dem Joseph ein Exempel eines lieben und wohlerzogenen Kindes durch klare Kennzeichen vorstellen wollte, würde die Historie von beiden Gelegenheiten genug dazu geben." Ebenso stark wurde das Beispiel des Erziehers betont. Hier beginnt sich Luthers Lebenserfahrung, daß sich Leben nur an Leben entzündet, die Schule zu erobern.

Die *Lateinschule* blieb im lateinischen Unterrichte bei dem Ziele der alten Gelehrtenschule; nur wurde nach Ratkes Vorgang der Anfangsunterricht in der Muttersprache erteilt. Griechisch und Hebräisch wurden zwar beibehalten, aber nur aus Rücksicht auf die künftigen Theologen. Neu ist der Unterricht in der deutschen und französischen Sprache; das Ziel ist ihre Beherrschung. Daneben wurden die nützlichen Wissenschaften Mathematik, Geschichte, Natur- und Erdkunde gelehrt. Man ging von der Anschauung aus und achtete auf die Anwendung. Gemeinsame Spaziergänge führten in den Garten und aufs Feld und in die Stadt zu Handwerkern. Sonst waren körperliche Übungen, wie Spielen, Baden, Eislauf, und die Teilnahme an allen Belustigungen als unchristlich verboten. Der Schüler sollte ein gesittetes, gemessenes Benehmen zeigen. Der Religionsunterricht, den die evangelische Gelehrtenschule eingeführt hatte, wurde in Halle zum Mittelpunkte des ganzen Betriebs. Außerdem besuchte die Schule täglich in einer Betstunde und Sonntags zweimal im Gottesdienst die Kirche. Die Schüler wurden nicht nach Jahrgängen in Klassen, sondern nach ihren Fortschritten in den einzelnen Fächern in Unterrichtsgruppen zusammengefaßt.

Der Pietismus wurde eine Macht in Deutschland. Um 1700 bestanden bereits in 32 größeren Städten einflußreiche pietistische Vereinigungen. Unter solchem Druck wurde das Hallesche Bildungswesen weithin maßgebend. Vor allem wirkte Franckes Erfolg auf die nüchtern rechnende Seele des großen Soldatenkönigs in Preußen. Er verfügte 1717 den Schulzwang und übernahm die Erziehungspflicht als Staatsaufgabe. Noch mußte der König mit Schulmeistern rechnen, die im Nebenamte Handwerker waren oder in der Ernte auf Tagelohn gingen. Durch die Principia regulativa, den *Generalschulenplan für das Königreich Preußen*, stellte er die Errichtung von Schulen und den Unterhalt des Lehrers sicher.

Als die Kampfzeit des Pietismus vorüber war, endete sein Zusammengehen mit der Aufklärung. Jetzt benutzte er, der Art der Zeit ent-

sprechend, seine Verbindungen mit einflußreichen Stellen. So wußte Francke die schimpfliche Vertreibung des Philosophen Wolff aus Halle zu erwirken.

2. Das zweite Geschlecht eines aufstrebenden Bürgertums (1713—1740).

Der stille wirtschaftliche Aufschwung in Deutschland hielt an; vor allem sorgte der bürgerlich einfache König in Preußen, von seinen Genossen auf den Thronen nicht recht ernst genommen, unermüdlich für die Wohlfahrt seines Landes. Gesellenunruhen in den Jahren nach 1720 bestimmten das Reich zu einem Eingreifen; es forderte von den Landesgewalten eine Neuordnung des Zunftwesens. Damit endete die alte mittelalterliche Zunftverfassung, die die freie Entwicklung des Handwerks eingeengt hatte. Der Staat übt jetzt die Aufsicht. Die Zahl der Meister ist nicht mehr begrenzt, das Meisterwerden nicht mehr erschwert; wer vorwärts strebt, wird nicht mehr künstlich niedergehalten. Auch um die Verleger und ihre Heimarbeiter kümmerte sich der Staat. Er schränkte ein, wo ungesunder Wettbewerb sich zeigte; er schützte die Arbeiter, indem er die Warenzahlung, Lohnabzüge und Lohnvorschüsse verbot und die Höhe der Löhne regelte. *Eine erste gesellschaftliche Fürsorge hatte so der Staat als Aufgabe übernommen.*

Unter solchen Umständen vergrößerte sich der Kreis der Bürger, der neben seiner Berufsarbeit an geistigen Dingen teilnehmen konnte; die Jahre 1713—1740 zeigen uns das zweite Geschlecht des neuen Jahrhunderts: *ein aufstrebendes Bürgertum.* Es liest die moralischen Wochenschriften, die in Nachahmung des englischen Zuschauers und Aufsehers in reicher Zahl erscheinen, um aufzuklären und zu erziehen. Gottsched schreibt in seiner Zeitschrift „Der Biedermann": „Ihr seid es etliche Jahre her gewohnt, liebe Landesleute, daß ihr wöchentlich ein paar moralische Blätter durchlest."

Besonders Gottsched († 1768) in Leipzig bemühte sich, an Stelle der herrschenden französischen Lebenswerte des Weltmannes eigene deutsche zu entwickeln. Allerdings schlug er die Franzosen selbst als die besten Nachahmer der Alten seinem Volke als Vorbild vor, aber er wollte es auf diesem Wege, der ihm der einzig gangbare erschien, zu eigenen Leistungen führen. Dazu widmete er sich der deutschen Sprache, indem er für einen reinen und richtigen Ausdruck und Satzbau eintrat. Ihn unterstützten die Wochenschriften, indem sie den galanten Mann und das galante Frauenzimmer durchhechelten.

Mehr als diese aufklärerische Arbeit leistete der gelehrte *Albrecht von Haller* († 1777), indem er in seinem vielgelesenen und viel-

gerühmten Lehrgedichte „Die Alpen" die Einfalt des der Natur nahegebliebenen Landvolks gegen die Verblendung pries, die nur Äußerlichkeiten schätzt:

Verblendte Sterbliche! die bis zum nahen Grabe
Geiz, Ehr' und Wollust stets an eitlen Namen hält,
die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe
mit immer neuer Sorg' und leerer Müh' vergällt,
die ihr das stille Glück des Mittelstands verschmähet
und mehr vom Schicksal heischt, als die Natur von euch,
die ihr zur Notdurft macht, worum nur Torheit flehet:
o glaubt's, kein Stern macht froh, kein Schmuck von Perlen reich!
Seht ein verachtet Volk zur Müh' und Armut lachen:
die mäßige Natur allein kann glücklich machen.

Hier sprach Empfindung, hier schlug hörbar ein Herz, das sich aus der eigenen in eine fremde Welt einzufühlen verstand. Aus der Veräußerlichung rief Haller die Menschen zur Innerlichkeit zurück. Die Tage weltmännischer Lebenswerte waren für das Bürgertum innerlich überwunden.

3. Das dritte Geschlecht eines bürgerlichen Mittelstandes (1740—1770).

a) Friedrich der Große und sein Staat.

Der Führer des dritten Geschlechts eines gebildeten bürgerlichen Mittelstandes war der jugendliche König Friedrich II. von Preußen, den seine Mitwelt bereits den Großen genannt hat. Der Vater hatte den Eigenwillen des glänzend begabten Jünglings gebrochen, rücksichtsloser, als es Francke gelehrt, aber zielbewußt: der künftige Fürst sollte ohne Zwang, aus sich heraus der Pflicht seines Berufes folgen. Auf sein Gefühl hatte er keine Rücksicht genommen; dafür aber hatte er einen harten Mann einer eisernen Zeit entgegengebildet. Friedrich trug im Siebenjährigen Kriege beständig Gift bei sich: ehrlos hätte er nie gehandelt und Schande nie überlebt. Sein Bruder Heinrich, der Weltmann, wußte nach der Niederlage bei Kolin nur das zage Wort: „Phaeton ist gefallen; wir wissen nicht, was aus uns werden soll." Der König aber dachte niemals an sich, nur an seinen Staat; mit einem letzten Willen heldischer Größe war er in den unvermeidlichen Krieg gegangen: sollte er fallen, so müsse man über seine Leiche hinweg den Krieg bis zum gedeihlichen Ende fortsetzen; sollte er gefangen werden, so müsse man handeln, als sei er zwar verschwunden, aber mit seinem unbeugsamen Willen gegenwärtig.

„Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt," sagt Goethe in „Wahrheit und Dichtung", ein unverdächtiger Zeuge, „kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie", also, müssen wir deuten, in die Menschen des dreißigjährigen

Elends, die ihr Selbstbewußtsein, das urwüchsige, hochgemute Wesen verloren hatten, wie es die Heldensage aus dem großen Völkertage der germanischen Stämme verkündet.

Beim Antritt seiner Regierung schaffte Friedrich die Folter ab, rief den schimpflich vertriebenen Philosophen Wolff nach Halle zurück und erneuerte die Akademie der Wissenschaften in Berlin. Auf die Anfrage des geistlichen Departements, ob „die römisch-katholischen Schulen bleiben sollen", erwiderte er: „Die Religionen müssen alle tollerieret werden, und mus der Fiscal mehr das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch tuhe, den hier mus ein jeder nach seiner Fasson selig werden." Der König selbst brach der Aufklärung Bahn. Der gebildete bürgerliche Mittelstand aber, der unter der treuen Fürsorge seines Vorgängers entstanden war, nahm die Anregungen auf: er fand in gewissenhafter Pflichterfüllung nach dem Vorbilde seines Königs Lebensbefriedigung.

Die natürlichen Wissenschaften dachten sich zwar den Staat, die schöpferische Gründung des Lebenswillens, als das Ergebnis eines Vertrags, durch den sich die Menschen eines Gebietes gegen Angriffe von außen und gegen Übergriffe im Innern zusammenschließen und sich einem einheitlichen Willen unterwerfen. Friedrich der Große dagegen wollte der erste Diener seines Staates sein und war es in der Tat. „Nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann", so schildert der General von der Marwitz die Rückkehr des alten Fürsten von einer Besichtigung seiner Soldaten, „schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeitete, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit 45 Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte. Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeit nah und fern, rund um sich her; und wenn man auf ihn blickte, so regte sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz alle edleren Gefühle des Menschen." Diesem Manne fühlte sich keiner seiner Untertanen durch einen Vertrag unterworfen. Indem Friedrich so dem Staate sein Leben hingab, erfüllte sich der Staat mit allen Lebenswerten, die er an sich selbst verwirklichte. Preußen wurde die schöpferische Gründung des Lebenswillens seines Königs. Mochte er dahingehen, der Gedanke eines lebensvollen Staates konnte wohl im Wechsel der Tage einmal verblassen, aber nicht untergehen. Kommende Geschlechter konnten die Lebenswerte, die in ihm angelegt waren, nur verwerfen, berichtigen oder ergänzen, aber nicht mehr einen lebensöden Staat ertragen.

Daß dieser Staat auch das Erziehungswerk nicht vernachlässigte, versteht sich von selbst, wenn auch der große König, der das Landvolk auf seiner Scholle erhalten wollte, wohl einmal knurrte, man dürfe

im Unterrichte nicht zu weit gehen, „sonst laufen sie in die Städte und wollen Sekretärs und so was werden". Der magere Generalschulenplan des Soldatenkönigs wurde im Jahre des Hubertusburger Friedens durch das General-Landschul-Reglement ersetzt, das Hecker, ein Schüler Franckes, ausgearbeitet hatte. Die Schule sollte die Kinder zu geschickteren und besseren Untertanen erziehen helfen. Man merkt es der Schulordnung an, wie sie mit den widrigen Verhältnissen eines durch den Krieg hart mitgenommenen Landes ringt. Den Schulmeistern mußte die Benutzung der Schulkinder zu ihrer Hausarbeit und die Beschäftigung mit ihrer Handarbeit in den gewöhnlichen Schulstunden verboten werden. Oft erhielten ja ausgediente Soldaten die Lehrerstelle. Solchen Lehrern mußte der Stundenplan des Tages und damit die Arbeit genau vorgeschrieben werden. An Francke erinnert die Betonung der „biblischen Historie". Die königlichen Amtsdörfer konnte Hecker mit Lehrern versorgen, die auf seinem Seminar in Berlin eine Ausbildung erhalten hatten. Er hatte nämlich, dem Zeitbedürfnis einer besonderen Bürgerschule nachkommend, eine „ökonomisch-mathematische Realschule" errichtet, in der neben der lateinischen die deutsche und französische Sprache und die nützlichen Wissenschaften Geschichte, Erdkunde, Geometrie, Mechanik, Architektur und Zeichnen gelehrt wurden. Für die katholischen Schulen in Schlesien verfaßte der Abt Felbiger von Sagan nach dem Vorbilde der Schulordnung Heckers einen Schulplan. Auch in den anderen Staaten Deutschlands begann man unter dem Einfluß der Aufklärung die niederen und höheren Schulen umzugestalten.

b) Die Entdeckung der Welt der Gefühle.

Das dritte Geschlecht eines gebildeten bürgerlichen Mittelstandes erlebte, als eben sein königlicher Führer seine Laufbahn betrat, die Empörung der Neuberin und die Kampfansage der beiden Schweizer Bodmer und Breitinger gegen den Schulmeister des Zeitgeschmacks in Leipzig. Gottscheds Stunde, der nur verständige Klarheit und Nützlichkeit im Leben gelten ließ, hatte geschlagen. Die Schweizer fochten für das Recht der Einbildungskraft. Gellert, obschon schüchtern und willensschwach, begann in der Stadt Gottscheds das Recht des Herzens zu verkünden. „Die Absicht geht nicht bloß dahin," so hob er seine „moralischen Vorlesungen" an, „Ihnen die Sittenlehre von derjenigen Seite vorzutragen, wo sie den Verstand als eine Wissenschaft unterrichtet, aufklärt und überzeugt, sondern Ihnen die Sittenlehre vornehmlich von der Seite zu zeigen, wo sie das Herz rührt, bildet und bessert." Er wurde der Lehrmeister des Briefes. Man lernte sich im Schreiben an Freund und Freundin ausgeben. Die Tage der Empfindsamkeit brachen an. Männer und Frauen genossen wie im Rausch die neuentdeckte

Welt der Gefühle; himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, durchliefen sie alle Stufen der Empfindung, den Überschwang jeder Erregung und Rührung auskostend. Klopstock wurde mit seinem Messias und seinen Oden der Wortführer des jungen Geschlechtes; er erfand für die Eindrücke, deren Gefühlsbetontheit in noch nie so mächtig gespürter Weise erfahren wurde, den sprachlichen Ausdruck. Als Werther und Lotte in Goethes Roman am Fenster dem abziehenden Gewitter lauschen, da „sieht er ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die seinige und sagte: Klopstock! Er erinnerte sich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über ihn ausgoß."

Daß das neue Erleben nicht ins Uferlose führte, dafür sorgten Winckelmann und Lessing. Jener wies auf die griechische Kunst hin, deren Kennzeichen eine edle Einfalt und eine stille Größe sei; dieser dagegen machte auf Shakespeare aufmerksam und erörterte den Unterschied zwischen Dichtung und bildender Kunst. Damit war in den griechischen Meisterwerken ein Zeitalter schöpferischer Kräfte, in den Dichtungen des Engländers der große Ertrag der Renaissance für ein glücklich aufstrebendes Volk, in den Untersuchungen Lessings Maß und Merkmal urwüchsiger Leistungen vor die Seele der Deutschen gestellt. Das bisher unfertige Tasten und Suchen nach Lebensinhalt war zu Ende; die Tage eigenen Schaffens standen vor der Tür.

c) Rousseau der Wortführer eines neuen Erziehungsverfahrens.

Während sich in Deutschland so eine Zeit unerhörter Schaffenskraft vorbereitete, hatten die französischen Zustände ein bedrohliches Ansehen gewonnen. Bürger und Bauer trugen die Lasten einer weltmännischen Gesellschaft, die leichtfertig in den Tag hineinlebte. Das Dasein wußte sie sich mit allen Bequemlichkeiten geselliger Kunst zu erleichtern; die Lebenswerte aber, die sie an sich verwirklichte, waren flach und schal.

In diesen Kreis hatte die Laune des Schicksals den Genfer Jean Jacques Rousseau (1712—1778) geworfen, einen Abenteurer, wie sie hier oft durch die Gunst gelangweilter Frauen ihr Glück machten. Er ließ sich aber nicht wie seine Genossen vom Glück tragen; sein glühendes Herz empfand die Leere und Hohlheit der Lebensanschauung seiner Umwelt. Da brachte ihm die Verneinung der Preisfrage der Akademie zu Dijon, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen habe, die Sitten zu reinigen, Ruhm und den Lebensumschwung. Die Frucht dieses Erlebnisses ist der Erziehungsroman „Emil oder über die Erziehung" in fünf Büchern.

Neu ist nicht der Gedanke, die Entwicklung eines Menschen zu zeichnen. Wolframs Parzival und Grimmelshausens Simplizissimus sind tiefer schürfende Darstellungen vom Werden: sie lassen es uns erleben. Der Franzose ist dringlicher, absichtlicher; in der berechneten Art, in der die Cluniazenser ihre Mitglieder erzogen, zwingt er den Leser in den Bannkreis seiner Gefühle und Stimmungen. Daher überrascht er auch dort, wo er nur dem allgemeinen Empfinden Ausdruck gibt.

Rousseau ist ein Kind der Aufklärung und der Empfindsamkeit. „Alles ist gut," so beginnt sein Emil, „wie es hervorgeht aus den Händen des Urhebers der Dinge; alles entartet unter den Händen des Menschen." Hier spricht im Tone der Empfindsamkeit die geschichtslose Lebensanschauung des Aufklärers zu uns. Er bedenkt nicht, daß sein Emil der Sohn seiner Vorfahren und sein Hofmeister er selbst ist, der unter Tränen den empfindsamen Lebensumschwung mitten in der Pariser Gesellschaft erfahren hatte. Die Aufklärung hatte den Glaubenssatz von der Erbsünde zerpflückt. Die rechtliche Auffassung, die er voraussetzt, daß nämlich für die Freveltat eines einzigen Menschen sein gesamtes Geschlecht verantwortlich zu machen ist, war unhaltbar geworden. Aber mit dieser Einkleidung zusammen hatte man auch den Kern jenes Glaubenssatzes weggeworfen: fremd geworden war der Zeit das niederdrückende Erfahren unsers Lebens, mit dem wir uns auseinanderzusetzen haben, und der Gedanke an das Lebenserbe, in das wir hineinwachsen, mit dem wir abrechnen müssen. Sie verschloß ihr Auge krampfhaft gegen die tatsächlichen Ungleichheiten des Daseins und wollte über der schlichten Einheit des Lebens seine bunte Fülle, seine unendlichen Möglichkeiten nicht sehen.

„Der Arme braucht keine Erziehung," behauptet Rousseau; „die seinem Stande angemessene wird ihm aufgezwungen." Dem Aufklärer mangelt das gesellschaftliche Mitgefühl; er denkt nur an das eigene Ich. Der einzelne will in diesem Zeitalter geistig selbständig, eine Welt im kleinen sein. Vernünftig überlegte Nützlichkeit bestimmt sein Handeln. Daher überläßt er den Armen, der ihm in natürlicheren Verhältnissen und darum glücklicher zu leben scheint, gern ihrem Zwange. Nur die Freundschaft ist ihm wertvoll; hier verbinden sich zwei Menschen zu gegenseitigem Nutzen: „Der Schüler sträubt sich nicht, als Kind dem zukünftigen Freunde seiner Mannesjahre zu folgen; der Erzieher widmet sich mit innerem Anteil den Bemühungen, deren Früchte er ernten soll, und alle Vorzüge, die er seinem Zögling verleiht, sind ein Kapital, das er sich für seine alten Tage ansammelt."

Der Hofmeister lebt mit seinem Zögling. Diese Tatsache ist die wertvollste des ganzen Buches. Dabei muß man die Gründe übersehen, aus

denen Rousseau Emil aus der Gesellschaft entfernt. Daß aber der Erzieher mit seinem Zögling zu leben hat, diese Notwendigkeit war in so dringlicher Weise der Welt noch nicht verkündet worden. Gehorsam und Demut hatte die mittelalterliche Welt von dem Schüler verlangt; noch Francke fordert, den Eigenwillen des Kindes zu brechen; auch er zwingt den Willen des Erziehers, mag er auch sittlich und geistig überlegen sein, rücksichtslos dem kindlichen Willen auf. Ratke dagegen hatte jeglichen Zwang verworfen. Rousseau bringt die folgerichtige Durchführung dieser Forderung. Allerdings handelt er rein gefühlsmäßig, beherrscht von dem Glauben an die unbedingte Güte der Natur und getragen von der Überzeugung der Nützlichkeit seines Verfahrens. Aber er hatte doch siegreich den Gedanken in die Welt gesetzt, daß *die Erziehung kein Geschäft des Lehrers* sein darf, sondern *eine Lebensgemeinschaft zwischen Erzieher und Zögling* begründen muß. Allerdings hat er diese Forderung wohl ausgesprochen, aber nicht selbst verwirklichen können. Nicht bloß, daß er seine eigenen Kinder in das Dunkel des Findelhauses trug, ihm fehlte dazu die notwendige Vorbedingung in seinem Wesen.

Aus der Forderung, daß eine Lebensgemeinschaft zwischen dem Erzieher und seinem Zögling erwachsen soll, ergibt sich *die Verwerfung des bisherigen Erziehungsverfahrens*. Nicht abrichten darf der Lehrer den Schüler. Die augenblicklichen Bedürfnisse der Gesellschaft sollen nicht die Lebenswerte bestimmen, die er an dem heranwachsenden Kinde zu verwirklichen hat. Gegen die weltmännische Veräußerlichung, die Haller gegeißelt hatte, wendet sich auch Rousseau, nur mit schärferer Zunge, glühenderer Beredsamkeit, mit der Gewalt tief verletzten Gefühls. Der Erzieher, der mit seinem Zögling lebt, findet von selbst *das naturgemäße Erziehungsverfahren*: er beobachtet das Erwachen seiner Kräfte und Triebe. Er gibt der sich regenden Kraft Gelegenheit, sich nützlich zu betätigen; er weist den ersten Trieben die ersprießliche Richtung; er hält ihm Unzuträgliches fern und deutet ihm aus der Überlegenheit des Erwachsenen heraus seine Wahrnehmungen und Beobachtungen. So entsteht statt der geistigen Abrichtung geistige, statt der sittlichen Verkümmerung sittliche Bildung. Rousseau hat Ratkes Losung: „Alles dem Lauf und Gang der Natur gemäß" mit hinreißender Macht unter günstigeren Verhältnissen wiederholt. Der Deutsche, der das Schlagwort prägte, stand mit seinem Empfinden und seinen Vorschlägen allein; der Genfer sprach nur aus, was alle Welt unter dem Druck unhaltbarer Zustände empfand.

Rousseau erzieht seinen Emil, obschon fern von der Gesellschaft, gleichwohl *für die Gesellschaft*. Das hat nur Sinn, wenn sie sich ebenso umgestaltet, wie es hier mit der Erziehung geschieht. „Wir nähern uns

einer entscheidungsvollen Zeit," kündet er an, „dem Zeitalter der Umwälzungen." Die Machthaber Frankreichs haben die Gefahr gefühlt, die ihnen aus den Forderungen Rousseaus drohte; sie haben seinen „Emil" verurteilt. Eine der letzten Begegnungen, die er vor seinem Tode im Parke zu Ermenonville hatte, führte ihn mit Robespierre zusammen. Friedrich der Große dagegen gewährte dem Verdammten eine Zuflucht in Neuenburg. Diese beiden Erlebnisse Rousseaus sind bezeichnend: Frankreich ging der Revolution entgegen, während das deutsche Volk seine Anregungen aufnahm.

3. Die Tage der Weltbürgerstimmung (1770—1800).

1. Die Gärung.

a) Der Sieg der Aufklärung im Bürgertum.

Das vierte Geschlecht nach dem großen Kriege umfaßt die Menschen, die, mit Ausnahme Kants nach 1740 geboren, vom Jahre 1770 ab an die Öffentlichkeit traten. Der Tod Friedrichs des Großen (1786) bildet einen tiefen Einschnitt. In der Geschichte der deutschen Dichtung hat man sich gewöhnt, die ersten 16 Jahre mit dem Namen „Sturm und Drang", den ein Schauspiel Klingers trägt, zu kennzeichnen. Es sind die Tage der Gärung, die das vierte Geschlecht eines gebildeten Bürgertums in Deutschland durchlaufen mußte.

In England, wo sich bei der günstigen Lage und dem Reichtum der Insel die Industrie schnell zu entwickeln begann, traten Denker auf, die vom Standpunkte der natürlichen Wissenschaften aus die Grundlagen der Volkswirtschaft untersuchten. Adam Smith kam dabei um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu dem Ergebnis, daß sich der Austausch äußerer Güter nach Angebot und Nachfrage vollziehen müsse. Er forderte daher die natürliche Freiheit im Gegensatze zu der herrschenden staatlichen Regelung und Bevormundung der Volkswirtschaft. Gewerbe-, Handels- und Verkehrsfreiheit begann die Losung aller fortschrittlichen Kreise in Europa zu werden: „Laßt die Menschen schalten, laßt die Waren durchgehen! Die Welt bewegt sich von selbst." Unter dem Eindruck dieser natürlichen Volkswirtschaftslehre wurde auch in Deutschland die straffe Hand des Polizeistaates lästig empfunden.

Überblicken wir die Tage der Gärung, so ist der Sieg der Aufklärung vollständig geworden; weite Kreise des Bürgertums sind der allgemeinverständlichen Verkündigung der natürlichen Wissenschaften gewonnen; sie besitzen in ihr eine gemeinsame Lebensanschauung. Ihre platte Nüchternheit entspricht der ganz auf das Nützliche und Bequeme eingestellten Art dieser Menschen. Nur soweit der eigene Kirchturm zu sehen ist, reicht

ihre Teilnahme; den großen Weltereignissen stehen sie wie einer fremden Merkwürdigkeit gegenüber. Goethe hat in seinem Faust ein solches Menschentum sich aussprechen lassen:

Erster Bürger:

Nein, er gefällt mir nicht, der neue Burgemeister!
Nun, da er's ist, wird er nur täglich dreister.
Und für die Stadt, was tut denn er?
Wird es nicht alle Tage schlimmer?
Gehorchen soll man mehr als immer
und zahlen mehr als je vorher.

Anderer Bürger:

Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
wenn hinten, weit, in der Türkei,
die Völker aufeinanderschlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
dann kehrt man abends froh nach Haus
und segnet Fried' und Friedenszeiten.

Dritter Bürger:

Herr Nachbar, ja! So laß ich's auch geschehn:
sie mögen sich die Köpfe spalten,
mag alles durcheinander gehn;
doch nur zu Hause bleib's beim Alten.

b) Der Kampf des jungen Geschlechtes.

Das junge Geschlecht, das die Kraft zu eigenen Leistungen in sich spürte, empfand mehr als die Alten die Mißstände des öffentlichen Lebens. Sie erschienen unter dem Gesichtspunkte der natürlichen Staatslehre als Übergriffe gegen die angeborenen Rechte des einzelnen; dabei verschonten die Verteidiger ihrer Rechte auch die seichte Aufklärung nicht. Sie forderten Natur. Das bedeutete ihnen auf dem Gebiete der Religion reine Menschlichkeit, auf dem Felde künstlerischer Betätigung Ursprünglichkeit, im Staat und in der Gesellschaft Freiheit und Menschenrecht, in der Lebensführung die Anerkennung einer sittlichen Weltordnung und in der Erziehung Menschenfreundlichkeit. Die Philosophie endlich wurde durch Kant vor eine neue Aufgabe und ein neues Verfahren gestellt.

Dabei aber fehlte dem jungen Geschlechte bei aller Begeisterung für deutsche Art und Kunst doch das Verständnis für einen völkischen Staat. Seit dem Siebenjährigen Kriege hatte kein Feind das morsche deutsche Reich angegriffen. In dieser Sicherheit fühlte man sich gerade durch die Eifersucht der vielen Landesgewalten geschützt gegen die Unterdrückung geistiger Betätigung. Die

Vorteile, die der Staat bieten konnte, erschienen kleinlich gegen die Lebenswerte, die die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft versprach. Dieselbe Staatsfremdheit, die den bürgerlichen Philister beherrschte, war auch für den geistig regsamen Menschen bezeichnend. Wie in den hellenistischen Staaten, in denen Söldner die Bürgerheere abgelöst hatten, so rühmten sich auch in deutschen Landen die Gebildeten, Weltbürger zu sein. *Weltbürgerstimmung erfüllte die Tage, da Deutschland das Land der Dichter und Denker wurde.*

Der Kampf gegen die Mißstände wurde in einer so künstlerischen Form und mit einem so gehaltvollen Ernste geführt, daß deutlich nicht das Niederreißen als die Absicht der Streiter erschien; man fühlte, daß sich hier *neue Lebenswerte* entwickeln wollten. In bewundernswerter Haltung haben die deutschen Obrigkeiten dieses Treiben gewähren lassen. Nur in *Lessings* Falle untersagte man auf das Drängen der Rechtgläubigen hin die Fortsetzung des Streites.

c) *Lessings Religion reiner Menschlichkeit.* Der Altmeister begann nämlich einen Feldzug, der sich sowohl gegen die Rechtgläubigkeit wie gegen die Aufklärung richtete. Ihm war die Geschichte der Menschheit ihre Erziehung zur „Vollendung, da der Mensch das Gute tun wird, weil es das Gute ist". Als ihm das Schreiben verboten wurde, dichtete er seinen „Nathan", um von seiner alten Kanzel, der Bühne, herab seine *Religion reiner Menschlichkeit* zu verkünden. Sie zeigt sich in unbestochener, von Vorurteilen freier Liebe, in sittlicher Bewährung, nicht in ihrem Namen und in ihren Gebräuchen.

d) *Herders Forderung der Ursprünglichkeit.* Mit der Empfehlung der Nachahmung der Franzosen hatte Thomasius die neue Zeit eingeleitet. *Herder* bekämpfte die Nachahmungssucht der Deutschen: wir müssen ursprünglich sein, wie es die Griechen waren, wenn wir sie erreichen wollen, uns ausgeben, wie sie sich ihrer Sprache, Religion und Geschichte, ihren Sitten und ihrem Klima gemäß dargestellt haben. Herder ging zuerst der große Widersinn auf, in den die geschichtliche Entwicklung die Deutschen zu verstricken drohte: wir sind in allem „schiefe Römer". In der Tat hatten die Deutschen das Erbe der Mittelmeerwelt angetreten; an diesem Erbe hatten sie sich gebildet, bis das Zeitalter geistiger Verselbständigung die doppelte Errungenschaft einer neuen Lebensanschauung und der natürlichen Wissenschaften brachte. Aber gleichwohl war das Erbe der Mittelmeerwelt geistig noch nicht überwunden; und dieses Erbe war römisch. Auf römisches Wesen war der Bildungsschatz zugeschnitten; und römische Züge

trug die Lebensanschauung auf katholischem und protestantischem Gebiete. Lessing mußte sich in seinem „Anti-Goeze" dagegen verwahren, „daß unsere Lutherschen Pastores unsere Päpste werden. Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt sein; und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntnis der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß." Herder fordert den Bruch mit dem Erbe der Mittelmeerwelt; aber zugleich auch zeigt er den Weg in die Zukunft: es gilt die Ursprünglichkeit, wie sie sich als Ablauf des Daseins aus festgegebenen Verhältnissen herausstellen muß. — Eine erste ursprüngliche Leistung auf deutschem Boden ist Goethes Werther. Er ist der sprechendste Ausdruck der Empfindsamkeit. Da empört sich das Gefühl gegen die bürgerliche Gebundenheit und lebt sich schrankenlos aus. Aber die Wirklichkeit wird ihm unerträglich; und der Schwärmer geht zugrunde, als der Ernst in sein Leben tritt und eine entscheidende Tat verlangt.

e) Goethes und Schillers Kampf für Freiheit und Menschenrechte.

In seinem „Götz von Berlichingen" führt uns Goethe in eine Übergangszeit, „wo man die Herzen sorgfältiger als die Tore schließen muß". Wir erleben den Leichtsinn höfischen Lebens, die Haltlosigkeit des Weltmannes, die Ratlosigkeit der Reichsgewalt, die Rechtlosigkeit des Redlichen, der sich nicht mehr zurechtfinden kann. Die Welt erscheint als ein Gefängnis; gleichwohl behauptet in ihr der sich selbst getreue Mann bis zum letzten Atemzuge seine Freiheit, während die Untreue in Gewissensqual verkommt. — Leidenschaftlicher als Goethes wirkt Schillers Sprache bei seinem Kampfe gegen die Mißstände im Staate und in der Gesellschaft, weil der Zögling Karl Eugens sie am eigenen Leibe hatte erfahren müssen, während der Sohn des kaiserlichen Rates in Frankfurt durch eine wohlige Jugend gegangen war. Der Karlsschüler hatte die Farben und Bilder am Hofe in Württemberg selbst geschaut, die er in seinem Schauspiele „Kabale und Liebe" verwendet. Der gerade Ferdinand fängt sich in den Schlingen, die ihm die verworfene höfische Gesellschaft und ihre Geschöpfe legen; aber er endet so, daß die Schurken darüber zusammenbrechen. In seinem „Don Carlos" führt uns Schiller an den Königshof selbst, damit wir das Schicksal eines Fürsten erleben, der allein in seinem weiten Reiche Mensch geblieben ist, während sich seine Untertanen freiwillig unter dem Drucke der Staatsgewalt dieses Adels begeben haben. Er muß sich von dem Großinquisitor belehren lassen, daß er kein Recht habe, frei und einzig zu sein. Menschenrechte kann es nur geben, wo alle sie besitzen.

f) Schillers Verkündigung einer sittlichen Weltordnung.

So ist die Frage nach der Weltordnung aufgeworfen. Schiller hatte sie in seinen „Räubern" bereits beantwortet. Hier verschuldet die Schwachheit eines Vaters den Untergang seines Hauses; sie gibt dem bösen Bruder Franz die Gewalt über den guten, aber leichtsinnigen Karl. Die natürlichen Wissenschaften ließen die Lebensgemeinschaften auf Verträgen beruhen, die den vernünftigen Ausgleich zwischen dem Geselligkeitsbedürfnis und Selbsterhaltungstrieb herzustellen berufen sind. Auch Franz erkennt diese Verträge an: „Wohl gibt es gewisse gemeinschaftliche Pakta, die man geschlossen hat, die Pulse des Weltzirkels zu treiben. Ehrlicher Name! Wahrhaftig eine reichhaltige Münze, mit der sich meisterlich schachern läßt, wer's versteht, sie gut auszugeben." Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit führt der Bösewicht seinen Standpunkt durch. Aber am Ende erlebt er es in entsetzlicher Pein, daß das Gewissen, dieser „tüchtige Lumpenmann, Sperlinge von Kirschbäumen wegzuschrecken", doch nicht den Hecken der Bauern gleicht, über die der gnädige Herr nach Belieben hinwegsetzt. Im Gewissen ist eine Weltordnung im einzelnen Menschen verankert. Dieselbe Erfahrung muß auch der andere Bruder machen. Ungerecht behandelt, glaubt er sich berufen, Rächer der in ihm verletzten Menschheit an der Welt zu werden. Aber am Ende kommt ihm die Einsicht seines widersinnigen Handelns: er hat wie Franz im Grunde nur für sich gehandelt; er hat sich freiwillig aus der menschlichen Ordnung geschieden, er ist zum Räuber geworden. So verkündigt das Schauspiel eine sittliche Weltordnung, die mehr ist als ein vernünftiger Vertrag; in ihr greift ein unbedingtes Gelten jenseits von der uns umfassenden Wirklichkeit in unser Leben ein. — Die natürlichen Wissenschaften hatten die Überzeugung von der natürlichen Güte der Menschen verkündet. Schiller zeichnet uns in Franz einen Menschen, der einen widerwärtigen Körper mitbekommen hat; er besitzt Erfindungsgeist, aber nicht das Erstgeburtsrecht: „Ich habe große Rechte, über die Natur ungehalten zu sein, und bei meiner Ehre! ich will sie geltend machen. Sie gab mir nichts mit; wozu ich mich machen will, das ist nun meine Sache. Herr muß ich sein!" Ebenso folgerichtig entwickelt Schiller aus dem leidenschaftlichen Wesen Karls sein Schicksal. Er wird, in seiner Reue durch den Schurkenstreich seines Bruders enttäuscht, zum Räuber, ohne ruhig zuvor den Dingen auf den Grund zu gehen. Hier sagt der Dichter der seichten Aufklärung Fehde an: wir alle stehen unter dem niederdrückenden Erfahren unsers Lebens und haben uns mit ihm auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung bestimmt den Wert unsers Lebens.

g) Die Erzieherarbeit der Philanthropen.

An der großen Bewegung, die durch unser Volk ging, beteiligten sich auch Erzieher, die sich Philanthropen, „Menschenfreunde", nannten. Basedow gründete im Jahre 1775 in Dessau eine Anstalt, die er Philanthropinum nannte, nachdem er durch Vorarbeiten für sein „Elementarwerk, einen geordneten Vorrat aller nötigen Erkenntnis zum Unterrichte der Jugend von Anfang bis zum akademischen Alter zur Belehrung der Eltern, Schullehrer und Hofmeister" die Teilnahme des Herzogs von Anhalt gewonnen hatte. Berühmt wurde die große Prüfung, die er im folgenden Jahre abhielt, die alle Neuerer zufriedenstellte, dagegen die Vertreter der alten Gelehrtenschule selbstverständlich enttäuschte. Die Anstalt leitete zeitweise Campe, der mit seiner Bearbeitung des Robinson das Muster einer Jugendschrift gab. Salzmann wirkte in Dessau als Religionslehrer und gründete später eine eigene Anstalt auf seinem Landgut Schnepfental in Thüringen. Sein „Krebsbüchlein" will eine Anweisung zur unvernünftigen Erziehung der Kinder, seine Erzählung „Konrad Kiefer" eine Anweisung zur vernünftigen Erziehung der Kinder und sein „Ameisenbüchlein" eine Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher geben.

Wie der selbstgewählte Name und die Titel ihrer Schriften zeigen, sind die Philanthropen Wortführer mehr der Aufklärung als des Sturmes und Dranges, der das junge Geschlecht bewegte; indem sie aber gegen das bestehende Bildungswesen anrückten, wurde ihr Auftreten als eine Hilfe im Kampfe gegen die Mißstände des öffentlichen Lebens empfunden. Ratke hatte sich einst mit seiner naturgemäßen Erziehungslehre allein der Gelehrsamkeit entgegengeworfen; die Widerstände, unter denen er hatte leiden müssen, waren jetzt im Erliegen.

Zunächst verlangten die Menschenfreunde eine der geistigen gleichwertige körperliche Ausbildung. Das Kind sollte wieder Kind sein, Knaben und Mädchen ihre Jugend auskosten dürfen. Hier stehen die Philanthropen auf demselben Boden wie Rousseau. Dagegen betonen sie, wie es dem deutschen Empfinden entspricht, die Notwendigkeit des Elternhauses. Konrad Kiefer wäre nicht der Mensch geworden, wie er uns am Ende seiner Erziehung entgegentritt, wenn er nicht die beiden ehrenwerten Ehegatten zu Eltern gehabt hätte. Daher näherten die Philanthropen ihre Anstaltserziehung möglichst der häuslichen Erziehung an. Dabei entsteht immer deutlicher eine Lebensgemeinschaft zwischen Erzieher und Zögling.

In zweifacher Beziehung haben die Philanthropen eine Umkehrung aller bisherigen Grundsätze gebracht. Bis dahin war die Schule der Ort der Strenge gewesen; sie machten dagegen die Belohnung geradezu zum Erziehungsmittel. Hatten die Jesuiten den Ehrgeiz angespornt,

so suchten sie das Ehrgefühl zu wecken. Eine Meritentafel zeigte mit ihren goldnen Nägeln, von denen jeder fünfzig Belobigungen entsprach, bei jedem Namen eines Schülers seine Haltung im Anstaltsleben an. Eine natürliche Heiterkeit sollte in der Schule herrschen. — Bis dahin hatte man wohl die Schulmeister zu väterlichem Wesen gegen die ihnen anvertraute Kinderschar ermahnt; man hatte sie mit den für einen Erzieher notwendigen Verhaltungsmaßregeln ausgestattet; so hatte Francke seine „Instruktion für die Praeceptores" verfaßt, „was sie bei der Disziplin wohl zu beachten" hätten. Salzmann dagegen stellt in seinem „Ameisenbüchlein" einfach das „Symbolum" auf: „Von allen Fehlern und Untugenden seiner Zöglinge muß der Erzieher den Grund in sich selber suchen." Er fordert von dem Erzieher die Selbsterziehung, die aller Erzieherarbeit vorauszugehen habe. Die Menschen waren bisher von der unbedingten Überlegenheit der Erwachsenen und der Unterlegenheit der Unmündigen fest überzeugt gewesen. Wenn man Kinderbilder aus jenen vergangenen Zeiten betrachtet, so machen die Kleinen in ihrer Tracht den Eindruck unfertiger erwachsener Leute. Man hat wohl gesagt, Rousseau habe das Recht des Kindes entdeckt; wichtiger war die Entdeckung der Welt des Kindes durch die Philanthropen. Der Mangel einer wissenschaftlichen, d. h. auf Beobachtung und Versuch gegründeten Psychologie war gefühlt, wenn auch noch nicht klar ausgesprochen.

Im Sinne der Menschenfreunde wirkte der Freiherr von Rochow auf Rekahne bei Brandenburg für eine Besserung der Volksbildung. Bei einer Teuerung und Seuche war seine wohlgemeinte Hilfe an den unbelehrbaren Vorurteilen der Landleute gescheitert. Da erkannte er, daß die Schule die Schuld an ihrer Rückständigkeit trage. Er fand für seine Güter einen verständigen Helfer in dem Lehrer Bruns. Für die Kinder verfaßte er selbst das erste Lesebuch, den Kinderfreund. Er enthielt Erzählungen sittlichen Inhaltes und gemeinverständliche Belehrungen. Als Domherr erreichte er die Gründung des ersten Lehrerseminars durch das Domkapitel zu Magdeburg.

Auch auf katholischem Gebiete begann eine Zeit der Gärung Im Jahre 1773 hob der Papst den Jesuitenorden auf; er hatte sich in allen Staaten durch die folgerichtige Vertretung seiner unzeitgemäßen Grundsätze unmöglich gemacht. Nur Friedrich der Große gewährte ihm Schutz, da er ihn als Helfer in der Erzieherarbeit nicht missen zu können meinte. An seine Stelle traten die Piaristen, ein anderer Schulorden, der sich mehr in die Forderungen der Zeit schickte. Der Abt Felbiger ordnete in Österreich das Volksschulwesen. Überall übernahm jetzt auch der katholische Staat das Bildungswesen und gewährte den natürlichen Wissenschaften Eingang in die Schule.

h) Die Frage nach der Geltung der natürlichen Wissenschaften.

Während so das junge Geschlecht im Sturme und Drange die überkommenen Lebenswerte überprüfte, sie verwarf, berichtigte oder ergänzte, erschien gegen die siegreiche Aufklärung der Alleszermalmer, — der Philosoph Immanuel Kant. Er war im Jahre 1724 in Königsberg geboren und hatte nach seinem Studium in der Nähe seiner Vaterstadt einige Hauslehrerstellen bekleidet. Erst 1770 war er zum ordentlichen Professor an der Universität zu Königsberg ernannt worden. 1781 veröffentlichte er die „Kritik der reinen Vernunft".

Die bisherige Philosophie hatte von dem natürlichen Lichte unserer Vernunft gesprochen, das uns mitgegeben sei. Aus diesem Besitze hatte sie die mathematische Naturwissenschaft, eine natürliche Religion und Sittenlehre, ein natürliches Recht, eine natürliche Lehre vom Staat und von der Volkswirtschaft und eine naturgemäße Erziehungslehre gewonnen. Nur über die Frage, wie es um jenes natürliche Licht stehe, herrschte Uneinigkeit: die englische Philosophie erklärte sich seine Entstehung aus der Erfahrung, die wir uns allmählich erwerben; sie nannte die Seele des Neugeborenen ein unbeschriebenes Blatt (John Locke, † 1704); die Philosophen des Festlandes dagegen sprachen von eingeborenen Begriffen, die während des Lebens in uns erwachen.

Kant untersucht zunächst, wie aus dem uns gegebenen Empfindungsstoff Wahrnehmungen oder Anschauungen werden. Er findet die Lösung, daß wir selbst ihn bearbeiten: so erscheint uns eine Umwelt der Dinge im Raume und eine Inwelt seelischer Vorgänge in der Zeit. Raum und Zeit sind „die beständige Form unserer sinnlichen Empfänglichkeit", sind die festgegebenen Formen der Anschauung, die allen unsern Wahrnehmungen zugrundeliegen. Ferner fragt Kant, wie die so gewonnenen Anschauungen zur Erfahrung verknüpft werden. Auch an dem fertigen Erzeugnis unserer Erfahrung müssen wir unsere Arbeit von dem Rohstoff unterscheiden. Rohstoff ist die Anschauungsmasse, unsere Arbeit ist ihre Ordnung: so erscheint uns Umwelt und Inwelt als wohlgeordnete Wirklichkeit. Zwei Grenzen hat demnach unser Erkennen: wir können nichts über den uns gegebenen Empfindungsstoff, der uns auf eine Welt schließen lassen möchte, aussagen; er ist der Rohstoff unserer Erkenntnis überhaupt; und wir können ebensowenig etwas über Übersinnliches, über die Seele und Gott, aussagen; es liegt jenseits unserer Erkenntnis. Mit dieser Überprüfung der Leistungsfähigkeit unserer Vernunft war endgültig festgestellt, was wir ihr zutrauen und von ihr erwarten dürfen. Ihr Feld, auf dem sie sich allein erfolgreich zu tummeln vermag, ist die mathematische Natur-

wissenschaft. Jenseits dieses Feldes leuchten uns die drei Grenzbegriffe Welt, Seele und Gott auf. Hier versagt die Wissenschaft; hier hat der Glaube sein Reich.

2. Die Tage der Klärung. Auf die Tage der Gärung folgten die Tage der Klärung. Goethe verließ heimlich im Einverständnis mit seinem Herzog sein Amt und den geselligen Kreis von Weimar und suchte in Italien seine Wesensbildung zu vollenden. Schiller versenkte sich in die Geschichte und in philosophische Fragen. Herder unternahm in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" eine Betrachtung der Weltgeschichte, um ein Bild von der Entwicklung der Menschen zur Menschlichkeit zu gewinnen. Kant endlich ließ im Jahre 1788 seine „Kritik der praktischen Vernunft" erscheinen.

a) Kants kategorischer Imperativ. Der Philosoph hatte unserer Erkenntnis die Wirklichkeit, wie sie sich uns durch eine doppelte Bearbeitung aus dem Rohstoff der Empfindungen formt, als Betätigungsfeld zugewiesen. Wir sind aber nicht bloß erkennende, sondern auch handelnde Wesen; als solche wollen wir verwirklichen. Dabei verknüpfen wir unser Wollen mit einem vorgestellten Inhalt, mit einem Zweck. Dieser Inhalt darf sich aber unserm Wollen nicht von anderswoher aufdrängen, etwa aus unsern Trieben und Neigungen, aus unserm Glückseligkeitsverlangen, aus unserer Hoffnung auf Lohn oder unserer Furcht vor Strafe. Wir müssen unsere Pflicht tun aus pflichtmäßiger Gesinnung, wir müssen selbsttätig handeln. Kant meint, einen Ausdruck für diese Selbsttätigkeit in seinem kategorischen Imperativ gefunden zu haben: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne." Damit war für das menschliche Handeln der Standpunkt allgemeiner Menschlichkeit gewonnen; Weltbürgerstimmung liegt über dieser stolzen und strengen Sittlichkeit. Hier hatten die Tage Friedrichs des Großen mit ihrem Lebensgehalte ihren denkwürdigen Ausdruck gefunden.

b) Das Leben als Kunstwerk bei Schiller und Goethe. Kant hatte im Gegensatze zur Aufklärung ein tiefes Gefühl für das niederdrückende Erfahren unsers Lebens. Dem sittlichen Wollen widerstreben in uns die sinnlichen Triebe: im Menschen ist ein natürlicher Hang zum Bösen. Schroff forderte er daher eine Umkehrung der Triebe in uns. Der Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung beherrscht

seine Gedankenwelt. Hier griff Schiller ein; er nahm Anstoß an dieser widersinnigen Strenge:

Gerne dien' ich den Freunden, doch tu ich es leider mit Neigung,
und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.
Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,
und mit Abscheu alsdann tun, was die Pflicht dir gebeut.

Schiller wies der Kunst die Aufgabe der Vermittlung zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit zu. Die schöne Seele hat den Ausgleich zwischen den sinnlichen Trieben und dem sittlichen Willen gefunden: ihre sinnliche Natur ist von so edler Empfindung getragen, daß sie das Edle und Gute will; ihr Leben ist ein Kunstwerk:

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
steht vor des Gesetzes Größe,
wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
da erblasse vor der Wahrheit Strahle
eure Tugend, vor dem Ideale
fliehe mutlos die beschämte Tat.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
über diesen grauenvollen Schlund
trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
und kein Anker findet Grund.

* * *

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
in die Freiheit der Gedanken,
und die Furchterscheinung ist entflohn,
und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
mit des Menschen Widerstand verschwindet
auch des Gottes Majestät.

Unter dem Gesichtspunkte des Kunstwerks betrachtete Schiller vor allem das Leben Goethes und die dichterischen Schöpfungen des Freundes. Dieser hatte in der keuschen Priesterin Iphigenie, die gleich ihm das Land der Griechen mit der Seele sucht, eine Menschengestalt geschaffen, die das Sittengesetz in ihren Willen aufgenommen hat. Sie bleibt bei der Wahrheit selbst in der höchsten Todesangst und führt, weil sie innerlich wahr ist, die Wahrheit zum Siege. Im ungeselligen Barbarenlande bereitet sie edler Gesittung ein Heim; sie überwindet den leidenschaftlichen König und leitet ihn zur Selbstüberwindung, und sie heilt den Bruder, der unter blutiger Schuld zusammenbricht: „Alle menschlichen Gebrechen

sühnet reine Menschlichkeit." Als holde Wirklichkeit erscheint hier, was der Mensch im Leben verwirklichen möchte.

In „Wilhelm Meisters Lehrjahren" endlich hat Goethe wie Wolfram in seinem Parzival und Grimmelshausen im Simplizissimus den Entwicklungs- und Abenteurerroman der Zeit geschaffen. Ein geheimer Bund leitet die Erziehung seiner Mitglieder und beaufsichtigt im verborgenen auch Leute, die ihm Teilnahme erwecken. Zu diesen gehört Wilhelm Meister, der Sohn eines Kaufmanns. Er will sich zum Künstler bilden. Er versucht sein Ziel im Schauspielerberufe zu erreichen. Allein er ist im Irrtum; Shakespeares Schauspiele öffnen ihm die Augen: er erkennt den Wert der Tätigkeit in der wirklichen Welt. So wird er von selbst in den Kreis des Geheimbundes getrieben. Er empfängt seinen Lehrbrief und wird Mitglied der Gesellschaft. „Unglaublich ist es," sagt ihm hier sein künftiger Schwager, „was ein gebildeter Mensch für sich und andere tun kann, wenn er, ohne herrschen zu wollen, das Gemüt hat, Vormund von vielen zu sein, sie leitet, dasjenige zur rechten Zeit zu tun, was sie doch alle gern tun möchten, und sie zu ihren Zwecken führt, die sie meist recht gut im Auge haben, und nur die Wege dazu verfehlen. Lassen Sie uns hierauf einen Bund schließen; es ist keine Schwärmerei, es ist eine Idee, die recht gut ausführbar ist, und die öfters, nur nicht immer mit klarem Bewußtsein, von guten Menschen ausgeführt wird." So ist Wilhelm Meisters Leben, obwohl er selbst darauf hat verzichten müssen, ein Künstler zu werden, zum Kunstwerk, er ist eine Persönlichkeit geworden.

Den großen geistigen Führern stand die Masse des gebildeten Bürgertums verständnislos gegenüber. Hier herrschte noch die von jenen überholte Aufklärung. In ihren Xenien zogen Goethe und Schiller gegen die ablehnende Gleichgültigkeit, die sie erfahren mußten, zu Felde. Damit erreichten sie, daß man ihre Bestrebungen nicht totschweigen konnte; daneben beschlossen sie, eifrig zu schaffen und durch Taten sich Beachtung zu erzwingen. Mit ihrer Auffassung, daß die Bildung das Leben des Menschen zum Kunstwerk gestalten solle, hatten sie das Zeitalter geistiger Verselbständigung für das Bürgertum zur Vollendung geführt. Jetzt erschien der Weg entdeckt, auf dem jeder Bürger selbsttätig zu einem Eigenleben gelangen, den ihm eigentümlichen Lebensgehalt darstellen und zu einer Welt im kleinen werden konnte. Ein Ziel erschien gefunden, das jeder erreichen mußte, wenn ihn auch der Weg dahin durch Irrtum führte; auf die Tage der Gärung mußten, wie es das neue Geschlecht selbst erlebt hatte, Tage der Klärung folgen:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Zugleich erschien die denkbar höchste Lebensbefriedigung erreicht, wenn die Bildung das Leben zum vollendeten Ganzen, zum Kunstwerk machte:

Volk und Knecht und Überwinder,
sie gestehn zu jeder Zeit:
höchstes Glück der Erdenkinder
sei nur die Persönlichkeit.
Jedes Leben sei zu führen,
wenn man sich nicht selbst vermißt;
alles könne man verlieren,
wenn man bliebe, was man ist.

Herders Forderung der Ursprünglichkeit erschien aufs schönste erfüllt. Allein der Neuhumanismus, wie man die Lebensanschauung der großen Weimarer genannt hat, wies doch über sich selbst hinaus; Goethe spricht davon, was ein gebildeter Mensch nicht bloß für sich, sondern auch für andere tun kann: ein neues Zeitalter kündet sich an, das die Menschen wieder zueinander stellt, nachdem sie im Streben nach geistiger Verselbständigung auseinandergerückt waren. Die „Lehrjahre" enden bezeichnenderweise mit der Verlobung Wilhelm Meisters mit einem Edelfräulein und ihres Bruders mit einem Bürgermädchen: die Schranken der Stände fallen.

c) Das Lebenswerk Pestalozzis. Der Neuhumanismus konnte auch darum nicht das letzte Wort sein, weil er nur mit der Bildung der höheren Schichten rechnete: „sie sollen, ohne herrschen zu wollen, Vormund von vielen sein, die ihre Zwecke meist recht gut im Auge haben und nur die Wege dazu verfehlen." Die Unmündigkeit der unteren Volksschichten aber konnte nicht dauernd befriedigen, ihre väterliche Leitung durch einen Kreis von Leuten, die durch ihre Bildung vor ihnen in unerhörter Weise bevorzugt waren, nicht die Lösung des Zeitalters geistiger Verselbständigung sein. Hier hat Johann Heinrich Pestalozzi eingegriffen.

Auf seinem Grabe steht die Inschrift:

Retter der Armen im Neuhof,
Prediger des Volkes in Lienhard und Gertrud,
zu Stanz Vater der Waisen,
zu Burgdorf und Münchenbuchsee Gründer der Volksschule,
zu Iferten Erzieher der Menschheit.
Mensch, Christ, Bürger,
alles für andere,
für sich nichts.
Segen seinem Namen!

Er wurde im Jahre 1746 zu Zürich geboren. Rousseaus Schriften machten früh auf ihn Eindruck, besonders „das Traumbuch" Emil. Auf seinem

Gute Neuhof versuchte er eine Anstalt zur Erziehung von Armenkindern zu begründen; sie sollten hier in einem liebevollen Hauswesen arbeiten und leben lernen. Da Pestalozzi die Hilfe der Obrigkeit entbehren mußte, so besaß er kein Mittel, die Bettelkinder festzuhalten. Ihr Zu- und Abströmen, das er geschehen lassen mußte, veranlaßte zuletzt den Zusammenbruch seines Unternehmens. Von 1780—1798 widmete sich Pestalozzi schriftstellerischer Tätigkeit. In der „Abendstunde eines Einsiedlers" und in der Dorfgeschichte „Lienhard und Gertrud" legte er seine Erfahrungen nieder, die er in Neuhof gesammelt hatte. Dann wurde er nach Stanz berufen, sich der verwahrlosten Kinder anzunehmen, die der Krieg ihrer Eltern und jeder geordneten Erziehung beraubt hatte. Reich an wertvoller Einsicht, aber nur kurz war sein Wirken. Er durfte es bald in den armseligen Schulen des Städtchens Burgdorf fortsetzen. Die Frucht seiner Beobachtungen übergab er in der Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" der Öffentlichkeit. Der Umschwung der Verhältnisse in der Schweiz brachte ihm die Versetzung nach Münchenbuchsee. Von dort siedelte er nach Iferten über, wo seine Anstalt in dem ihm überlassenen Schlosse Karls des Kühnen zum Wallfahrtsort für alle Welt wurde. Hier bildeten sich auch die Lehrer, die ihm die preußische Regierung seit 1809 zuschickte, damit er ihnen Einsicht in sein Verfahren gewähre. Der Glanzzeit folgte leider der Verfall; der in harter Arbeit verbrauchte Mann konnte bei der Eifersucht, die unter seinen Gehilfen ausbrach, der Dinge nicht mehr Herr werden. Im Jahre 1827 ist er in dem Neuhof benachbarten Städtchen Brugg gestorben.

Der Grundgedanke, von dem Pestalozzi ausgeht, lautet in der Abendstunde: „Allgemeine Emporbildung der inneren Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit ist allgemeiner Zweck der Bildung auch der niedrigsten Menschen. Übung, Anwendung und Gebrauch seiner Kraft und seiner Weisheit in den besonderen Lagen und Umständen der Menschheit ist Berufs- und Standesbildung. Diese muß immer dem allgemeinen Zwecke der Menschenbildung untergeordnet sein." Er unterscheidet also *eine Menschen- und eine Berufsbildung*. Die *Menschenbildung* muß *allen* zuteil werden, nicht bloß einem bevorzugten Kreise. Pestalozzi erkennt damit die schlichte Einheit des Lebens an: „Alle Menschheit ist in ihrem Wesen sich gleich und hat zu ihrer Befriedigung nur eine Bahn." Wir alle leben das eine Leben; es ist Betätigung „der inneren Kräfte der Menschennatur". Dieses Leben ist also Selbsttätigkeit, die in dem unmündigen Kinde schlummert, die in ihm geweckt und zur Entfaltung gebracht werden muß. Das ist *die Aufgabe und der Inhalt der Menschenbildung*.

Die Frage nach dem *Verfahren der Menschenbildung* beantwortet Pestalozzi in der Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt": „Wenn

ich jetzt zurücksehe und mich frage: Was habe ich denn eigentlich für das Wesen des menschlichen Unterrichts geleistet? — so finde ich: ich habe den höchsten, obersten Grundsatz des Unterrichts in der Anerkennung der Anschauung als des absoluten Fundaments der Erkenntnis festgesetzt." Was Pestalozzi dabei unter Anschauung versteht, wird klar, wenn wir seiner Untersuchung in derselben Schrift folgen, wie „der Begriff von Gott in der Menschenseele entkeimt". Dabei findet er, daß die Anlage zu den Gefühlen der Liebe, des Vertrauens und des Dankes und zum Gehorsam in jedem vorhanden ist. An der Mutter gewinnen sie den ersten Anlaß, sich zu entfalten; nachdem sie so geweckt sind, ist der Schritt, sie Gott zuzuwenden, gering. Also Pestalozzi nimmt an, daß gültige Formen für jeden Bewußtseinsinhalt, für Wahrnehmungen und Vorstellungen, Urteile, Gefühlsäußerungen und Willensvorgänge in uns angelegt sind. Zunächst schlummern sie gleichsam in uns. Es kommt nun darauf an, den werdenden Menschen so zu bilden, daß er sie auf jeden möglichen Bewußtseinsinhalt gültig anzuwenden vermag. Das bedeutet ihm: „den höchsten, obersten Grundsatz des Unterrichts" durchführen, „die Anschauung als den obersten Grundsatz des Unterrichts anerkennen". In dem bisherigen Unterrichtsverfahren sieht er mit Recht eine Verbildung des Menschen: „es löscht die Kraft der Selbständigkeit im Menschengeschlecht aus". Bis dahin hatten die Verkünder einer naturgemäßen Erziehungslehre, wenn sie Anschaulichkeit forderten, gemeint, man müsse den Kindern die Dinge vor die Sinne bringen. Pestalozzi zuerst verlangte unter diesem Stichwort die gleichmäßige Weckung und lückenlos fortgeführte Schulung aller im Menschen angelegten inneren Kräfte. Er hat Ratkes Losung: „Alles dem Lauf und Gang der Natur gemäß" in immer erneuten Versuchen zu verwirklichen und das gewonnene Verfahren wissenschaftlich festzulegen und auszuarbeiten sich bemüht. Dabei steht er seinen Vorgängern gleichsam als ein Kopernikus der Erziehung gegenüber. Diese hatten die Aufgabe einer naturgemäßen Erziehung immer so zu lösen versucht, daß sie die Stoffmasse, die sich das Kind anzueignen hat, geschickt einteilten und ihm zuteilten. Wann lasse ich dies oder das lernen? Wie behandle ich den lernenden Schüler? das war ihre Fragestellung. Pestalozzi dagegen wendet seine volle Aufmerksamkeit dem Zögling zu. Ihn macht er zum Mittelpunkt, um den sich das Unternehmen der Erziehung bewegt. Wie erwecke und befähige ich das Kind zum Leben? das ist die Frage, die ihm der Erzieher zu beantworten hat.

Für das Gebiet der Erkenntnis hat er „das Ganze alles Unterrichts auf drei Elementarmittel zugeführt": Sprache, Form und Zahl. Dabei entspricht, was er Form und Zahl nennt, etwa den Formen des Raumes und der

Zeit bei Kant. Er meint, daß wir Menschen es lernen müssen, in das wilde Gewühl, wie uns die Wirklichkeit erscheinen will, Grenzlinien zu legen: so sondern wir bestimmt aus dem bunten Draußen scharf umrissene Gegenstände. Wir bemächtigen uns ihrer zählend und rechnend; Einheiten fassen wir zu Vielheiten, Vielheiten zu Einheiten zusammen, Maße und Lage legen wir fest. Unsere Herrschaft über die so geschaffene Wirklichkeit wird uns zuletzt bewußt, wenn wir auszudrücken fähig sind, was wir angeschaut und ergriffen haben. Erscheint auch auf den ersten Blick die Zusammenstellung von Form und Zahl mit der Sprache seltsam, erschöpfen auch die drei Elementarmittel längst nicht die in uns angelegten gültigen Formen für jeden möglichen Bewußtseinsinhalt, so hat Pestalozzi doch klar erkannt, daß die Menschenbildung den Menschen zum Leben, zur Selbstverwirklichung unter den ihm gegebenen Daseinsbedingungen befähigen müsse.

Tiefer als alle seine Vorgänger war sich Pestalozzi der Bedeutung der Lebensgemeinschaften für die Erziehung des Menschen bewußt. Er hat in „Lienhard und Gertrud" den unheilvollen Einfluß geschildert, unter dem der Vogt von Bonnal aufgewachsen, durch den er der Bösewicht geworden ist, als der er uns entgegentritt; er hat uns das Verderben ausgemalt, das dieser Mann über das Dorf gebracht hat. Umgekehrt aber zeigt er, wie der Mut einer treuen Mutter nicht bloß ihr Haus rettet, sondern auch dem ganzen Dorfe zum Segen wird. Ihre Wohnstubenerziehung wird das Vorbild für die Arbeit des neuen Lehrers, den Bonnal erhält: „Das Leben selber in seinem ganzen Umfang, wie es auf ihre Kinder wirkte, wie es sie ergriff, wie sie sich dareinfügten und es benutzten, das war eigentlich das, wovon ihre Lehre ausging." Vor allem aber besaß Pestalozzi selbst die Vorbedingungen in seinem Wesen, eine Lebensgemeinschaft zwischen dem Erzieher und seinen Zöglingen zu begründen: die sich aufopfernde Liebe und die nie zu ermüdende Begeisterung.

Von den Staatsschulen hielt Pestalozzi nicht viel; er hatte die dürftigen Volksschulen seiner Zeit vor Augen. Er meinte, daß das, was sie für die Menschenbildung leisteten, besser von der Mutter und dem Vater im Hause getan würde. Ja, er hielt es für einen unermeßlichen Fortschritt, wenn man das Haus zu solchen Leistungen befähigen könnte; er dachte dabei an die Hebung des gesamten Volkslebens, die dieser Fortschritt nach sich ziehen müßte. So waren in seinem Lebenswerke Gedanken eingeschlossen, die sich erst in künftigen Zeiten verwirklichen lassen werden.

Fichte hat Pestalozzi in seinen „Reden an die deutsche Nation" neben Luther gestellt. Dieser hatte aus seiner neuen Lebenserfahrung heraus den menschlichen Eigenwert und den Lebenswert des weltlichen Berufes und

der Berufsarbeit verkündet; er hatte es erlebt, daß sich Leben nur an Leben entzündet. Pestalozzis Menschenbildung will dem menschlichen Eigenwerte gerecht werden, indem sie dem Menschen zur Lebensentfaltung verhilft. Die Berufsbildung, die er verlangte, in Neuhof versuchte und in „Lienhard und Gertrud" darstellte, wie es seiner durch die Zeitverhältnisse bestimmten volkswirtschaftlichen Einsicht entsprach, erkennt den Lebenswert des weltlichen Berufs und der Berufsarbeit voll an. Die Hingebung, die er als Erzieher aufbrachte, verwirklichte Luthers Erlebnis, daß sich Leben nur an Leben entzündet. Fichte erklärt daher mit Recht: „Er wollte bloß dem Volke helfen; aber seine Erfindung, in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, hebt das Volk, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande auf, gibt statt der gesuchten Volkserziehung Nationalerziehung." Erst Pestalozzis Lebenswerk bedeutet für das gesamte deutsche Volk die Vollendung des Zeitalters geistiger Verselbständigung. Aber es ist keine Gabe, sondern stellt die Aufgabe, es zu erwerben, um es zu besitzen. Wer immer diese Aufgabe zu lösen versucht, wird zugleich vorwärts gewiesen: er überschreitet die Schwelle eines neuen Zeitalters, das die Standesunterschiede zwischen den Volksgenossen auszulöschen berufen ist.

C. Die Erziehung im Zeitalter geistiger Verbundenheit.

Die Zeit des Parteilebens (1800—1918).

Mit dem Jahre 1800 betreten wir den Boden der Gegenwart. Schwer lassen sich ihre Ereignisse überschauen und würdigen. So erscheinen uns Wolken aus nächster Nähe als gewaltig bewegte Nebel; erst aus der Ferne erkennen wir in ihnen wundersam umrissene Gebilde und Gestaltungen.

Klar ist, daß wir uns in einem Zeitalter befinden, das die Menschen wieder aneinanderrückt. Im Zeitalter geistiger Gebundenheit wurde der einzelne in die vorhandenen Lebensgemeinschaften unwiderstehlich eingegliedert. Selbst die Großen dieser Tage erscheinen nur als Werkzeuge oder Stimmen ihrer Lebensgemeinschaft. Wer dagegen heute in eine Lebensgemeinschaft hineingeboren wird, in einen bestimmten Staat, in eine Kirche, begehrt in ihr sein Wesen zu behaupten: er will ihm zugemutete Lebenswerte aus freier Überzeugung bejahen oder verneinen. Die Gegenwart zeichnet sich aus durch eine Fülle von Vereinen und Verbänden; gemeinsame Ziele sucht man durch das Zusammenwirken vieler, durch Massenwirkung zu erreichen. Aber Vorsatz und Entschluß führen zusammen. So merkt man es den Menschen unserer Tage an, daß hinter ihnen das Zeitalter geistiger Verselbständigung liegt. Selbst bei der straffsten Ordnung mag der einzelne nicht sein ganzes Leben in der Gemeinschaft aufgehen lassen; er will sich selbst behalten, er widerstrebt jeder Vergewaltigung. Je klarer und reicher sich sein Leben entfaltet, um so größer ist sein Widerstand; je bescheidener seine Lebensentwicklung ist, um so rettungsloser verfällt er dem Zwange, wird Mitläufer und bloße Zahl im großen Ganzen. Umgekehrt drücken die Lebensgemeinschaften auf den einzelnen mit der ganzen Wucht ihrer äußeren Verhältnisse; unbequem sind ihr Selbständigkeit und eigene Überzeugung, bequem unbedingte Hingabe und Urteilslosigkeit. Wenn wir daher unsere Tage das Zeitalter geistiger Verbundenheit nennen, so bedeutet der Name nicht friedsames Zusammenleben und geistige Einheitlichkeit. Keine Zeit war so reich an äußeren Kämpfen und schuf so viel tief empfundene Tragik im Einzelleben.

Friedrich Hebbel ist in der Mitte des 19. Jahrhunderts der Dichter dieser Tragik. Der einzelne wird in den Kampf gegen die Lebensgemeinschaft, in der er sich bewegt, und gegen ihre Lebenswerte hineingerissen. Er hat zwar ein volles Recht auf Leben und Glück, wie er es versteht; aber seine Umwelt streitet ihm dieses Recht ab, nicht sinnlos, sondern aus innerer Notwendigkeit. Die Lebensgemeinschaften der Menschen müssen von dem einzelnen unter Umständen das Opfer seines Daseins und Glückes verlangen, um sich selbst zu vollenden. Agnes Bernauer darf nicht leben bleiben und ihr Liebesglück genießen, weil sich der Staat durch sie nicht um seine Zukunft bringen lassen kann; dem Herzog von Bayern ist nicht das Vaterglück, seinem Sohne und Erben nicht das Eheglück des einfachen Bürgermannes gegönnt.

Vier Geschlechter haben das neue Zeitalter erlebt (1800—1830; 1830—1861; 1861—1890; 1890—1918). Sie umschließen seinen ersten Abschnitt: die Zeit des Parteilebens. In ihm ist das deutsche Volk aus staatlicher Zerrissenheit durch die Taten des gewaltigen Staatsmannes Otto von Bismarck zur Einheit gebracht worden. Dabei lebte es sich in dieser Zeit im Parteigetriebe aus: bezeichnend ist das Wort des Kaisers, das er als Losung für den Weltkrieg ausgab, er kenne keine Parteien, nur noch Deutsche. Der Umsturz am Vorabend von Luthers und Schillers Geburtstage, mit dem Bismarcks Gründung endete, bedeutet auch das Ende des ersten Abschnitts. An der Selbstsucht der Parteien ist während des Ansturms fast der gesamten Völkerwelt das Deutsche Reich zerbrochen:

Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax' Kraft.

1. Die Tage völkischen Erwachens (1800—1830).

1. Der Übergang zum 19. Jahrhundert.

Friedrich Wilhelm II., der Nachfolger des großen Königs, war seiner Aufgabe weder geistig noch sittlich gewachsen; er geriet in die Hände eines Geheimbundes, der Rosenkreuzer. Diese Frömmler veranlaßten das berüchtigte Religionsedikt, das die Herrschaft der Rechtgläubigkeit neu aufrichten wollte. Selbst ein Kant wurde bedroht und zum Schweigen genötigt. Sonst blieb die Verwaltung des Staates in den bisherigen Gleisen, nur daß ihm fortan die Lebensfülle Friedrichs II. fehlte. Das zeigte sich besonders auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Bald war nicht bloß der Schatz, den der große König hinterlassen hatte, aufgebraucht, sondern es hatte sich auch eine solche Schuldenlast angehäuft, daß Preußen im Kriege gegen die französische Revolution auf englische Hilfsgelder angewiesen war: seine Stellung als Großmacht in Europa war erschüttert.

Friedrich Wilhelm III. war sittenstreng, aber nicht der zielsichere

Mann, das Unheil, das sich um Preußen zusammenzog, zu wenden. Die Königin Luise dagegen lebte in der Geisteswelt Goethes und Schillers, sie stand unter dem Eindruck der Schriften Pestalozzis. In mancher entscheidenden Stunde bewährte sie sich als der gute Geist ihres Gemahls; das Unglück Preußens hat sie in tiefster Seele empfunden und ihre Zeit feinfühlig verstanden. An ihren Vater schrieb sie ein Jahr vor ihrem Tode: „Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind nicht fortgeschritten mit ihr, deshalb überflügelt sie uns." Heinrich von Kleist hat in einem zarten Bilde festzuhalten versucht, was sie ihren Tagen bedeutet hat:

Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
wenn er durch finstre Wetterwolken bricht.

Unter jenen beiden Königen lebte ein Geschlecht, seichter Aufklärung zugetan, witzelnd, leichtfertig oder oberflächlich empfindsam, unter immer günstiger werdenden wirtschaftlichen Verhältnissen. Dem Umsturz in Frankreich folgten einige der geistigen Führer Deutschlands, Klopstock, Kant und Herder, mit großer Anteilnahme; für manchen Anhänger der Aufklärung bedeutete er die Erfüllung alter Forderungen und längst erstrebter Ziele. Aber Goethe und Schiller wandten sich bald, obwohl die Vorgänge jenseits des Rheines sie innerlich erregten, von ihnen ab; sie sahen durch die Teilnahme an Fragen des Tages, wie sich die Horen ausdrückten, „die Gemüter in Spannung gesetzt, eingeengt und unterjocht" und empfanden das Bedürfnis, „durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen". Die große Masse des gebildeten bürgerlichen Mittelstandes bedachte nur die Leiden und Freuden des Hauses und der engeren Heimat; sie erfreute sich im Theater an den rührenden Sittenschilderungen Ifflands und las die tugendsamen, gefühlvollen Erzählungen Jean Pauls.

2. Das Erstarken der neuhumanistischen Bewegung. Die Hinwendung Goethes und Schillers zu den Alten verschaffte den Altertumsforschern Bedeutung und Beachtung. Führer dieser Gelehrten war der Professor Friedrich August Wolf, der bis 1807 an der Universität Halle wirkte, ihr begeisterter Jünger Wilhelm von Humboldt, der Freund der großen Weimarer.

Sie hatten mit deutscher Gründlichkeit die gesamten Überreste der Mittelmeerwelt, Handschriften und Inschriften, zusammengebracht und versuchten ein Bild jenes versunkenen Zeitalters zu entwerfen. Aber man sah zunächst nicht die nüchterne Wirklichkeit, sondern, durch das Studium herausgerissen aus der unbefriedigenden Gegenwart, deutete man die ersehnten Lebenswerte in jene ferne Vergangenheit ein; man glaubte bei den alten Griechen verwirklicht zu finden, was man selbst erstrebte: wahres, freies Menschentum, Schönheit und Vollendung. Weite Kreise wurden diesen Gedanken gewonnen, als Johann Heinrich Voß mit seiner Übersetzung der Odyssee und Ilias den Deutschen einen deutschen Homer bescherte.

Als nun in Weimar die Losung ausgegeben wurde: Gestalte dein Leben zum Kunstwerk! da meinte man, in den Griechen die Lehrmeister und Führer zu diesem Bildungsziele zu besitzen. Nicht nachahmen wollte man, sondern, wie Lessing und Herder es gefordert hatten, in griechischem Geiste, in griechischer Art wahr, frei, menschlich, allseitig gebildet werden. Dazu nahm Niemeyer in Halle die Anregungen auf, die von Kant ausgingen. Dieser hatte gezeigt, daß wir die rohe Masse des Empfindungsstoffes formen und ordnen. Es schien also nur darauf anzukommen, daß wir unsere Anlagen des Formens und Ordnens ausbilden, um den Anforderungen des Lebens gewachsen zu sein. So schuf Niemeyer das Schlagwort „formale Bildung"; er behauptete, daß sich jene Anlagen vor allem durch den Sprachenbetrieb wecken und schulen lassen. Die Sprachen seien, „da sich in ihnen der menschliche Geist in allen seinen Veränderungen und Richtungen ausdrücke, die Magazine aller Verstandesbegriffe, aller Gedankenformen und aller Mittel und Werkzeuge ihrer Zusammensetzung und Auflösung"; „durch ihr Studium werde das deutliche und ordentliche Denken so sehr befördert." Nach dieser Darlegung schien die Forderung des Neuhumanismus, sich griechisch zu bilden, auch philosophisch begründet zu sein. Mit Eifer griffen die Gelehrtenschulen, wenn Schüler der großen Altertumsforscher ihre Leiter wurden, die neuen Gedanken auf; sie erwachten gleichsam zu neuem Leben.

Zugleich schlugen Goethe und Schiller neue, unerhörte Töne in ihren Dichtungen an, die um so mehr die Gemüter bewegten, als sie mitten in die geruhige Weltbürgerstimmung des gebildeten Mittelstandes hineinklangen. Er hatte sich eben an der gemütlichen Welt des Landpfarrhauses erfreut, die Voß in seiner „Luise" anschaulich schilderte. Da hält der Pastor als überzeugter Aufklärer seine Reden gegen die Unduldsamkeit; man erlebt ein Waldfest, einen Maimorgen in der Pfarre; da überrascht der Vater sich, das Brautpaar, seine Gäste und den behaglich ergriffenen

Leser mit der unvorbereiteten Trauung am Polterabend. In eine ähnliche Welt führt Goethe mit seinem Epos „Hermann und Dorothea". In einem Ackerbürgerstädtchen gewinnt sich an einem Sommertage der Sohn des Gastwirts mit Hilfe der Mutter und guter Freunde gegen den hoch hinausstrebenden Vater die Lebensgefährtin. Aber erschüttert sieht der Leser in der Ferne den Umsturz des Nachbarreiches sich vollziehen; die Weltunruhe klopft auch an die Tore der kleinen friedlichen Stadt. Erschrocken las der Philister — so bitter-ernst waren ihm die Dinge noch nicht vorgekommen — das Gelübde Hermanns, der an diesem für ihn entscheidenden Tage zum Manne erwacht ist:

Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
sondern mit Mut und Kraft. Und drohen dies Mal die Feinde
oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
o, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Auch Schiller warf solche Losungen von der Schaubühne, die er als moralische Anstalt betrachtete, in die Menge. „Wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben," so hatte er im Sturm und Drang gerufen, „so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest aneinander? Nichts anders als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist." In diesem Sinne forderte er, daß eine Nation ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre, mahnte er, ans teure Vaterland sich anzuschließen, erblickte er in ihm die starken Wurzeln unserer Kraft und rief zur Einigkeit auf. Mit leidenschaftlicher Kraft schritten die beiden großen Dichter ihrem Volke voran in das neue Zeitalter geistiger Verbundenheit.

3. Die Romantik. Gleichzeitig mit dem Erstarken des Neuhumanismus setzte eine Bewegung ein, die den Tagen des Sturmes und Dranges ähnelte: die Romantik. Gegen die platte Aufklärung, die die Lösung aller Rätsel von dem natürlichen Lichte der Vernunft erwartete, aber auch gegen die rein formale Schulung, die der Neuhumanismus erstrebte, besann sie sich auf

die deutsche Eigenart. Sie betonte gegen den kühlen Verstand die Wärme und Innerlichkeit des Gefühls.

Die Romantiker versenkten sich mit schwärmerischer Inbrunst in die Wunder der Natur; sie war ihnen mehr als das Triebwerk, als das sie die mathematische Naturwissenschaft aufzufassen gelehrt hatte. Sie verehrten sie als den Quellboden, aus dem sich unser Leben mit Stimmungen und Erregungen, mit Einbildungen und Ahnungen sättigt.

Befriedigte ihren Gefühlsüberschwang die Gegenwart nicht, so füllte sich ihr Herz mit Sehnsucht; und diese wandte sie der Vergangenheit zu. Während der Aufklärer hochmütig auf das Mittelalter als eine Zeit tiefer Nacht, geistiger Beschränktheit und Unmündigkeit blickte, rührte den Romantiker bei der Betrachtung der Vorzeit unsers Volkes der Zauber einer versunkenen ehrwürdigen Welt. Er ging aus, ihre Dichtungen wieder zu entdecken, den Sagen, Märchen und Liedern nachzuspüren, die als letzte Zeugnisse jener längst verblichenen Tage noch in den Niederungen des Volkslebens umgingen.

Für alle Gebiete des menschlichen Lebens hatten die natürlichen Wissenschaften ihre kurzen Formeln aufgestellt; öde Gleichmacherei war ihr letztes Ergebnis. Auch der Neuhumanismus befriedigte nicht mit seiner Forderung, das Leben zum Kunstwerk zu gestalten; er verlangte eine unerreichbare Allseitigkeit der Bildung, eine unerreichbare Ausgeglichenheit aller menschlichen Kräfte. Da betonten die Romantiker die Widersprüche, die in jedem Wesen liegen, die Gegensätze, die ein und dieselbe Brust umschließt, die Unbegreiflichkeiten des Lebens, die jeder Regel und Formel widerstreben.

Die Frühromantik wirkte wie eine Erneuerung des Sturmes und Dranges. Es sprach sich eben ungestüm wie damals ein neues junges Geschlecht aus. Unbehaglich schaute Goethe auf die Bewegung, wie sehr sie ihn feierte, feindselig Schiller; es störte sie die Unreife, über die sie selbst hinausgekommen zu sein sich freuten. Doch führte die Romantik ein reiches Leben herauf. Johann Gottlieb Fichte († 1814) begriff die Welt als den Grund und Boden der Pflicht; sie ist ihm dazu da, daß wir uns in ihr betätigen können. Scharf geißelt er seine Gegenwart und ihre Aufklärung. Der gemeine Menschenverstand sei ihre Seele. Nichts gelte als das Begreifliche, nichts sei diesem Verstande begreiflicher als das eigene Wohlsein, als das Nützliche, Wohlfeile, Bequeme. Er habe die Sittenlehre zu einer Anweisung für die menschliche Selbstsucht, Gott zu einem nützlichen Wesen gemacht, das unser Wohlsein besorge. So ist aus der Lebensgemeinschaft der Menschen der Notstaat geworden, der ihnen nur ein Zusammensein ermöglicht, für den sie eine lebendige Teilnahme nicht mehr

empfinden können. Da muß der wahre Staat erscheinen, der alle Kräfte des einzelnen in den Dienst des Ganzen stellt, der die mannigfachen Eigenwerte aller zu einer lebendigen Einheit zusammenfaßt. — Mühte sich Fichte um eine neue Lebensanschauung, so suchte sie Schelling durch eine Weltanschauung zu ergänzen, die sich gegen die mathematische Naturwissenschaft wendet. Er will zeigen, wie sich die Naturgebilde nach zweckvollem Plane aufbauen, um zuletzt in dem Menschen zu gipfeln. — Schleiermacher endlich erklärte die Religion als das Gefühl unsers Zusammenhangs mit dem Unendlichen; sie ist ihm keine frostige Sache des Verstandes, sondern dazu berufen, das tiefste Bedürfnis unsers Gemüts zu befriedigen.

4. Der Zusammenbruch und die Erhebung Preußens. So waren bereits Kräfte am Werke, eine Wiedergeburt unsers Volkes herbeizuführen, als im Jahre 1806 der Zusammenbruch Preußens das Elend Deutschlands besiegelte. Nun waren nicht bloß die armseligen Rheinbundfürsten, die ihre Untertanen an den Franzosenkaiser verkauft hatten, sondern auch die Lande Friedrichs des Großen den Eroberlaunen unterworfen. Wer, mitten in der allgemeinen Erbärmlichkeit angezogen von der Größe Napoleons, von ihm das Heil erhofft hatte, sah sich durch die unerbittlichen Forderungen des Siegers enttäuscht. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht," hatte der Befehlshaber von Berlin gemahnt und damit der weltbürgerlichen Gleichgültigkeit des Bürgertums Ausdruck gegeben. Jetzt spürte auch der bescheidenste Mann, daß jeder mit leidet, wenn der Staat wehrlos ist. In dieser Not vereinigten sich die Lebenskräfte, die in der Aufklärung, in der Romantik und im Neuhumanismus beschlossen waren, um das gefallene Volk wieder aufzurichten.

a) Die Verwirklichung aufklärerischer Gedanken im Staate. Der Freiherr vom Stein war zwar nicht der Aufklärung zugetan, aber er sah klar, daß die Masse dem Staate teilnahmslos gegenüberstand, weil sie dem öffentlichen Leben ferngehalten wurde. Hardenberg, sein Nachfolger, dagegen war ein Freund der Aufklärung. So wurden in Preußen nach dem Tilsiter Frieden Forderungen verwirklicht, die sich unmittelbar aus den Anschauungen der natürlichen Wissenschaften ergaben. Man ging daran, die Erbuntertänigkeit der Bauern zu beseitigen, die Stadtverwaltung in die Hände der Bürger zu legen und die allgemeine Wehrpflicht durchzuführen. Die Schranken der Stände sollten fallen: der Bürger durfte Grundbesitz erwerben, der Edelmann ein bürgerliches Gewerbe treiben. Die Gewerbefreiheit wurde eingeführt.

b) Fichtes Reden an die deutsche Nation.

Im Winter 1807/08 hielt Fichte in der Königlichen Akademie zu Berlin seine Reden an die deutsche Nation. Die Selbstsucht habe in dem Unglücksjahre ihren Höhepunkt erreicht; jetzt stehe das Volk mitten im vollen Elend. Daher sei eben jetzt der Augenblick fruchtbarer Einkehr, die allein zur Wiedergeburt führe. Bloßer Eigennutz habe bisher den einzelnen an das Ganze gebunden; jetzt sei das Ganze gefallen und das alte Band gerissen. Ein neues Band müsse geknüpft werden; aber dazu seien auch neue Menschen nötig. So fordert Fichte die Selbsterneuerung des Volkes, eine neue Volkserziehung. Ist sie den Deutschen möglich?

Zur Selbsterneuerung ist nur ein Volk fähig, das eine lebendig von der Urzeit an fortentwickelte Sprache besitzt, ein Urvolk. Fichte erkennt hier die Bedeutung des Lebenserbes voll an, in das wir Deutsche mit der Aneignung unserer Muttersprache hineinwachsen. In einem Urvolke entspringen Religion, Philosophie und Dichtung unmittelbar dem Leben und bewegen es, während sie bei den Völkern mit angenommener Sprache nur das Leben begleiten. Diese sind daher überall Anreger; das Urvolk führt allein die Vollendung herbei. So entstand in Italien die Renaissance, in Deutschland aber die Reformation; in England leitete man die natürlichen Wissenschaften aus der Erfahrung ab, in Deutschland dagegen schuf Kant die Vernunftkritik; in Frankreich kam man zur Revolution, während man in Deutschland Volkserziehung fordert. Ist ein Urvolk ein dauernd sich fortentwickelndes, sich stetig vollendendes Ganze, so ist allein in ihm die wahre Vaterlandsliebe möglich, jene Liebe, „die wahrhaftige Liebe und nicht bloß eine vorübergehende Begehrlichkeit ist, die nie auf Vergänglichem haftet, sondern erwacht und sich entzündet und ruht allein in dem Ewigen". Hier kann sich „der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde gründen auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volkes, aus dem er selber sich entwickelt hat":

„Dies ist seine Liebe zu seinem Volke, zuvörderst achtend, vertrauend, desselben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend. Es ist Göttliches in ihm erschienen, und das Ursprüngliche hat dasselbe gewürdigt, es zu seiner Hülle und zu seinem unmittelbaren Verflößungsmittel in die Welt zu machen; es wird darum auch ferner Göttliches aus ihm hervorbrechen. Sodann tätig, wirksam, sich aufopfernd für dasselbe. Das Leben bloß als Leben, als Fortsetzen des wechselnden Daseins, hat für ihn ja ohnedies nie Wert gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des Dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemocht hat."

Da die Deutschen ein Urvolk sind, so ist ihnen Volkserziehung möglich. Sie ist unter der augenblicklichen Fremdherrschaft das einzige

Mittel zur Rettung und Bewahrung des deutschen Geistes. Erziehungsziel ist ein klarer Verstand und ein reiner Wille; damit ist zugleich der Weg und das Verfahren bestimmt: durch Klarheit der Erkenntnis zur Reinheit des Willens. Ein so gebildeter Mensch ist sittlich selbständig, ein selbsttätiges Wesen, das sich nicht mehr von Begierden abhängig macht und wie eine Sache von Sachen bestimmen läßt.

Wie ist dieses Erziehungsziel mitten in einer selbstsüchtigen Welt, die zu keinem Aufschwunge fähig ist, zu erreichen? Da wendet Fichte seine Zuhörer Pestalozzi zu. Er preist ihn als den Mann, der mit seinem Anschauungsunterricht die Kunst entdeckt habe, den Zögling zur klaren Erkenntnis zu führen. Er selbst sei sich der Tragweite seiner Entdeckung gar nicht bewußt geworden. Hat Fichte so den Helfer gefunden, so ist er sich klar, daß man die Jugend der verdorbenen Gegenwart entreißen muß. Wie Rousseau will er seine Zöglinge von der Gesellschaft absondern. Aber er gibt dem einzelnen nicht einen Hofmeister, er fordert den geschlossenen Erziehungsstaat, eine Lebensgemeinschaft von Lehrern und Zöglingen beiderlei Geschlechts. In dieser Gesellschaft verbindet sich mit der geistigen die wirtschaftliche Ausbildung. Der Erziehungsstaat erhält so das Bewußtsein, durch die eigene Arbeit für sich zu bestehen; wer ihm angehört, wächst von früh auf nicht bloß in das Gefühl geistiger, sondern auch wirtschaftlicher Selbständigkeit hinein. Die Art und das Maß der Begabung entscheidet, welche Zöglinge für den Beruf des Gelehrten auszubilden sind.

Von dem Staate fordert Fichte die Begründung solcher Erziehungsanstalten. Er braucht gute Bürger; er leidet, wenn seine Bürger nichts taugen. Wie er zum Kriegsdienst zwingt, so darf er auch zur Erziehung zwingen. Der Schulpflicht des werdenden Staatsbürgers muß die Schulfürsorge des Staates entsprechen. Hier kehren Luthers Forderungen an die Gemeinde in wissenschaftlicher Darlegung wieder. Was der deutsche Staat als seine Aufgabe sich angeeignet hatte, wird wissenschaftlich gerechtfertigt.

Fichte ist der erste große deutsche Philosoph, dem die Erziehung eine völkische Frage bedeutet hat. Sie war ihm so wichtig, weil ihm von der Rettung des deutschen, des Urvolkes, das Heil der gesamten Menschheit abhing: „wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung". Deutlich spürt man bei dem romantischen Philosophen hinter der Sorge um sein Volk die Weltbürgerstimmung des vergangenen Jahrhunderts. — Rousseaus Gedanken, daß die Erziehung zwischen Lehrern und Zöglingen eine Lebensgemeinschaft herstellt, hat Fichte in seiner vollen Bedeutung erfaßt. Die Jugend erzieht sich an den Erwachsenen: „unsere Weise zu sein bringt sich ihnen auf als ihr Muster; sie eifern uns nach, auch ohne

daß wir es verlangen, und sie begehren nichts anderes denn also zu werden, wie wir sind." Darum will er dem verdorbenen Geschlechte der Gegenwart die Kinder nehmen und sie in besonderen Lebensgemeinschaften erziehen. Man darf diesen Vorschlag nicht dahin umdeuten, als ob er die Familie mißachtet habe. Gerade weil er ihren Einfluß so hoch anschlägt, mag er ihr in ihrem jetzigen Zustande die Kinder nicht anvertrauen. — Endlich hat Fichte den fruchtbaren Gedanken Pestalozzis, daß die Schule nicht bloß eine Lern-, sondern zugleich eine Arbeitsschule sein müsse, klar umschrieben. Sie soll den künftigen Staatsbürger erziehen, der „sich stets durch die eigene Kraft werde durch die Welt bringen können und für seinen Unterhalt keiner fremden Wohltätigkeit bedürfe". „Als allererster Grundsatz der Ehre soll es in sein Gemüt geprägt werden, daß es schändlich sei, seinen Lebensunterhalt einem andern denn seiner Arbeit verdanken zu wollen."

Kühn hatte Fichte der Selbsterneuerung des deutschen Volkes mitten im besetzten Berlin das Wort geredet. Er wußte, was ihm drohte, wenn die Fremden seine Absicht durchschauten. Zwar hat man seine Pläne nicht verwirklicht, aber der Geist, der ihn trieb, erfüllte seine Zuhörer und Leser. So hat er doch an der Befreiung des deutschen Volkes mitgearbeitet. In Berlin wurde zehn Jahre nach dem Tode Fichtes der Wiederabdruck seiner Reden verboten. Ihre Stunde war vorüber; sie wird erst in unsern Tagen wieder schlagen.

c) Die Neugestaltung des Bildungswesens unter dem Einfluß des Neuhumanismus.

Nicht der Romantik, sondern dem Neuhumanismus war es beschieden, maßgebenden Einfluß auf die Neugestaltung des höheren Bildungswesens auszuüben. Wilhelm von Humboldt wurde im Jahre 1809 zum Leiter des preußischen Unterrichtswesens berufen. Er gründete im folgenden Jahre die Universität Berlin. Sie wurde, wie einst im 18. Jahrhundert Halle, vorbildlich für die Einrichtung der deutschen Hochschulen. Die Universität sollte zuerst die Stätte wissenschaftlicher Forschung sein. Humboldt meinte, daß der glücklichste Forscher auch der beste Lehrer und Führer der Jugend zu eigener wissenschaftlicher Arbeit sein werde. Er wies dem Staate nur die wirtschaftliche Fürsorge für die Hochschule zu und war fest davon überzeugt, daß sie, der Pflege der Wissenschaft voll hingegeben, ihm ungezwungen und großartiger leisten werde, was ihm nottue, als er selber es ihr durch besondere Vorschriften und Anordnungen abnötigen könnte. Noch blieben zwar die Vorlesungen bestehen, die nur auf die Empfänglichkeit des Zuhörers zugeschnitten sind; aber immer größere Bedeutung gewannen die Seminare,

in denen der Professor seine Studenten zu eigenen wissenschaftlichen Leistungen anzuleiten und anzuregen sucht.

Bereits im Jahre 1788 war in Preußen die Abiturientenprüfung eingeführt worden. Man wollte dafür sorgen, daß die jungen Leute mit einer gewissen Bildung die Universität bezögen; die Hochschule sollte entlastet werden. 1812 wurde eine neue Prüfungsordnung eingeführt. Die Anstalten, die das in ihr niedergelegte Ziel zu erreichen fähig waren, wurden Gymnasien genannt. Sie erhielten einen neuen Lehrplan. Als Erziehungsziel stellte er im Sinne des Neuhumanismus den Grundsatz einer allseitigen Bildung auf. Die Hauptfächer wurden Latein, Griechisch, Deutsch und Mathematik. Daneben wurden Religion, Französisch, Geschichte, Erd- und Naturkunde betrieben. Dabei beherrschten die Alten mit ihren Werken und ihrer Geschichte den Unterricht.

Der Umbau der alten Lateinschule hatte eine Neugestaltung des Universitätsstudiums zur Folge. Früher hatte die artistische Fakultät die Anfänger auf ihr Fachstudium vorbereitet; sie hatte ihrer Bildung, die sie sich auf der Lateinschule erworben hatten, den notwendigen Abschluß gegeben. Jetzt erschienen sie nach bestandener Reifeprüfung mit einer gleichmäßigen Vorbildung auf der Universität. Die philosophische Fakultät war damit einer zeitraubenden Kleinarbeit überhoben. Sie konnte fortan ihre alte Aufgabe tiefer fassen und eine neue Aufgabe übernehmen. Bereitete sie den jungen Studenten wie ehemals auf sein Fach vor, so führte sie den angehenden Mediziner in die Naturwissenschaften ein, so vermittelte sie dem angehenden Theologen und Juristen geschichtliches Verständnis und die Handhabung der Auslegerkunst. Ihre neue Aufgabe aber wurde die Ausbildung von Gymnasiallehrern. Bisher hatte der Theologe nach dem Abschluß seines Studiums eine Weile an der Lateinschule unterrichtet, wenn er nicht Hofmeister wurde. Das Lehramt war für die meisten kein Lebensberuf. Im Jahre 1810 wurde ein examen pro facultate docendi eingerichtet; die Vorbereitung auf diese Prüfung hatte die philosophische Fakultät zu leisten. Sie führte den Studenten in die Fächer des Gymnasiums ein; nach seiner Wahl hatte er sich in ein besonderes Gebiet vorzüglich zu vertiefen. Er sollte nicht bloß eine allseitige Bildung für die Schularbeit mitbringen, sondern in seinem Lieblingsfache Gelehrter oder gar Forscher sein. Im Jahre 1825 wurden die Provinzialschulkollegien zur Verwaltung und Beaufsichtigung der Gymnasien eingerichtet. So wuchs ein Lehrerstand heran, der auf sich hielt, mit allen Vorzügen und Schwächen des deutschen Gelehrten. Die Männer, die ihm die erste Fürsorge widmeten, waren Süvern und Schulze, nacheinander die Leiter des gelehrten Unterrichts im preußischen Ministerium.

Mit demselben Feuer nahm man sich der Volksschule an. Junge Leute wurden zu Pestalozzi nach Iferten geschickt, damit sie sein Verfahren kennen lernten, die geistigen Kräfte des Menschen zur Entfaltung zu bringen. Dazu wies sie Süvern besonders auf das hin, was sie aus der Schweiz für ihr eigenes Leben mit nach Hause davontragen könnten: sie sollten „sich erwärmen an dem heiligen Feuer, das in dem Busen glüht des Mannes der Kraft und der Liebe, dessen erreichtes Werk noch immer unter dem geblieben ist, was er eigentlich wollte, und wovon die Methode nur als schwacher Ausfluß, nur als Niederschlag erscheint".

5. Die Biedermeierzeit. Die neue Gesinnung, die von Preußen ausging, bewährte sich in den Freiheitskriegen; das Joch der Fremdherrschaft wurde zerbrochen. Aber was die geistigen Führer erhofft hatten, erfüllte sich nicht. Deutschland blieb ungeeint und im Westen gegen Frankreich ungeschützt, und die Bevölkerung wurde nicht an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten beteiligt. Friedrich Wilhelm III. hatte aus den großen Tagen, da sich das Volk gegen die Bedrücker erhob, nichts gelernt; er ließ sich vom Fürsten Metternich, der in Österreich ein Erwachen der bunt zusammengewürfelten Völkerschaften befürchten mußte, mit der Vorstellung einschüchtern, daß sich die neue Art völkischen Empfindens und Denkens im gebildeten deutschen Bürgertum gegen die Fürsten und ihre Throne richte. Der beschränkte Geist des Königs bemerkte nicht, daß er mit der Absage an die Lebenswerte, die aus der gemeinsam überstandenen Not heraus geboren worden waren, die Kräfte des Volkes zurückstieß, denen die Zukunft gehörte. Er bedachte nicht, daß ein Staat, der von seinen Bürgern die Bereitschaft fordert, sich mit ihrem Dasein für ihn einzusetzen, der ihnen die Wehrpflicht auferlegt, sich damit des Rechtes begibt, sie wie Unmündige zu behandeln.

Die Freiheitskriege endeten mit der Aufrichtung des Deutschen Bundes unter der Bürgschaft der europäischen Großmächte. So zog in Deutschland nach einer Unruhe von 25 Jahren, die die Welt seit dem französischen Umsturze erfüllt hatte, wieder ein Gefühl der Sicherheit und des Behagens ein. Man war arm und einfach geworden. Die sogenannte Biedermeierzeit brach an. Verschlafen lagen in den Städten Markt und Gassen. Nachts schlossen sich die Tore. Das Eintreffen eines Fremden erregte die Bürgerschaft. Die Handwerker der Stadt befriedigten die Ansprüche selbst der Wohlhabenden; daher hoben sich ihre Leistungen. Eindrucksvoll ließen sie die Bescheidenheit und das einfache Empfinden unserer Urgroßväter in ihrer Wohnungseinrichtung sich aussprechen. In ihre be-

schränkte, aber gemütvolle Welt versetzen uns auch die Zeichnungen Ludwig Richters, die Bilder Moritz von Schwinds und Karl Spitzwegs.

Die Teilnahme an Fragen des Volks- und Staatslebens schlief unter dem Druck der Regierungen ein. Der deutsche Gelehrte warf sich mit neuem Eifer auf seine Wissenschaft. Die Brüder Grimm begründeten die Germanistik, die Erforschung der deutschen Sprache und des deutschen Altertums. Goethe lenkte mit seinem Westöstlichen Diwan die Aufmerksamkeit auf das nahe und ferne Morgenland. Die indischen Studien blühten auf; ihre erste Frucht wurde die vergleichende Sprachwissenschaft. Unter dem Einfluß der Romantik begann die große Zeit deutscher Geschichtsschreibung; man versuchte sich in die Seele der Vergangenheit hinein zu versetzen. Leopold Ranke wurde der führende Geschichtsforscher. Karl Ritter begründete die wissenschaftliche Erdkunde. Auch die deutsche Philosophie erlebte eine letzte großartige Blüte. Friedrich Schleiermacher suchte Gedanken seiner Vorgänger zu einer umfassenden Lebensanschauung zu verschmelzen. Arthur Schopenhauer erdichtete ein Weltbild, dessen Stimmungsgehalt erst das folgende Geschlecht ansprach. Ähnlich erging es dem Philosophen Herbart; seine Erziehungslehre fand den Beifall der Lehrer erst durch die tatkräftige Arbeit seiner Schüler. Endlich warf Wilhelm Hegel den Entwicklungsbegriff in die Gedankenwelt des Jahrhunderts.

6. Schleiermacher. Schleiermacher kam von der Romantik her; zugleich stand er unter dem Einfluß Kants und Fichtes, aber auch unter der Erinnerung an die Eindrücke, die er in Herrnhuter Erziehungsanstalten erfahren. Nach ihm ist das Handeln sittlich, das sich auf die Einheit von Natur und Vernunft richtet. Er unterscheidet das Handeln des einzelnen von dem gemeinschaftlichen Zusammenwirken. Dabei wird die Einheit von Natur und Vernunft entweder erstrebt oder angenommen; die Vernunft benutzt die Natur entweder gestaltend als Werkzeug oder erkennend als Zeichen. Auf diese Weise ergeben sich vier Grundverhältnisse, und zwar gemeinschaftlich gestaltend: Recht, einzeln gestaltend: freie Geselligkeit, gemeinschaftlich bezeichnend: Wissen, einzeln bezeichnend: Offenbarung. Diesen vier Grundverhältnissen entsprechen vier Güter: Staat; geselliges Beieinander in Stand, Haus und Freundschaft; Schule und Universität; Kirche. Jede dieser vier wertvollen Lebensgemeinschaften stellt die Vereinigung eines Gegensatzes dar: Obrigkeit und Untertanen, Wirt und Gäste, Gelehrte und Schüler, Geistliche und Laien; ihre Grundlage ist Familie und Nation. „Die Erziehung soll den Menschen abliefern als ihr Werk an das Gesamtleben im Staate, in der Kirche, im allgemeinen freien geselligen Verkehr und im Erkennen oder

Wissen." Sie ist „das Tüchtigmachen für die Gemeinschaft und die Entwicklung der persönlichen Eigentümlichkeiten"; drei „Maximen" sind ihr zugrunde zu legen: Behütung, Gegenwirkung und Unterstützung. „Die Hauptsache ist, daß die Erziehung ein gleichmachendes Prinzip ist, und also gegenwirkend gegen die fortwährend sich entwickelnde Ungleichheit. Gleichmachend ist sie aber nur, insofern sie erhebend ist, die niedere Klasse der höheren nähernd." Daher „muß ein Übergang aus der Volksschule in die höheren Bildungsstufen möglich sein".

Die drei Schulen, die Schleiermacher fordert, Volksschule, Bürgerschule und Gymnasium, sollen, jede für sich, eine vollendete und vollständige, eine allgemeine Bildung geben. Sie müssen zum Verständnis aller Aufgaben des öffentlichen Lebens führen. Die Bildung, die sie übermitteln, darf daher nur dem Grade, nicht ihrem Inhalte nach verschieden sein; sie hat sich der gesellschaftlichen Arbeitsteilung anzupassen. Die Volksschule besuchen alle Kinder zunächst gemeinsam; ihre Befähigung führt sie dann den verschiedenen Schulgattungen zu. In der Volksschule bleibt die Jugend, die sich für die gewerbliche Arbeit eignet; sie wird in Handwerksschulen fortgebildet. Die Bürgerschule zieht die künftigen Leiter der Gewerbetätigkeit heran; das Gymnasium unterrichtet die künftigen Gelehrten und Staatsverwalter. Die Kirche hat in die Schule nicht einzugreifen; sie leitet nur die religiöse Unterweisung.

Deutlich ist Schleiermachers Abhängigkeit von Fichte. Auch er will eine einheitliche Erziehung der gesamten Jugend; sie soll dieselbe nur nach ihren Fähigkeiten abgestufte allseitige Bildung erhalten. Aber in der Reihe seiner Güter fehlt die Lebensgemeinschaft des Volkes, die Fichte mit seiner Forderung einer Nationalerziehung so stark betont hatte. — Im Mittelalter hatten fromme Stiftungen und die als gutes Werk von der Kirche empfohlene Mildtätigkeit manchem begabten Knaben den Aufstieg aus niederem Stande zu dem Bildungsschatze der Zeit ermöglicht. Als sich nach dem Dreißigjährigen Kriege die Stände schroff voneinander schieden, hörte der Zufluß der Befähigten aus den Niederungen des Volkslebens in die höheren Schichten auf; der Gelehrte entfremdete sich seinem Volke. Da forderte Fichte eine Erziehung, die allen Unterschied zwischen dem Volke und einem gebildeten Stande aufhebt. Seitdem verstummt nicht der Ruf, daß die Befähigung allein bei der Zumessung der Ausbildung entscheiden soll. Zu den Wortführern dieser Forderung gehört auch Schleiermacher.

7. Herbart. Das Verdienst, die Pädagogik zu einer Wissenschaft erhoben zu haben, gebührt Johann Friedrich Herbart. Er wurde 1776 in Oldenburg geboren, studierte in Jena, war in der Schweiz Hauslehrer, wo er

auch Pestalozzi kennen lernte, und lehrte zuerst in Göttingen, dann in Königsberg und zuletzt wieder in Göttingen († 1841).

Nach Herbart hängt die Pädagogik als Wissenschaft von der Ethik und von der Psychologie ab: „jene zeigt das Ziel der Bildung, diese den Weg, die Mittel und die Hindernisse". Damit war der erste Versuch gemacht, die Quellen zu bezeichnen, aus denen die Erziehungslehre zu schöpfen habe, um selbst zur Wissenschaft zu werden. Ihr war damit zugleich ihr Platz im Zusammenhange der Wissenschaften bestimmt.

Die Ethik hat nach Herbart die Grundurteile festzustellen, nach denen wir über die Verhältnisse des menschlichen Willens befinden. Prüfen wir das Verhältnis unsers Willens zu unserm eigenen Urteil, so leitet uns die Idee der inneren Freiheit. Vergleichen wir das Größenverhältnis verschiedener Strebungen in uns, so bestimmt uns die Idee der Vollkommenheit. Die Idee des Wohlwollens entscheidet über das Verhältnis unsers Willens zu einem vorgestellten fremden. Treffen zwei Willen in einem Punkte zusammen, so haben sie der Idee des Rechts zu folgen. Die vollzogene Willenstat des einen fordert den Willen des andern heraus: dabei ist die Idee der Vergeltung und Billigkeit maßgebend. Diesen fünf ursprünglichen Ideen entsprechen in umgekehrter Reihenfolge fünf abgeleitete oder gesellschaftliche Ideen der sittlichen Einrichtungen: das Lohnsystem, das die Strafen bestimmt; die Rechtsgesellschaft, die den Streit ausschließt; das Verwaltungssystem, das für das höchstmögliche Wohl aller sorgt; das Kultursystem, das die Kräfte und Fertigkeiten aller möglichst zur Entfaltung bringt; und die beseelte Gesellschaft, die Staat heißt, wenn sie über die nötige Macht verfügt. Lassen sich sämtliche fünf Grundurteile auf einen einzelnen Menschen voll anwenden, so ist er tugendhaft; er wird dann auch in der menschlichen Gesellschaft bestehen.

Die Psychologie will Herbart auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik gründen. In seiner Metaphysik ist er auf die Annahme unendlich vieler einfacher und unveränderlicher Realen gekommen, die den scheinbaren Dingen zugrunde liegen sollen. Zu ihnen rechnet er auch die Seele. Sie sucht sich in ihrem Zusammensein mit andern Realen gegen die von diesen ausgehenden Störungen zu erhalten. Ihre Selbsterhaltungen nennen wir Wahrnehmungen. Diese Selbsterhaltungen, die Herbart ebenfalls wie Dinge behandelt, drängen und hemmen einander. Die eine Wahrnehmung wird von einer andern verdrängt; aber sie geht nicht verloren, sondern steigt als Vorstellung gelegentlich wieder auf. Sucht eine Vorstellung aufzusteigen, so sprechen wir vom Streben und Begehren, vom Willen. Ist eine Vorstellung beim Kommen oder Gehen zwischen andern eingeklemmt, so reden wir vom

Fühlen. Auf diese Weise erklärt Herbart alle Lebensvorgänge aus dem Aufstieg und Abstieg der Vorstellungen. Dabei aber vergißt er, daß diese Ausdrücke doch nur bildlich zu verstehen sind. Er redet sich ein, tatsächliche Bewegungsvorgänge in der Seele erwiesen zu haben, und müht sich, für das Getriebe der auf und absteigenden Vorstellungen, für das Maß ihrer gegenseitigen Hemmung und Abschwächung mathematische Formeln zu ersinnen und glaubhaft zu machen.

So sieht die Ethik und die Psychologie aus, auf denen Herbart seine Pädagogik errichtete. Das Ziel der Erziehung ist danach die Tugend. Ihm dient zunächst die Regierung der Kinder, die sie den Druck erfahren läßt, den jeder einzelne von der menschlichen Gesellschaft zu erleiden hat. Ihm dient ferner der Unterricht, und zwar der erziehende Unterricht, der dem Zöglinge den eigenartigen und wirksamen Gedankenkreis vermittelt, in dem das rechte Wollen wurzelt. In Rücksicht auf die noch ungewisse Zukunft des Schülers wird der Unterricht ein vielseitiges Interesse zu erzeugen haben. Im Dienste des Erziehungszieles steht zuletzt die Zucht; ihr Zweck ist die Charakterstärke der Sittlichkeit.

Anzuerkennen ist zunächst die Tatkraft, mit der Herbart die Psychologie zur Hilfswissenschaft der Pädagogik machte. Eine Phantasiegestalt wie Rousseaus Emil wird künftig nicht mehr in der Geschichte der Erziehung Aufsehen erregen. Über die seelische Entwicklung des Kindes wird sich der Erzieher bei dem Forscher Rat holen, dessen Aufgabe die Zergliederung der Lebensvorgänge ist. Erziehungsmaßnahmen zur Verstandes-, Gemüts- und Willensbildung werden sich erst aufstellen und durchführen lassen, wenn die Psychologie über die Zusammensetzung der seelischen Gebilde auf Grund ihrer Versuche und Beobachtungen Auskunft erteilt hat. So glücklich Herbart die Pädagogik auf diese Hilfe verwies, so unglücklich war seine eigene Psychologie. Trotzdem sie manche treffende Beobachtung beibrachte, verquickte sie ihre Aufstellungen mit einer widerspruchsvollen Ansicht vom Weltgrunde und vom Wesen der Seele.

Herbarts Ethik ist ebenso wie seine Psychologie eine künstliche Erdichtung. Sie hat etwas Schattenhaftes an sich. Sie ist der Entwurf eines Gelehrten, der sich fern vom Tage hielt: so beteiligte sich der Philosoph 1837 nicht an dem Widerspruche, den die Göttinger Sieben gegen die Beseitigung der Verfassung durch den König erhoben. Gerade eine so farblose Sittenlehre war aber für eine Zeit bezeichnend, in der jede Eigenart verdächtig erschien. In ihrer Abkehr von dem quellenden Leben des Tages und seinen Forderungen ist sie heute überholt. Dazu überrascht der Nachdruck, mit dem ein charaktervolles, festes Wollen gefordert wird, bei dem Philosophen, der alle Lebensvorgänge aus dem Auf- und Abstieg der Vor-

stellungen erklärt. Von seiner Psychologie hat er nur mühsam eine Brücke zu seiner Ethik geschlagen.

Die einseitige Betonung des Verstandes verführt Herbart, von dem erziehenden Unterricht die Vermittlung eines bedeutsamen Gedankenkreises zu verlangen. Diese Forderung hatte die Überwertung der sogenannten Gesinnungsfächer und die Unterschätzung des Sachunterrichts zur Folge. Wenn der Unterricht so gestaltet wird, daß er sich nicht bloß an die Empfänglichkeit des Zöglings wendet, sondern ihn auch arbeiten lehrt, so wird er ohne Rücksicht auf die Gegenstände, die er behandelt, erziehend wirken.

Bedeutsam sind Herbarts Ausführungen über das Unterrichtsverfahren. Er fordert, daß Vertiefung und Besinnung abwechseln. „Jetzt zieht man von allem andern die Gedanken ab, um sich hier einzusenken." Dann geschieht dies an einer andern Stelle. Endlich sammelt man sich wieder in der Besinnung. Zahllose Übergänge dieser Art sind nötig, bis die Vielseitigkeit erreicht ist. Aus dem Wechsel von Vertiefung und Besinnung gewinnt Herbart vier Stufen: die Stufen der Klarheit, der Assoziation, des Systems, der Methode. Wir vertiefen uns in eine Sache; sie wird unser geistiges Eigentum: die Stufe der Klarheit ist gewonnen. Wir holen durch fortschreitende Vertiefung andere Vorstellungen herbei: wir durchlaufen die Stufe der Assoziation. Nun besinnen wir uns auf das Verhältnis, in dem die gesammelte Masse von Vorstellungen zueinander steht; wir ordnen unsern geistigen Besitz: die Stufe des Systems ist erreicht. Die Besinnung schreitet fort; jetzt muß es sich zeigen, ob wir „die Hauptgedanken richtig gefaßt haben, ob wir sie in dem Untergeordneten wieder zu erkennen und darauf anzuwenden imstande sind": wir befinden uns auf der Stufe der Methode.

Herbart hat hier das Verfahren, das der Forscher bei der Erweiterung seines Wissens einschlägt, für den Unterricht nutzbar zu machen gesucht. In drei Absätzen dringen wir forschend vor: wir ergreifen zunächst den einzelnen Fall mit seinen Merkmalen; alsdann finden wir eine Summe schon bekannter oder noch unbekannter Fälle mit denselben, ähnlichen, verwandten oder entgegengesetzten Merkmalen hinzu und entdecken zuletzt den Grund, aus dem sich zu dem einen bestimmte andere Fälle gesellen, der aus den vielen Fällen eine geschlossene Reihe macht, das Gesetz, als dessen Anwendung sich die vielen Fälle erfassen lassen.

8. **Hegel.** Der Aufklärung fehlte der geschichtliche Sinn, der Blick für das Werden und Wachsen. Noch Schiller hatte in seinen Geschichtswerken die Gedanken verfolgt, die ihm im Ablauf der Ereignisse wirksam erschienen,

und ein Bild der bedeutsamen Männer entworfen, die jene Ereignisse hervorgerufen. Da brachte Wilhelm Hegel († 1831) die große Wendung, indem er den Begriff der Entwicklung der Gedankenwelt des Jahrhunderts einfügte. Er wollte die vernunftgemäße Entwicklung der Welt dartun. Was sich entwickelt, ist die Selbstbesinnung der Menschheit: ihre Selbsterkenntnis wächst. Die Art der Entwicklung läßt sich einer wissenschaftlichen Erörterung vergleichen. Da wird in einem Gespräch ein Satz aufgestellt; sogleich regt sich der Widerspruch. Ein dritter versucht einen Ausgleich zu finden; man nimmt ihn als eine glücklichere Behauptung an. Allein schon zeigt sich in ihr ein neuer Widerspruch, der einen neuen Ausgleich herausfordert. So ergeben sich These, Antithese und Synthese in immer erneuter Wiederholung. Auf diese Weise erwächst aus allerärmstem Anfange in schöpferischem Fortschritt die reiche Wirklichkeit. Jeder Augenblick geht aus dem vorhergehenden hervor; er bringt Neues und mehr, als in dem vergangenen enthalten war. Die Wirklichkeit wird unter dem Gesichtspunkte der Verwirklichung betrachtet: das Heute erscheint als die Verwirklichung des Gestern; das Gestern und Vorgestern läßt sich vom Heute aus verstehen. Wir sehen unter Hegels Führung den Fluß des Geschehens breiter, tiefer und mächtiger werden und belauschen den Herzschlag der Ereignisse, die uns aus der Vergangenheit zu unserer Gegenwart leiten.

Stimmungen, wie sie besonders unsern Klassikern lagen, wenn sie das Leben des einzelnen als Selbstverwirklichung faßten, sind hier auf das Ganze der Wirklichkeit übertragen. So redete Goethe von einem „Stirb und Werde", das man haben müsse, um ein froher Mensch zu sein. Eigentlich sprach sich also in Hegels Philosophie die Lust des Vorankommens aus. Aber indem sie den stolzen Anspruch erhob, den Höhepunkt menschlichen Denkens selbst darzustellen, wurde sie unwillkürlich die Bundesgenossin der preußischen Regierung, die sich als die beste Verwaltungsform begriff und darum alle Neuerungen verwarf. Hegel wurde nach Berlin berufen.

Hier wurde er der Freund und Meister Schulzes, dem im Ministerium die Leitung des gelehrten Unterrichts oblag. Dieser besuchte seine Vorlesungen und besprach mit ihm die darin aufgeworfenen Fragen. Er bekennt in seinen Lebenserinnerungen selbst, daß der Philosoph ihm „stets in Hinsicht auf Behandlung des höheren Unterrichtswesens im preußischen Staat ein treuer, einsichtiger, selbstloser Berater gewesen ist". So kam es, daß Gedanken Hegels über Erziehung und Unterricht allmählich in den preußischen Schulen zur Herrschaft gelangten; aber sie wurden hier in den Dienst der sogenannten Restaurations-

politik gestellt und erschienen, wie sie da verwirklicht wurden, verzerrt und ihrem ursprünglichen Sinne entfremdet.

Hegel war in höchstem Maße bewegt von dem Gedanken der menschlichen Lebensgemeinschaft. Erst im Zusammenleben sah er den Menschen die höchste Stufe der Entwicklung erreichen; da erscheint ihm der ewige Geist gegenwärtig. Mithin war ihm der Staat die lebensvollste, ehrwürdigste Erscheinung, „der objektive Geist", „ein sittlicher Organismus". Feierte Hegel die Würde des Staates, so war es verkehrt, seine Ausdrücke unmittelbar auf einen der mit den Mängeln ihrer Zeit behafteten Staaten zu beziehen. Sie galten dem Staate, wie er sein soll, nicht einem der bestehenden Staaten, nicht dem preußischen Staate, wie er da war. Seine hohe Einschätzung des Staates entstammte dem unmittelbaren Eindruck, den er in den Freiheitskriegen aus der großartigen Leistung eines dem Staatsgedanken voll hingegebenen Volkes geschöpft hatte. Die Versuchung lag aber für ein ehrgeiziges Beamtentum nahe, sie für sich aufzugreifen und gegen den Bürger zu verfechten.

Aus seinem Staatsbegriff leitete Hegel nicht bloß die Pflicht des Staates ab, die Erziehung der Kinder zu überwachen und durchzuführen; er gewann von ihm auch das Erziehungsziel: der Knabe soll einst der tüchtige Bürger seines Staates werden. Mit einer anderen Wendung bezeichnete er es als das Ziel der Erziehung, die Kinder zur sittlichen Selbständigkeit und Freiheit reif zu machen. Daß für den Philosophen beide Wendungen gleichbedeutend sind, wird uns klar, wenn wir bedenken, daß ihm der Staat, wie er sein soll, der Boden ist, auf dem der einzelne sittlich selbständig und frei zu handeln vermag. In den Händen eines kleinlichen Beamtentums aber mußte die erste Wendung dahin mißdeutet werden, daß die Erziehung unterwürfige Bürger zu schaffen habe, die sich ohne Murren in den Staat, wie er einmal ist, zu schicken verstehen.

Zu solchen Mißdeutungen kamen noch mißverständliche Äußerungen Hegels selbst. Er betonte es stark, daß man dem Zögling den Eigenwillen und Eigensinn abgewöhnen müsse. In der Familie sah er den Ort, wo man die Eigenart des Kindes zu berücksichtigen habe; der Schule aber wollte er eine solche Rücksichtnahme verwehren. Sie sollte ihren Schüler auf das Leben im Staate, wo man der Allgemeinheit angehöre, vorbereiten; sie sollte darum auch eine allseitige Bildung geben, nicht etwa auf die besonderen Wünsche und Neigungen der einzelnen eingehen. „Man muß für ein leeres, ins Blaue gehendes Gerede die Behauptung erklären, daß der Lehrer sich sorgfältig nach der Individualität seiner Schüler zu richten, dieselbe zu studieren und auszubilden habe. Dazu hat er keine Zeit. Mit der Schule beginnt ein Leben nach allgemeiner Ordnung. Da muß der

Geist zum Ablegen seiner Absonderlichkeiten, zum Wissen und Walten des Allgemeinen, zur Aufnahme der vorhandenen allgemeinen Bildung gebracht werden." Besonders gefiel Hegel der Sprachenbetrieb durch den Neuhumanismus. Wie er die Logik als die Wissenschaft von den Grundformen des Denkens schätzte, so freute ihn die Grammatik, in der der Verstand selbst gelernt werde; denn die Grundformen des Denkens hätten sich der Sprache geradezu eingebildet.

Solche Äußerungen wirkten um so mißverständlicher, als der Stand der Gymnasiallehrer noch jung und unfertig war. Der peinliche Beamte fühlte sich als Polizeimeister der Jugend; der Kleinlichkeitsgeist glaubte das Zeugnis eines Großen für seinen Regeldrill zu besitzen; der Schulfuchs übersah geflissentlich die geistige Eigenart seiner Zöglinge. Das Gymnasium wurde zur Lernschule: die Klagen über Überbürdung der Schüler setzten ein. Es wurde zur Zwangsanstalt, in der das freie Wachstum des einzelnen beschränkt würde: die Klagen über die erst mit der Reifeprüfung endende Bevormundung der Schüler wollten nicht enden. Der Lehrer erschien nicht als der geistige Führer einer ihm aus freiem Entschluß folgenden Jugend, sondern als ihr Gegner, gegen dessen überlegenes Wissen und Wollen alle Künste und Kniffe des Widerstandes einzusetzen der Gemeingeist der Klasse sich berechtigt glaubte. Die unerfreuliche Verwandlung des Gymnasiums in eine Lernschule und Zwangsanstalt aber geschah noch dazu unter dem Beifall und dem Druck der Regierungen, die die gebildete Jugend in ihrer Gewalt behalten wollten. Selbst das Turnen, das in der Zeit der Erhebung des deutschen Volkes eingeführt worden war, dünkte ihnen zeitweise gefährlich und wurde zum Schaden der körperlichen Entwicklung verboten.

Während Herbart mit seinen Anschauungen noch ganz im Zeitalter geistiger Verselbständigung lebte, während er an den einzelnen Zögling dachte, den ein Hauslehrer vielseitig und charakterstark ausbildet, wie er es selbst in der Schweiz geübt hatte, stellte sich Hegel bewußt in die neue Zeit geistiger Verbundenheit. Er berauschte sich an dem Gedanken, daß sich der einzelne als Glied eines Ganzen zu fühlen habe. Der Knabe muß aus dem Kreise der Familie in die Schule eintreten; er muß sich auch gegen seine Neigung das Wissen der Allgemeinheit aneignen; und seine Eigenart findet nicht mehr wie im Elternhause unbesehen ihr Recht. Hier hat Hegel dem Druck, den die Lebensgemeinschaften unserer Tage auf den einzelnen auszuüben neigen, nicht vorgebaut; er hat unleugbar unveräußerliche Rechte des einzelnen preisgegeben. Kein Wunder, daß der Zug der Zeit, je übertriebener seine Grundsätze durch die Macht des Staates in den Schulen durchgeführt wurden, von ihm zu Herbart zurück-

strebte. Herbart wurde der Meister der Schule in den Tagen kleindeutscher Wirklichkeit; unsere Jugend wuchs in dieser Zeit mehr im Bewußtsein auf, daß wir Deutsche durch gemeinsame Bildung zusammengehören; der tiefe Ernst und der hohe Wert der uns umfassenden Lebensgemeinschaften wurde ihr nicht in gleichem Maße nahegebracht.

2. Die Tage des jungen Deutschlands (1830—1861).

1. Die politischen Parteien.

Die Jahre, die dem Sturze Napoleons folgten, waren in ihrer Art glückliche Zeiten. Damals erholte sich nicht bloß das Volk in bescheidener Enge von den furchtbaren Opfern der französischen Kriege. Damals wurden auch die Werke der großen Dichter, die in den Tagen ihres Schaffens über die Verständnislosigkeit ihrer Volksgenossen geklagt hatten, geistiges Eigentum des gebildeten Bürgers. Diese Teilnahme weckten nicht zuletzt die Gymnasien, an denen die Kämpfer aus den Freiheitskriegen jetzt als Lehrer wirkten. Die Armseligkeit des Daseins nötigte den Deutschen, geistige Freuden zu suchen. Aber da er den großen Weltereignissen fernstand, so lernte er nicht, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden; leicht erlag er der tönenden Redensart; ihm fehlte der Blick für die nüchterne Wirklichkeit. Das Ausland mit seinen Einrichtungen und Gebräuchen war ihm angebetetes, wenn auch selten verstandenes Vorbild. Die Weltbürgerstimmung der Vergangenheit wirkte in den geistig führenden Kreisen nach.

Da störte die Pariser Julirevolution im Jahre 1830 die deutsche Stille auf. Die Erwartungen, mit denen man die Arbeiten des Wiener Kongresses begleitet hatte, wurden wieder rege. Immer deutlicher schlossen sich die gebildeten Bürger nach den sie bewegenden Hoffnungen und Wünschen zu Parteien zusammen, während die Masse des Volkes, ergeben zu den Fürsten aufschauend, ihrem gewohnten Tagewerk nachging.

Die Romantik hatte sich im Gegensatze zur Aufklärung der großen deutschen Vergangenheit zugewandt. An der von ihr geweckten Begeisterung stärkten sich die Konservativen, die Verteidiger des Hergebrachten und Bewährten. Sie griffen gegen die neuen Schlagworte die Losungen der Vorzeit wieder auf. Der Staat war ihnen eine gottgegebene Einrichtung. Sie verlangten von ihm eine christliche Erziehung. Schärfer noch betonten die katholischen Kreise, die sich mit der Erhebung des Papsttums aus dem großen Zusammenbruche wieder zu fühlen und zusammenzuschließen begannen, das Recht der Kirche, die Erziehung zu überwachen.

Gegen diese beiden Parteien erhob sich der Liberalismus. Hatten die Aufklärer die Grundanschauungen der natürlichen Wissenschaften allgemein-

verständlich verkündet, so bildete sich jetzt eine Partei, die es unternahm, sie als ihre Forderungen zu vertreten und ihre Verwirklichung anzustreben. Das Naturrecht lehrte, daß der Staat auf Vertrag beruhe. Der Liberalismus verlangte daher, daß eine Verfassung das Staatsleben regele, die Rechte des Fürsten und der Bürger umschreibe und abgrenze. Er vertrat das Recht des einzelnen; jeder sollte freien Spielraum haben zur Betätigung der ihm gewordenen Kräfte und Anlagen. Begierig nahm man den Entwicklungsgedanken Hegels auf: Fortschritt wurde das Losungswort des liberalen Mannes.

Mit dem Liberalismus hielt sich in jener Jugendzeit des deutschen Parteigetriebes eine Richtung verbunden, die im Grunde abweichende Ansichten vertrat, die Demokratie. Die Renaissance hatte aus dem Erbe der Mittelmeerwelt auch die Lehre ausgegraben, daß die Masse des Volkes selbstherrlich berufen sei, das eigene Geschick zu bestimmen. Diese Anschauung hatte die Gelehrtenschule lebendig erhalten. Jetzt wirkte sie, wie die Ansichten der Aufklärung, parteibildend. Die Demokraten forderten den Freistaat, dessen Leiter das Volk auf kurze Zeit wählt, in dem es über alle wichtigen Fragen durch Abstimmung entscheidet. In diesem Staate haben alle den gleichen Einfluß; der einzelne muß sich dem Willen der Gesamtheit unbedingt unterwerfen. Während sich der Liberalismus auf die Kreise des gebildeten Bürgertums und den aufgeklärten Adel stützte, suchte die Demokratie ihre Anhänger in der noch unbewegten Masse des Volkes.

Beide Parteien befanden sich in Kampfstellung gegen die deutschen Regierungen, von denen sie unter dem Druck des von Österreich bestimmten Bundestages als Staatsfeinde abgelehnt wurden. Sogar gegen die Schriftsteller, die sich in ihren Dienst stellten, die in leichten Plaudereien und Gedichten, in Romanen und Schauspielen die Fragen der Zeit behandelten, gegen das sogenannte „Junge Deutschland", wurde die hohe Bundesversammlung aufgeboten.

2. Die Volkserziehung im jungen Deutschland.

a) Goethe.

Daß in der Tat eine neue Zeit im Werden war, das hat damals keiner so lebhaft gefühlt und so deutlich gesehen wie der Altmeister Goethe, dessen helle Augen noch in dieses junge Deutschland hineinblicken durften. Sein Faust erfreut sich in der letzten Stunde an dem Gemeindrange des freien Volks auf freiem Grunde. Der ungenügsame, rastlos vorwärts strebende Mann hat in der Schöpfung eines ihm wesensgleichen Geschlechts die Lebensbefriedigung gefunden. Auch in Deutschland kamen jetzt die Tage der Maschinen, die in England und Frankreich schon früher angebrochen waren. Der Dampf lieferte die Triebkraft.

Um die Dampfmaschine sammelte sich ein Arbeiterheer: die Fabrik entstand, der Fabrikant ersetzte den Verleger.

Goethe hat dem jungen Deutschland nicht bloß das Losungswort „tätig-frei" mit auf den Weg gegeben, er hat ihm auch die Ehrfurcht als den Quellpunkt alles Guten bezeichnet: „sie würde, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Übeln heilen, an denen sie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt". „Die Ehrfurcht bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist sie das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei." Der Dichter unterscheidet in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" eine dreifache Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor dem, was über, was neben und was unter uns ist; „aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst". „Deswegen liegt die Menge wohl so im Argen, weil sie sich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer sich diesem überliefert, verhält sich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen seinesgleichen gehässig; das wahre, echte, unentbehrliche Selbstgefühl aber zerstört sich in Dünkel und Anmaßung." Um sich solche Mahnung sagen zu lassen, wird das deutsche Volk je und je in Goethes pädagogischer Provinz einkehren müssen.

b) Die Lage der Volksschule.

Waren in den Jahren vor und nach den Freiheitskriegen die Gymnasiallehrer zu einem Stand geworden, der die Bedeutung seiner Arbeit für die Gesamtheit begriff, so begannen sich jetzt auch die Volksschullehrer zu rühren. Allein die Dinge lagen jetzt anders als damals. Damals hatte eine heilige Begeisterung die Herzen höher schlagen lassen; die Romantik wies auf die große deutsche Vergangenheit zurück; die deutsche Kunst hatte eben unvergängliche Werke geschaffen, und die deutsche Wissenschaft erschloß das griechische Altertum. In solcher Stunde war das neue Gymnasium entstanden. Jetzt dagegen, wo der Parteigeist erwacht war und die dumpfe Masse des Volkes in Bewegung zu bringen versuchte, wo die Fürsten die Zeichen der Zeit mißtrauisch und mißdeutend beobachteten, war keine gute Stunde für die Volksbildner, für ihre Erhebung aus ungelernten zu gelernten Arbeitern. Wollten sie, aufwachend zur Selbstachtung, werden, was ihr Name sagt, so störten sie die Kreise der Regierungen. Lauheit, Kühle, ja, Abneigung trat an die Stelle der einstigen Teilnahme für die Arbeit, in der Pestalozzi begeisternd vorangegangen war. Das bedeutete Hemmung, wo vorwärts drängende Geister eine Beschleunigung der Entwicklung ersehnten. Allein solche Stockungen und Rückschläge waren unvermeidlich, nachdem einmal der Staat die Fürsorge für das Unterrichtswesen übernommen hatte. Die

Schule konnte sich seitdem auf die starke Hand des Staates verlassen, aber sie wurde dafür auch von den Schwankungen der inneren Politik unmittelbar betroffen.

c) Dinter. Ein Bild von der Lage des Volksschulwesens im Anfange des 19. Jahrhunderts erhalten wir, wenn wir das Lebenswerk Gustav Friedrich Dinters betrachten. Ein geborener Sachse, war er bereits Pfarrer und Leiter des Lehrerseminars zu Dresden gewesen, als er 1817 im Alter von 57 Jahren als Konsistorial- und Schulrat zu Königsberg in preußische Dienste trat. Unermüdlich besuchte er die Schulen des Landes. Dabei fand er immer den rechten Ton; er wußte Unbeholfenheit und Faulheit, Ungeschicklichkeit und Nachlässigkeit mit scharfem Auge zu unterscheiden. So streng er gegen Pflichtvergessenheit einschritt, so treu unterstützte und beriet er jeden, der guten Willen zeigte. „Du siehst", so schloß er einen Brief mit trefflichen Ratschlägen, den er nach einer Besichtigung an den Hilfslehrer der Schule, einen jungen Menschen von sechzehn Jahren, richtete, „ich alter Mann kam heute bei stürmischem Wetter und schlechtem Wege zu dir. Warum? Weil ich glaube, ich bin Gott für jeden preußischen Bauernjungen Verantwortung schuldig, wenn ich nicht alles tue, was ich zu tun vermag, um ihn zum Menschen, zum Christen zu bilden. Denke du auch so! Du hast's bei Gott zu verantworten, wenn du nur in einer Stunde eines deiner Kinder vernachlässigst, nicht alles an ihm tust, was du für seine Menschen- und Christenbildung mit angestrengter Kraft zu tun vermagst. Junger Mensch, das Vaterland hat dir ein Werk anvertraut, das kindlichen, das männlichen Sinn fordert. Habe jenen, strebe nach diesem!"

d) Harnisch. Versuchte Dinter durch festes Zugreifen, durch Beispiel und belehrende Schriften zu wirken, so bediente sich Wilhelm Harnisch bereits der Werbe- und Bildungsmittel unserer Tage. Er gab als Seminarlehrer in Breslau eine Zeitschrift „Der Schulrat an der Oder" heraus und gründete den „Breslauer Schullehrerverein". Damit wies er dem Volksschullehrerstande den Weg der Selbsthilfe. Der auf sich selbst gestellte Dorflehrer konnte nur durch den Zusammenschluß mit seinen Amtsgenossen und durch die Anregung einer regelmäßig bei ihm einkehrenden Fachzeitung geistig rüstig bleiben.

Von Breslau wurde Harnisch als Leiter des Lehrerseminars nach Weißenfels versetzt. Er war der Regierung verdächtig geworden. Gleichwohl setzte er auch hier alle Kraft ein. Sein Seminar wurde eine Musteranstalt. Er war sich klar, daß der Lehrer nicht bloß über Sachkenntnis verfügen, sondern auch die Behandlung des Stoffes lernen und Unterrichts-

fertigkeit erwerben müsse. Die Lehrerbildung durfte also nicht bloß in der Ausrüstung des einzelnen Lehrers mit dem notwendigen Wissen bestehen; es konnte nicht mehr angehen, daß man Leute, die die Lehrgegenstände der Volksschule irgendwie beherrschten, ohne weiteres ins Lehramt schickte. Der ausgediente Soldat oder Handwerker taugte nicht schon zum Schulmeister. Für die Unterweisung im Seminar mußte eine Schulkunde, eine Unterrichts- und Erziehungslehre geschaffen werden. So schrieb Harnisch 1820 sein „Handbuch für das deutsche Volksschulwesen".

Der Eifer trieb ihn weiter. Bis dahin lehrte die Volksschule wie einst lesen, schreiben, rechnen und singen. Ihr Hauptfach war der Religionsunterricht. Harnisch fügte die Weltkunde ein: das Kind sollte nacheinander die Heimat, das Vaterland und die Erde kennen lernen; es sollte in der Welt, in der wir unsern Beruf haben, heimisch werden. Da griff der Minister Eichhorn, den der neue König Friedrich Wilhelm IV. berufen hatte, mit rauher Hand in die erfreuliche Entwicklung ein: „Die Landschullehrer sollen künftig das Notwendigste aus der deutschen Sprachlehre an den Leseunterricht anknüpfen und sich hinsichtlich des Unterrichts in der Geographie, Geschichte und Naturkunde auf die Lesung und Erklärung dessen beschränken, was in den eingeführten Lesebüchern mitgeteilt wird, nicht aber diesen Gegenständen besondere Stunden widmen." Man fürchtete das Erwachen der Geister! Harnisch wich diesem Schlage still aus. Er wurde Landpfarrer.

e) Diesterweg. Da war sein etwas jüngerer Amtsgenosse Adolf Diesterweg aus anderm Holze geschnitzt. Den Kampf, den Harnisch scheute, focht er durch. 1820 wurde er zum Seminardirektor in Mörs ernannt. Die Ordnung, die er seiner Anstalt gab, wurde für das ganze Königreich maßgebend. Aus seinen Händen ging ein junges Lehrergeschlecht hervor, das er durch seine „Rheinischen Blätter für Erziehung und Unterricht" zusammen- und wachzuhalten verstand. Im Jahre 1832 folgte er dem Rufe nach Berlin; er sollte hier das Seminar für Stadtschulen einrichten. Zunächst siegte er über alle Schwierigkeiten, die sich ihm in der Hauptstadt der argwöhnischen preußischen Regierung entgegenstellten. Er wurde der Lehrer der deutschen Lehrerschaft; er sammelte sie in Vereinen; durch Wort und Schrift suchte er ihr Standesbewußtsein zu wecken. Wohl trat er für eine auskömmliche Besoldung ein, für eine unabhängige Stellung des Lehrers; er forderte seine Ablösung vom niedern Kirchendienst und die Schulaufsicht durch Fachleute. Aber er war sich klar, daß das Standesbewußtsein nur aus dem Boden einer gründlichen Berufsbildung entspringen dürfe, wenn es nicht zum leeren Standesdünkel entarten sollte. Deshalb

umschrieb er 1835 im „Wegweiser zur Bildung der Lehrer" die Ziele der Lehrerbildung. Schon nach drei Jahren konnte das Buch erweitert als „Wegweiser für deutsche Lehrer" in zwei Bänden erscheinen.

So groß diese Erfolge waren, allmählich zog Gewitterstimmung herauf. Diesterweg entfesselte einen leidenschaftlichen Kampf, als er das sogenannte Bell-Lancastersche Unterrichtssystem, die wechselseitige Schuleinrichtung, die Lehrkräfte ersparen wollte, verwarf. Es fanden sich Verteidiger dieses vom Auslande angepriesenen Verfahrens, denen es aber schon nicht mehr um die Sache zu tun war, sondern die Bekämpfung des Mannes selbst am Herzen lag.

Immer unhaltbarer wurde Diesterwegs Stellung in Berlin, als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen. Ein begabter Mann, ein glänzender Redner, wurde der neue König mit großen Hoffnungen begrüßt. Allein man kannte ihn nicht. Er fühlte sich als der gottberufene Herrscher, dem Herrn allein verantwortlich, von ihm in besonderer Weise erleuchtet. Aus seiner Jugend brachte er die romantische Ehrfurcht vor dem Hergebrachten und Bewährten mit. Die Forderungen, mit denen sich der Liberalismus und die Demokratie gegen die bestehenden Verhältnisse wandten, erschienen ihm als ein Frevel gegen Einrichtungen, die die göttliche Weihe der Geschichte besaßen. Er nahm also in unköniglicher Weise Partei.

Sofort glaubten auch die Dunkelmänner ihre Stunde gekommen, jene Richtung strenger Rechtgläubigkeit, die nach der unerhörten Anstrengung des deutschen Volkes in den napoleonischen Kriegen die müden und erschöpften Geister zu sammeln begonnen hatten unter der Losung, daß man sich von der Welt und ihrer Unruhe abkehren müsse zu dem vergessenen alten Glauben. Im Gegensatze zu Harnisch nahm Diesterweg den Kampf gegen „die Mystiker" auf. Jetzt kam es an den Tag, daß er politisch auf der Seite des Liberalismus und seiner Forderungen, religiös auf der Seite Schleiermachers und der Aufklärung stand, wie sie unsere Klassiker gedeutet hatten. Getragen vom Vertrauen auf Gottes Vatergüte, glaubte er an den Menschen; er meinte, daß wir uns nicht aus dem Diesseits herausehnen dürften, sondern „auf die Erde gesetzt seien, damit wir unsere Bestimmung erfüllen". Die Bestimmung des Menschen sei „die Selbsttätigkeit im Dienste des Wahren, Schönen und Guten".

„Der Ausdruck enthält ein formales Prinzip: die Selbsttätigkeit, und ein materiales: das Wahre und Gute, oder das Wahre, Schöne und Gute. Die Selbsttätigkeit besagt, daß der Mensch nicht leidend und duldend, in Selbstwegwerfung und Selbstvernichtung, sondern in Tätigkeit und Anstrengung seine Bestimmung anzustreben habe; sie spricht aus, daß der Mensch den Grund seines Strebens und Handelns in sich selbst zu suchen, aus sich heraus zu nehmen, daß er sich selbst zu bestimmen habe, d. h. das Prinzip der freien Selbstbestimmung, die Freiheit ist damit gesetzt. Der materiale Inhalt, das Wahre und

Gute, nennt den objektiven Gehalt des Lebens. . . . Die Gegner werden wissen wollen, was das Wahre, Schöne, Gute sei. Denen erwidere ich: Das läßt sich nicht absolut, für alle ewige Zeiten festsetzen. Es wechselt mit den Zeiten."

Mit dieser Festlegung des Erziehungszieles ist klar ausgesprochen, daß die Erziehung als Wertverwirklichung nicht ausschließlich eine Arbeit der Erwachsenen an den Unmündigen sei, wie sie die Vergangenheit aufgefaßt hatte. Der Zögling selbst muß zur Tätigkeit aufgerufen, seine Betriebsamkeit und Selbsttätigkeit muß beansprucht werden; der Erzieher darf sich nicht immer nur an seine Empfänglichkeit wenden. Was das Zeitalter geistiger Verselbständigung immer bewußter erstrebt hatte, geht jetzt immer sicherer in den Besitz der großen Erzieher über: ihre Losung wird, *die Heranwachsenden aus Bewegten möglichst früh zu Sichselbstbewegenden zu machen*. In der *schaffenden Arbeit* erkannte Diesterweg klar ein wertvolles *Hilfsmittel der Willens- und Gemütsbildung*. Gewöhnt man den Zögling an gewissenhaftes, ehrliches, selbständiges und folgerichtiges Arbeiten, so legt man nicht bloß seine künftige Selbsteinstellung fest, sondern man erschließt ihm zugleich eine nie versagende Quelle herzlicher Befriedigung.

Das Jahr 1845 brachte den Zusammenstoß Diesterwegs mit seiner Behörde. Man feierte die Wiederkehr des Tages, an dem er 1820 zu Mörs die Leitung des Seminars angetreten. Ein Redner behauptete, daß es im Schulleben heute vornehmlich auf Demut ankomme; der Gefeierte erwiderte: „Nein, es kommt hauptsächlich auf Mut an." Dieses Wort wurde, wie es damals üblich war, seinen Vorgesetzten hinterbracht. Er erhielt eine dienstliche Rüge; man warf ihm „Zusammenhang mit Parteibestrebungen und Abhängigkeit von denselben" vor. Zwei Jahre später enthob man ihn seines Dienstes. Nicht mehr gebunden durch sein Amt, hat er dann im Jahre 1848 seine Ansicht über *die Volksschule als Staatsschule* entwickelt:

„Wie *in* der Gemeinschaft, soll das Kind, der künftige Staatsbürger, auch *zur* Gemeinschaft erzogen werden. . . . Die Nation setzt fest, wie der künftige Bürger erzogen werden solle, und derjenige, welcher diesen Beschluß der Nation ausführt, ist der Lehrer. Er handelt im Auftrage und Namen der Nation oder, wie man die Form der Nation zu nennen pflegt, im Auftrage des Staates, d. h. die Schule ist Staatsanstalt. Da der Lehrer allein die Sache nicht ausführen kann, da er von denjenigen, welche an der Erziehung *seiner* Schüler mitwirken, unterstützt werden muß, so werden ihm dieselben oder ein Ausschuß derselben beigeordnet, der Schulvorstand. . . . Der Staat bildet die Lehrer oder tauglichen Werkzeuge zur Ausführung seines Willens, und er besoldet sie. Spricht er jedem mündigen Bürger das Recht zu, die Bürgerpflichten und Bürgerrechte auszuüben, so folgt daraus mit Notwendigkeit für ihn die Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß die herangewachsenen Bürger die Befähigung besitzen, jene Rechte und Pflichten auszuüben. Auf das Ziel einer *einheitlichen* Staats- und Nationalerziehung wird und darf er nun und nimmer verzichten."

h) Fröbel. Mit dem gleichen Vorurteil, dem Diesterweg unterlag, hatte Friedrich Fröbel († 1852) zu kämpfen, der den Gedanken der Kleinkindererziehung, der Erziehung des vorschulpflichtigen Kindes, von einer umfassenden Lebensanschauung aus behandelte. Pestalozzi hatte die Bildung des Menschengeschlechts „auf die Kraft zu bauen unternommen, die Gott unauslöschlich in das Herz der Mutter gelegt hat". Er hatte Vater und Mutter für das Erziehungsgeschäft tüchtig machen wollen. Dieser Plan war allerdings gescheitert; die Schule blieb unentbehrlich. Aber bis zur Schulzeit ist das Kind dem Hause überlassen. Da warf Fröbel, Pestalozzi fortsetzend, seine Anregungen zu Ende denkend, die Frage auf: „Wie können die Familien Stätten wahrer Kindererziehung werden?" Seine Antwort war der Plan des Kindergartens, wie er ihn 1840 entwarf. In seinen Kindergärten, die überall im weiten deutschen Vaterlande, in jeder Gemeinde vom Ostseestrande bis zum Alpenrande neben Kirchen und Schulen entstehen, finden sich die Mütter, die Kindermädchen, die Kinderwärterinnen, die älteren Geschwister ein, um zu sehen und zu hören, wie man die Kleinen richtig behandeln und pflegen soll. Man lernt in lebendiger Anschauung, tauscht Erfahrungen aus, macht neue Beobachtungen: die deutsche Frau erwirbt sich das Verständnis für die erste Menschenerziehung, ihr Haus wird selbst zum Kindergarten. Eine Zeitschrift für Kleinkindererziehung „Kommt, laßt uns unsern Kindern leben" sollte diese Gedanken ins Volk tragen.

Für die frühste Erziehung bot Fröbel seine Mutter- und Koselieder und seine Spielgaben dar. Dabei gewann er nicht nur das Ziel der Erziehung, sondern auch diese Kinderbeschäftigungsmittel aus philosophischen Erwägungen, bei denen er von Schelling ausging. Die Welt ist ihm die Selbstdarstellung Gottes, wie das Kunstwerk die Offenbarung des Künstlers. Gleich dem Künstler entfaltet der Weltgeist seine Meisterschaft, indem er immer vollkommenere Geschöpfe ins Leben ruft. In jedem Wesen, in jedem Menschen lebt daher Geist von Gottes Geiste. So müssen wir zu dem Gefühl unserer Einheit mit Gott, mit der Natur, mit der Menschheit kommen, zum Gefühl unserer Einheit mit dem Weltgeiste, der sich in uns und in allen Geschöpfen auswirkt: wir müssen uns der „Lebenseinigung" bewußt werden. Dabei ergreifen wir im Wesen des Weltgeistes auch unser Wesen: wie er sich entwickelt, wie er sich immer vollkommener darstellt, so müssen auch wir uns entwickeln, betätigen, schaffen. Die Grundaufgabe der Erziehung ist also die Leitung und Entfaltung des Tätigkeitstriebes: so kommen in rastloser Selbstdarstellung alle im Menschen schlummernden Anlagen und Kräfte zur Entwicklung. Diese selbst geht allmählich und in dem von Hegel gelehrten Dreischritt von These, Antithese und Synthese vor sich.

Dem Tätigkeitstriebe des Kindes bot Fröbel als erstes Spielmittel den Ball an, die Weltkugel im kleinen als Abbild der ersten Selbstdarstellung des Weltgeistes. Gleichsam die Antithese zu den Bällen bilden Kugel, Würfel und Walze, die zweite Spielgabe. Ihnen folgen der in acht Würfel geteilte Würfel zum Hochbau, die acht Tafeln zum Flächenbau, die 27 Teilwürfel, von denen einige schiefgeteilt sind, und die sie ergänzenden Säulen.

Mag die Ableitung selbst der Spielgaben aus einer Lebensanschauung heraus seltsam anmuten, diese Geschlossenheit der Überzeugung wirkt gleichwohl großartig; wir verstehen es, daß sich ein solcher Mann für seinen Gedanken der Kleinkindererziehung ganz einsetzte und trotz des Verbotes seiner Kindergärten in Preußen und Sachsen unüberwindlich blieb. Unauslöschlich hat er es uns eingeprägt, daß die Gesamtheit schon dem vorschulpflichtigen Kinde Fürsorge schuldet. An ihm kann versäumt werden, was keine Erziehung an dem schulpflichtigen Knaben und Mädchen wieder gutzumachen vermag.

3. Die Sturmtage und die Enttäuschung.

a) Die Rückbildung der Schule.

Bereits vor der Pariser Februarrevolution des Jahres 1848 hatten die Demokraten und die Liberalen ihre Forderungen in größeren Programmen zusammengestellt. Neben dem Verlangen nach einem deutschen Parlamente begegnet uns auch der Wunsch nach einer Neu- oder Umgestaltung des Unterrichtswesens. Der Sturz des Julikönigtums in Frankreich gab dann das Zeichen für die deutsche Erhebung. Sie konnte nicht gelingen, weil dem deutschen Volke in jenen Tagen der große Staatsmann fehlte, der den Weg zum Ziele der Einigung gefunden und ihn zu beschreiten gewagt hätte. Der Demokrat Georg Herwegh sprach nur aus, was viele empfanden:

Gib uns den Mann, der das Panier
der neuen Zeit erfasse,
und durch Europa brechen wir
der Freiheit eine Gasse.

Hatte sich die Sehnsucht nach Einheit und Selbstverwaltung in stürmischem Drängen auszuwirken versucht, so setzte in verschärftem Maße, als sich die Bewegung an dem Widerstande Österreichs und der um ihre Selbständigkeit besorgten Fürsten gebrochen hatte, die Gegenwirkung ein. Zwar wurde auch das Unterrichtswesen seit 1848 in den deutschen Parlamenten behandelt; die Parteien erhielten Gelegenheit, ihre Forderungen gegen die bestehenden Verhältnisse und Einrichtungen zu halten. Gleichwohl erfuhr die Schule die Ungunst der Zeit. Wie es Österreich durchgesetzt hatte, daß die alte Bundesverfassung wiederhergestellt wurde, als ob es nie ein Frank-

furter Parlament gegeben hätte, so versuchten die Regierungen, die über den Umsturz gesiegt hatten, auch das gesamte Unterrichtswesen zurückzubilden.

In den Gymnasien beschnitt man den Stoffplan und die Stundenzahl der Naturwissenschaften. Die alte Gelehrtenschule mit ihrer Losung eloquens et sapiens pietas sollte wiedererstehen. Die preußische Verfassung des Jahres 1850 bestimmte, daß ein besonderes Gesetz das ganze Unterrichtswesen regele; allein ein solches Gesetz kam nicht zustande. Daher ordnete der Unterrichtsminister 1854 das Volksschulwesen durch die sogenannten Regulative, die der Geheimrat Stiehl ausgearbeitet hatte. Unleugbar bedeutet diese Ordnung einen Fortschritt gegen das Generallandschulreglement. Allein die führenden Schulmänner, Diesterweg an ihrer Spitze, waren enttäuscht. Nach den großen Erlebnissen, die die Wissenschaft von der Erziehung seit 1763 gehabt, mußte man mehr erwarten als die Festlegung des dreijährigen Seminarkursus, die Verbindung einer Übungsschule mit dem Seminar und die Beschränkung der Schülerzahl der einklassigen Schule auf 80. Man mußte die Schulordnung als das empfinden, als was sie einer ihrer Verteidiger rühmend bezeichnet hatte, als den Versuch, „die Volksschule auf die aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. stammenden Grundsätze zurückzubilden". Wie ein Hohn auf das Bildungsstreben des Lehrers klang der Satz, daß „der Seminarunterricht im ganzen nach denselben Grundzügen und in seinen begründenden Abschnitten teilweise selbst in der Form gegeben werden müsse, welche die Behandlung desselben Gegenstandes in der Elementarschule erfordert". Der künftige Schulmeister wurde in zwei Wochenstunden in „Schulkunde" unterrichtet; „kein System der Pädagogik, auch nicht in populärer Form", durfte ihm geboten werden. „Kirchengeschichte und Bibelkunde oder Einleitung in die hl. Schrift" wurden ausgeschlossen, ebenso selbst „von der Privatlektüre die sogenannte klassische Literatur". Dieser dürftigen Vorbildung der Lehrer entsprach die Schule, die die Regulative beschrieben. Ihr Hauptfach war der Religionsunterricht. „Mindestens" 30 Kirchenlieder, Gebete, Psalmen, der Katechismus und die Sonntagsevangelien bildeten den Gedächtnisstoff. Daneben wurde Lesen, Schreiben, Rechnen und Gesang betrieben. Nur, wo die Verhältnisse mehr als 26 Wochenstunden gestatteten, durften drei Stunden für Vaterlands- und Naturkunde und eine Zeichenstunde eingelegt werden. Voll berechtigt ist das schneidende Urteil, das Diesterweg über die Regulative fällte:

„Diese Schulverordnungen widersprechen der bisherigen preußischen Schule; sie sind unwürdig der Errungenschaften der deutschen pädagogischen Wissenschaft und Kunst; sie entsprechen nicht den Anforderungen, die man heutzutage an den bildenden praktischen Unterricht macht und machen muß; sie sind unwürdig des protestantischen Staates und des protestantischen Geistes, der die Basis und das Fundament menschlicher freier Entwicklung und Bildung ist."

b) Die Lebenswandlung im gebildeten Bürgertum.

Unbefriedigt von dem Ausgange des Kampfes um Einheit und Selbstverwaltung, wandte sich das gebildete deutsche Bürgertum vom Staatsleben ab und suchte sich in der Industrie und im Handel ein erfolgversprechendes Wirkungsfeld. Hier konnte man sichtbare Leistungen erzielen und sich dazu noch der tatkräftigen Unterstützung der Regierungen erfreuen, die diese Wandlung begrüßten und bestärkten; sie wurden ja der Furcht vor dem Umsturz ledig, die sie in den vergangenen Jahrzehnten besessen hatte. Wie es deutsche Art ist, nahm der Fabrikant und der Kaufmann seine Arbeit mit großer Hingabe auf; sie ward ihm ein Stück von ihm selbst. Die Beschäftigung mit völkischen und staatlichen Fragen verlor für ihn den Reiz; er war zufrieden, wenn er bei den Behörden für sein Wirken Verständnis fand, wenn sie ihm keine Schwierigkeiten bereiteten. Er blieb daher in Dingen des Staatslebens weltfremd; sein Volkstum bewertete er nicht so hoch, wie es Angehörigen anderer Völker selbstverständlich ist. Seine Ehre setzte er darein, berufstüchtig zu sein und voranzukommen. Dabei war er in deutscher Weise geneigt, für sich Lehrmeinungen über Volk und Staat auszuspinnen und gelegentlich hartnäckig zu verfechten, ohne ihre Anwendbarkeit zu prüfen, jederzeit überzeugt, daß die berufenen Staatsmänner doch den rechten Weg einschlagen würden, und gerade in dieser Überzeugung trotz alles Besserwissens leicht zu regieren.

Mit dem Einzuge des Maschinenzeitalters sagte der Bürger nicht bloß seinen Staatsverbesserungsträumen, sondern auch der Lebensanschauung ab, die die deutsche Philosophie in ihrem Höhenfluge gewonnen hatte. Jetzt erst wurde Schopenhauer volkstümlich. Er hatte in dem Willen zum Leben den Urgrund der Wirklichkeit erblicken wollen: sie sei weiter nichts als die Selbstverwirklichung dieses nur auf sich gerichteten, daher niemals befriedigten Willens. Unseligkeit ist ihm das Wesen, Elend der Inhalt unserer Welt. Aber gerade die Vereinzelung, in die uns die Anschauung in Raum und Zeit hineinzwingt, ist Grund unsers Leides. Wir erheben uns über unser Leid, wir überwinden die qualvolle Vereinzelung, wenn wir das fremde Leid als eigenes empfinden, wenn wir im Mitleid des Urgrundes der Wirklichkeit innewerden, der sich dem Einzelwesen in seiner Beschränktheit entzieht. Vom Glück und Ende der Einzelwesen handelt die Geschichte. Sie ist darum eine Wissenschaft des Scheins; sie täuscht uns Entwicklung, Werden und Wachsen vor. Das waren Sätze aus einer Lebensanschauung, die der Stimmung der im Staatsleben enttäuschten Bürgerschaft entgegenkam. Sie griff bereitwillig diese Sätze auf, die ihre Lebenserfahrung auszusprechen schienen, daß das Leid die Lust überwiege, und daß der Fortschritt

eine leere Rede sei. Sie griff sie um so begieriger auf, als sich Schopenhauers Buch „Die Welt als Wille und Vorstellung" in künstlerischer Darstellung auch dem Laien mühelos darbot.

Wurde so eine längst ausgesprochene Lebensanschauung und ein fast vergessener Philosoph bekannt, so waren zugleich Kräfte am Werke, Hegels kühnen Gedankenbau abzutragen und die Trümmer umzuschichten. Entwickelt sich nach des Meisters Lehre die Selbsterkenntnis der Menschheit, so sah Ludwig Feuerbach in ihr das Einzelwesen unberücksichtigt. Die Menschen jener Tage, die sich vergeblich für die Allgemeinheit, für die Einigung ihres Volkes eingesetzt hatten, mochten den berauschenden Gedanken Hegels, daß sich der einzelne nur als Glied des Ganzen zu fühlen habe, nicht mehr mitdenken. Das Einzelwesen mit seinen Wünschen und Berechnungen verlangte gebieterisch nach seinem Rechte. Da warf Feuerbach die Losung hin, daß alles Allgemeine, alles Geistige nur ein Traum des Einzelwesens sei; selbst die Gottheit sei nur ein Traumbild des einzelnen von sich selbst: wie wir uns zu sein wünschen, so bilden wir uns unsern Gott. Wollte jetzt noch ein ernster Mensch von Bedürfnissen des Gemüts reden, so strafte man seinen „Köhlerglauben" mit dem Schlagwort „doppelte Buchführung" ab. Der Materialismus wurde wie einst in Frankreich vor der Revolution jetzt in Deutschland nach der gescheiterten Umsturzbewegung die Lebensanschauung der Zeit. Die Gedanken stehen etwa in demselben Verhältnis zum Gehirn wie die Galle zu der Leber; der Mensch ist, was er ißt, so lauteten die Losungen, mit denen die neue Wissenschaft ihre Lehren volkstümlich machte, nüchtern und behaltlich gegen die dunkle, mit den Worten ringende Weisheit der großen deutschen Philosophen, leicht aufgegriffen von den behenden Geistern, die sich auf die Arbeit im Geschäftszimmer der Fabrik und des Handelshauses einzustellen begannen. Büchners „Kraft und Stoff" wurde das Buch, aus dem sie bequem ihre Weltansicht schöpften.

Dabei darf man nicht vergessen, daß gerade die Jahre nach 1848 denkwürdige Leistungen deutscher Wissenschaft und Kunst zeitigten. Robert Mayer und Hermann Helmholtz fanden das Naturgesetz von der Erhaltung der Kraft; dieser veröffentlichte außerdem grundlegende Forschungen aus dem Gebiete der Daseinsvorgänge. Emil Dubois-Reymond schrieb „Über die Grenzen des Naturerkennens". Bunsen und Kirchhoff erschlossen durch die Entdeckung der Spektralanalyse die Geheimnisse des Weltalls; Rudolf Virchow erforschte das Dasein der Zelle. Justus von Liebig wies dem Ackerbau neue Wege, indem er die Ernährung der Pflanzen untersuchte. Giesebrecht behandelte die Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Curtius und Mommsen die Geschichte der griechischen und römischen Zeit, Jakob Burck-

hardt die Kultur der Renaissance in Italien, Hettner die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts; Kuno Fischer wurde der Geschichtsschreiber der neueren Philosophie. Den Entwicklungsgedanken Hegels wandte man auf das Alte und Neue Testament an, nachdem David Friedrich Strauß das Leben Jesu, wie es uns die Evangelien entwerfen, als die mythische Erdichtung der Urgemeinde zu begreifen versucht hatte. In jenen Jahren schufen Hebbel und Ludwig ihre eindrucksvollsten Schauspiele, dichtete Gustav Freytag sein Lustspiel „Die Journalisten" und den Roman „Soll und Haben", in dem er das deutsche Volk bezeichnenderweise bei der Arbeit suchte; Theodor Storm trat mit seinen ersten Novellen, Gottfried Keller mit dem „Grünen Heinrich" und den „Leuten von Seldwyla" hervor.

c) Die Arbeiter im Kampfe ums Dasein und in Lebensnot.

Der Eintritt Deutschlands in das Maschinenzeitalter bewirkte eine Umschichtung der Bevölkerung. Durch den Zollverein, den Preußen weitsichtig im Jahre 1834 zustandebrachte, wurde Kleindeutschland eine umfassende Volkswirtschaft. Die Eisenbahnen und die Dampfschiffahrt auf den Strömen verbanden die einzelnen Landesteile und machten sie einander dienstbar. Noch im Anfange des Jahrhunderts hatten sich mehr als drei Viertel der Bevölkerung Preußens mit dem Landbau beschäftigt; nur ein Viertel hatte in den Städten gewohnt, und von diesem hatte ein großer Teil neben seinem Handwerk Acker- oder Gartenwirtschaft betrieben. Jetzt bevölkerten sich die Städte mit abhängigen Lohnarbeitern. Ihr Straßenbild änderte sich zusehends. Essen wuchsen neben den alten Kirchtürmen empor; die Tore der Fabriken verschlangen zur bestimmten Stunde eilige Arbeitermassen und entließen sie ebenso regelmäßig wieder in die neuentstandenen Arbeiterviertel. Markt und Gassen hatten ihre kleinbürgerliche Verträumtheit verloren.

Der Arbeiter bot dem Unternehmer Kraft und Gesundheit an; dafür gab ihm dieser einen baren Lohn. Nun mußte er sich für seinen Verdienst Unterhalt und Wohnung besorgen. An ein eigenes Heim konnte er nicht denken; denn die Ansiedlung der Fabriken verteuerte den Grund und Boden der Stadt. Er bezog die Mietskasernen im Arbeiterviertel. Der Arbeitgeber war auf die Ausnutzung seiner Anlage bedacht. Er drängte in Zeiten guten Absatzes auf die Verlängerung des Arbeitstages, auf Sonntags- und Nachtarbeit; er suchte Menschenkraft immer mehr durch Maschinenkraft zu ersetzen. Wo es anging, stellte er für den höher gelohnten Mann Frauen oder Kinder ein, drückte er bei reichlichem Angebot von Arbeitskräften den Lohn. Hilflos stand der einzelne Arbeiter dem Vorgehen des Fabrikanten gegenüber. Dieser wurde dazu noch durch veraltete Gewerbeordnungen

unterstützt, die den Arbeitern den Zusammenschluß untersagten. Für sie entbrannte ein Kampf ums Dasein, wie ihn die Biedermeierzeit trotz ihrer Enge und Armut nicht gekannt hatte.

Luther hatte einst den Beruf als die gottgegebene Heilsanstalt begriffen und damit der Arbeit Weihe und einen höchsten Lebenswert gegeben. Das war in einer Zeit geschehen, da sich der Mensch bei seiner Arbeit der Werkzeuge bediente, die der tägliche Gebrauch verfeinerte und verbesserte. Jetzt trat ein Wandel ein: der Mensch bediente die Maschine; er wurde gleichsam ein Rad im großen Triebwerke der Fabrik. Der Handwerker der alten Zeit konnte etwas von sich selbst in seine Arbeit legen; er fühlte sich durch sein Schaffen als dienendes Glied im Haushalt des Ganzen; ihm konnte sein Eigenwert unmittelbar zum Bewußtsein kommen. Anders der Lohnarbeiter der neuen Zeit. Man bezahlte ihm seinen Kraftaufwand und schob ihn ab, wenn er ihn höher einschätzte, als dem Fabrikherrn genehm war; man ersetzte ihn, wenn er leistungsunfähig wurde. Er war eine Ware geworden; das Gefühl seines Menschenwertes drohte ihm abhanden zu kommen. Die Lebensnot erschwerte ihm den Kampf ums Dasein.

Allerdings regte sich dieser Lebensnot gegenüber früh das christliche Gewissen. Johann Hinrich Wichern prägte den Begriff der Innern Mission. Er beobachtete „die Tiefe des in unserm Volke wuchernden Abfalls und Verderbens" und erkannte, „daß es innerhalb der Christenheit nicht minder desselben Missionseifers bedürfe" wie unter den Heiden. Auf dem Wittenberger Kirchentage des Jahres 1849 forderte er die Innere Mission als eine Angelegenheit der gesamten evangelischen Kirche, um „eine Regeneration unserer innersten Zustände in Staat, Kirche und Gesellschaft" durchzuführen. Sein Aufruf fand Anklang. Allein die Bewegung, die daraufhin einsetzte, wurde nicht getragen von unmittelbar packenden Leitgedanken, wie sie Luther, der Sohn des Bergmanns, der Sprößling thüringischer Bauern, ins Volk zu werfen verstanden hatte. Zwar plante Wichern „christliche Assoziationen der Hilfsbedürftigen selbst für deren soziale Zwecke"; aber wenn er von den „Massen in der Christenheit" sprach, „die der Macht und Herrschaft des aus der Sünde direkt oder indirekt entspringenden mannigfachen äußeren und inneren Verderbens anheimgefallen sind", so redete er eine Sprache, die nicht zündete und zünden konnte. Der Arbeiter mitten im bittern Kampfe ums Dasein, in seiner Lebensnot durfte nicht als der verdorbene, verlorene Sohn der Kirche angesprochen werden. Er kämpfte um seinen Menschenwert, er wollte seinem Dasein Halt, seinem Leben einen Sinn geben. Die Innere Mission rechnete zu wenig mit den berechtigten Wünschen und mit dem Verlangen der Masse nach einer neuen Lebensanschauung.

Das Verdienst, dem Arbeiter eine Zukunftsaussicht eröffnet und eine Lebensanschauung geformt zu haben, gebührt Karl Marx, dem Sprößling jüdischer Eltern (1818—1883). Der Schüler der Hegelschen Philosophie gesellte sich den bürgerlichen Freiheitskämpfern zu, die gegen den selbstherrlichen Staat und die überalterte Gesellschaft fochten. Er erlag ihren Machtmitteln, verlor das Vaterland, in dem er geboren, und wurde aus dem Volke ausgestoßen, dessen Sprache er redete. Da entdeckte er in der Bürgerschaft selbst, mit der er zusammen und für die er gestritten hatte, eine neue Klasse, das Proletariat. Er sah, wie das Bürgertum, zwar vorläufig um die Vormacht im Staate betrogen, aber gleichwohl durch seine wirtschaftliche Überlegenheit zum künftigen Herrscher bestimmt, die Arbeiter unterdrückte und ausbeutete. Ihnen sprang nun der enttäuschte Freiheitskämpfer bei, bei ihrer Entdeckung von neuen Freiheitshoffnungen erfüllt. Er erblickte die kommende Weltumwälzung, heraufgeführt vom Proletariat. Mit seinem Freunde Friedrich Engels rief er es 1847 auf durch das „Kommunistische Manifest": „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" So versuchte er den Menschen, die die Fabrik vom Acker in die werdenden Großstädte rief, dem entwurzelten Proletariat die verlorene Heimat mit ihren Lebenswerten zu ersetzen: er pflanzte die Weltbürgerstimmung des vergangenen Jahrhunderts, über die das Bürgertum in der Franzosenzeit hinausgekommen war, die den Verbannten selbst ergriffen hatte, in die dürstenden Seelen der Arbeitermassen. Aus ihr floß ihnen der Lebensmut zu, wie ihn das Bewußtsein gibt, nicht allein und ohnmächtig im Kampfe ums Dasein dazustehen.

Hegels Philosophie hatte dem jungen Marx den Entwicklungsgedanken geliefert. Er hatte von ihr die Wirklichkeit unter dem Gesichtspunkt der Verwirklichung zu betrachten gelernt: aus dem Vorgestern und Gestern erwächst das Heute. Hegel sah die Geschichte dem Heute als dem Ziele der Entwicklung zustreben. Diese Betrachtung konnte Marx nicht befriedigen, der seinen Hörern nicht das Heute verständlich machen, sondern ihre Kräfte für das Morgen anspannen, zum Kampfe um das Morgen zusammenraffen wollte. Einen Welterneuerungsglauben wie die alttestamentlichen Propheten wollte ihr Nachfahr begründen, ein Dichter und Rechner zugleich wie jene. Darum wandte er sich von Hegel ab. Er begehrte, aus dem Heute das Morgen zu berechnen. Der Rufer zum Klassenkampf mußte die Zukunft voraussagen, ein Ziel bezeichnen können, das die Lebensnot der Gegenwart stillt.

Berechnen läßt sich nur die Wirkung aus der Ursache. Daher galt es, die Ursache nachzuweisen, die im Heute erscheint, um das Morgen zu erwirken; es galt, aus der bunten Wirklichkeit des Heute das quellende

Leben wegzudenken, das sich das Morgen als Ziel seines Strebens gesetzt hat. Das Zeitalter der Maschine war angebrochen; da mußte der Philosoph kommen, der die Entwicklung des Morgen aus dem Heute nach ihrem Wesen zu begreifen suchte: wir erreichen mit ihr unsern Zweck, weil wir bei ihr das Ineinandergreifen der Räder, den ursächlichen Zusammenhang ihres Ganges mit überlegener Sicherheit zu überschauen vermögen. Den Arbeitermassen war der Eigenwert ihres Lebens abhanden gekommen; da mußte der Denker auftreten, der ebenso rücksichtslos der geschichtlichen Entwicklung das Herz ausbrach, indem er die Lebenswerte, die sich die Menschen im Laufe der Jahre erarbeiten, beiseiteschob. Karl Marx wurde der Verkünder des historischen Materialismus.

„In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten . . . In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation bezeichnet werden. Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, antagonistisch nicht im Sinne von individuellem Antagonismus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervorwachsenden Antagonismus; aber die im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab."

Diesem historischen Materialismus entsprach der naturgeschichtliche Materialismus, den Darwin in derselben Zeit verkündete. Wie Marx die Menschheitsentwicklung, so versuchte dieser die Naturentwicklung aus berechenbaren Wirkungen bestimmter Ursachen unter Ausschluß von Wertbestimmungen zu verstehen. Was die natürlichen Wissenschaften mit

ihrer mathematischen Naturwissenschaft für das Gebiet der toten Natur zu leisten unternommen hatten, das hatte man auch für das Bereich der lebendigen zu erreichen sich bemüht: Darwin und Karl Marx bezeichnen den Höhepunkt der Aufklärung. Stand aber die Aufklärung der Vergangenheit im Dienste der geistigen Verselbständigung des Einzelwesens, so unternahm Marx sein Werk, um die Arbeitermassen aller Welt zusammenzuraffen: die neue Aufklärung wollte geistige Verbundenheit begründen.

d) Die Realschule als die Bildungsanstalt des werktätigen Bürgers.

Die Volksschule und das Gymnasium standen ungerüstet dem jungen Deutschland gegenüber. Eine andere Schulgattung dagegen war in der glücklichen Lage, sich allmählich auf die Bedürfnisse des Maschinenzeitalters einzustellen. Nicht alle alten Gelehrtenschulen in den Städten hatten den Anforderungen genügen können, die der neue Gymnasiallehrplan erhob. Sie bestanden zunächst als Bürgerschulen weiter, die mehr als die Volksschule zu bieten hatten. Im Jahre 1832 erhielten sie in Preußen als Realschulen eine Prüfungsordnung; ihre Aufgabe war die Pflege der neueren Fremdsprachen und der naturwissenschaftlichen Fächer. Zugleich begann der Einzug des Berechtigungswesens: der erfolgreiche Besuch der Realschule berechtigte zum einjährigen Heeresdienst und zum Eintritt in das Post-, Forst- und Baufach.

Der wirtschaftliche Aufschwung zwang dem Staate einen Ausbau der Realschule auf. Im Jahre 1859 wurde eine Realschule mit lateinischem Unterrichte geschaffen, die Vorläuferin des Realgymnasiums; allein ihre Reifeprüfung berechtigte nicht zum Universitätsstudium. Daneben bestand die Realschule in alter Form fort.

3. Die Tage kleindeutscher Wirklichkeit (1861—1890).

1. Die Begründung einer kleindeutschen Wirklichkeit.

Enttäuscht in seinem Kampfe um Einheit und Selbstverwaltung, unfertig in seinem Bildungswesen, stand das deutsche Volk mitten in der Arbeit an wirtschaftlichen Aufgaben, als ihm in Bismarck der einst so heiß ersehnte Staatsmann erschien, dem es beschieden war, die Träume des liberalen Bürgertums zu erfüllen. Er kam nicht aus dem Kreise des Bürgertums selbst, sondern aus dem Schoße der konservativen Partei, darum zunächst mißtrauisch und feindselig von denen empfangen, die er an das Ziel ihrer Wünsche führen sollte. In ihrer Werktagsarbeit waren die Deutschen auf dem Wege, zu nüchternen Tatsachenmenschen zu werden. Bismarck war zwar auch ein Mann der Wirklichkeit, aber er hatte vor seinen

Landsleuten den klaren Blick für die Notwendigkeiten im Völkerleben voraus, während sie noch immer mit den befangenen Augen des Spießbürgers aus ihrem engen Kreise in die große Welt schauten. Er hatte in Frankfurt als Bundestagsgesandter und in Petersburg und Paris als Vertreter seines Königs die heimischen Dinge und Verhältnisse im Zusammenhange mit den europäischen Angelegenheiten zu betrachten gelernt; sie dagegen waren bei aller Strebsamkeit, den wirtschaftlich fortgeschrittenen westlichen Ländern nachzukommen, in Fragen des Staatslebens die unfertigen Stürmer und Dränger des jungen Deutschlands geblieben. Sie wollten die Einigung Deutschlands; aber sie kamen nicht voran gleich ihren Vätern in den Sturmtagen der Jahre 1848/49; gegen ihre Wünsche standen unerschüttert die Landesgewalten der Einzelstaaten. Bismarck aber begann als Preuße seinen Weg zu gehen. Darum erschien sein Unternehmen widersinnig und der Einheitssehnsucht abhold. Allein er hatte erkannt: „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut." So hatte er sich in Frankfurt im Kampfe mit den Ränken Österreichs das eine Ziel gesetzt, sein Preußen so stark zu machen, wie es nach seiner Vergangenheit und seiner Leistungsfähigkeit zu sein beanspruchen konnte. Damit war ein neues Staatsmannstum gewonnen. Es vertrat zwar auch, wie es die großen Staatengründer der Menschheitsgeschichte getan hatten, den Gedanken der Macht; aber es war nicht beherrscht von Ruhmsucht, Ehrgeiz, Neid oder Ländergier, Leidenschaften, die als Triebfedern den Willen der Gewaltigen bestimmt haben. Bismarck wollte die Macht nur, soweit sie seinem Staate im Kreise der andern Staaten berechtigterweise zustand, nicht die Scheingröße, sondern die Macht, die ein Volk durch seinen Willen zur Arbeit und nach seiner Leistungsfähigkeit verdient, eine vor der Weltgeschichte als dem Weltgericht gerechtfertigte Macht. Er sah Preußen durch Österreichs Umtriebe zur Ohnmacht verurteilt. Er fragte sich, ob der Staat der Habsburger zu einer solchen Vormachtstellung berufen sei; und er mußte diese Frage verneinen, wenn er die Leistung Friedrichs des Großen und seines Staates, wenn er den Anteil Preußens an den Freiheitskriegen bedachte. Aus dieser Überlegung ergab sich ihm klar das Recht seines Staates auf eine Mehrung seiner Macht und zu einer Beschränkung Österreichs, die, wenn sie nicht als freiwillige Selbstbescheidung vollzogen wurde, mit Gewalt zu erzwingen war. Daher konnte er nicht die großdeutschen Träume erfüllen; er hätte sonst Österreich in nicht zu rechtfertigender Zerstörungslust sprengen müssen. Er konnte die Einigung des deutschen Volkes nur als kleindeutsche Wirklichkeit begründen. Er mußte sie im Gegensatze zu den französischen Nachbaren begründen, die den Deutschen die berechtigte Macht-

stellung nicht gönnten; er mußte das neuzuerrichtende Deutsche Reich mit der Rachsucht Frankreichs belasten. Aus dem Preußen, der ausgegangen war, seinem Staate das verdiente Ansehen zu gewinnen, war in folgerichtiger Entwicklung der deutsche Staatsmann geworden, der die Wünsche des liberalen Bürgertums erfüllt, zugleich aber die ihnen widerstrebenden Landesgewalten der umfassenden Reichseinheit lebendig eingefügt hatte.

Als Bismarck von seinem Könige mit der Staatsleitung betraut wurde, hatte er gegen den Liberalismus den Gedanken durchzuführen, daß zum Daseinskampfe der mögliche Kraftaufwand notwendig ist. Mit der Wehr, die er schuf, führte er dann den Krieg zur Befreiung der deutschen Nordmark vom dänischen Joche; ein letztes Unrecht am deutschen Volke aus den Zeiten des Zerfalls des alten Reiches wurde wieder gutgemacht. Er zwang Österreich zur Selbstbescheidung und verband die Ost- und Westmark Preußens durch die Landbrücke der neugewonnenen Provinzen Hannover und Hessen-Nassau. Zugleich begann er die Einigung Kleindeutschlands durch die Begründung des Norddeutschen Bundes. Der französische Krieg brachte endlich die Krönung des Werkes, das Deutsche Reich; das letzte Unrecht, das die Ländergier der Bourbonen dem deutschen Volke zugefügt hatte, wurde durch den Rückgewinn Elsaß-Lothringens wieder gutgemacht. Neun Jahre atemlosen Schaffens und Ringens hatte die Reichsgründung gekostet.

2. Die Umgestaltung des Bildungswesens. Erst als man am Ziele war, konnte die notwendige Umgestaltung des Bildungswesens in Angriff genommen werden. Es wäre jetzt die Gelegenheit gewesen, an die Gedanken eines Fichte und Schleiermacher anzuknüpfen und die deutsche Schule als Volkserziehungsanstalt zu begründen. Ein Bau hätte geschaffen werden müssen, der der Jugend denselben Dienst geleistet hätte wie das Reich den Erwachsenen. Allein es fand sich kein Schulmann, der auf seinem Gebiete die Umsicht und die feste Hand gehabt hätte, wie sie Bismarck als Staatsmann besaß. Die Entwicklung, die nach den Freiheitskriegen eingesetzt hatte, wurde zwangsläufig. Es kam, bildlich gesprochen, zu einem zeitgemäßen Ausbau der Unterrichtsmöglichkeiten, der dem deutschen Schulmeister reiche Gelegenheit gab, sein Können zu zeigen; aber sie wurden nicht in einem einheitlichen Gebäude zusammengefaßt, sondern in einzelnen gegeneinander abgeschlossenen Häusern untergebracht. Dem Schüler, der nach der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und nach dem Bildungswillen seiner Eltern einem dieser Häuser überwiesen worden war, war es unsäglich erschwert, nach seiner Begabung und seinem Streben umzusiedeln. Die Freizügigkeit, die das Reich dem Erwachsenen gewährte, versagte die Schule der Jugend. Sie verschärfte die Gegensätze im Volksganzen, anstatt sie ab-

zutragen. Die Volksschule diente der breiten Masse, die Mittelschule dem gehobenen Gewerbestande; die höheren Schulen ergänzten die Oberschicht im Lande. Das gesamte Bildungswesen wurde in einer Zeit, die mächtig an den überkommenen Schranken innerhalb des Volkes rüttelte, die die Menschen aneinanderzurücken begehrte und ein Zusammenleben und Zusammenwirken forderte, mehr nach dem Gesichtspunkte geordnet, daß jeder in seinem Stande zu bleiben habe, als nach der Losung aufgebaut, daß dem bildungswilligen Begabten sein Recht werde.

a) Technische Fach- und Hochschulen.

Zunächst erhielten im Jahre 1870 die Schüler, die ein Realgymnasium durchlaufen hatten, die Berechtigung zum Studium der neueren Sprachen, der Mathematik und der Naturwissenschaften; sie durften aber nur Reallehrer werden. Inzwischen hatte sich das Maschinenzeitalter eine eigene Hochschule geschaffen. Die Industrie brauchte Techniker und Chemiker. Zu ihrer Ausbildung waren in einigen Städten technische Fachschulen gegründet worden. Vorbildlich für ihre Ausgestaltung wurde das im Jahre 1854 zu Zürich geschaffene Polytechnikum. München folgte im Jahre 1868 mit der Eröffnung einer polytechnischen Hochschule nach. In Berlin bildete man dann aus der Gewerbe- und Bauakademie die technische Hochschule. In ihr trat den alten Universitäten eine neue Lehr- und Forschungsanstalt selbstbewußt und gleichberechtigt zur Seite; sie will „für den technischen Beruf im Staats- und Gemeindedienste wie im industriellen Leben die höhere Ausbildung gewähren sowie die Wissenschaften und Künste pflegen, welche zu dem technischen Unterrichtsgebiete gehören". So wurde der Forscher der technischen Hochschule der Lehrer der künftigen Leiter der Fabriken und Bergwerke. Die Forschung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften stand in Deutschland in engem Zusammenhange mit der Anwendung ihrer Ergebnisse im Wirtschaftsleben des Volkes. Daher entwickelte sich die Kohlen-, Eisen- und Maschinenindustrie stark; sie wagte den Wettbewerb mit dem Auslande. Vor allem aber blühte die chemische Industrie auf und begann den Weltmarkt zu beherrschen.

b) Das Recht des Staates an der Schule.

Zugleich mit dem Deutschen Reiche wurde in Berlin der Deutsche Lehrerverein gegründet, der allmählich alle Landesvereine zusammenfaßte. Er vertrat tatkräftig die Sache der Volksschule und ihrer Arbeiter.

Im folgenden Jahre übernahm der liberale A. Falk das Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten. Durch das Schulaufsichtsgesetz stellte er klar das Recht des Staates an der Schule fest. Er setzt die Aufsichtsbeamten ein; sie handeln in seinem Auftrage.

Allerdings wehrten sich die kirchlichen Kreise gegen die Verweltlichung der Schule; sie konnten den Gedanken, daß der Staat die sittliche Aufgabe der Fürsorge für seine heranwachsenden Bürger in vollem Umfange übernahm, nur als eine Minderung des Ansehens der Kirche empfinden. Besonders die Katholiken sträubten sich gegen den Eingriff in die Rechte der Geistlichkeit; für sie gehörte nach kirchlicher Lehre die Erziehung zur Seelsorge. Allein der Widerspruch reichte doch nicht aus, eine Entwicklung, die sich im Zeitalter geistiger Verselbständigung angebahnt hatte, aufzuhalten oder gar rückgängig zu machen. Der Staat war im Laufe der Zeit immer lebensvoller geworden; in den Freiheitskriegen hatten sich ihm in Deutschland die Besten opferbereit und begeistert hingegeben, als die Heere des französischen Eroberers den Boden der Heimat zertraten; und in den Tagen, da man die altväterliche Weise der Bevormundung neu versuchte, hatte der Bund der Kirche mit dem Rückschritt ihr alle vorwärtsdrängenden Geister entfremdet. War sie einst die anerkannte Hüterin der Lebenswerte gewesen, so hatte sie jetzt ihren Ruf verloren; sie vermochte nur die alten, verjährten Ansprüche zu wiederholen, so vor allem die katholische Kirche, die die Selbstherrlichkeit des Papstes auf dem Vatikanischen Konzil verkündete.

Der Staat nahm die angesagte Fehde auf; der sogenannte Kulturkampf entbrannte. Bismarck wollte den Streit „nicht um Bedrückung der Kirche, sondern um Verteidigung des Staates" geführt sehen. Die Ansicht der liberalen Heißsporne, die in der katholischen Kirche, die in der starren Rechtgläubigkeit überhaupt die unversöhnliche Feindin aller Kultur erblickten, teilte der Mann der Wirklichkeit nicht.

Es begann jener langsame, sichere Abbau der geistlichen Schulaufsicht, der bis in unsere Tage angehalten hat: die Zahl der hauptamtlichen wurde auf Kosten der nebenamtlichen, von Geistlichen verwalteten Kreisschulinspektionen von Jahr zu Jahr vermehrt. Immer verbreiteter wurde das Gefühl, daß die Schulaufsicht einen berufserfahrenen Mann und ein ganzes Amt verlangt. Selbst die Geistlichen verschlossen sich nicht mehr gegen diesen Eindruck, je tatkräftiger der Bildungswille den Lehrerstand emportrug.

c) Die Volks- und Mittelschule.

In dem gleichen Jahre wie das Schulaufsichtsgesetz erschienen die Allgemeinen Bestimmungen, die die Volksschule aus den Fesseln der Regulative erlösten. Sie schufen die Volksschule, wie sie bis zur Gegenwart der breiten Masse unsers Volkes gedient hat. Die einklassige Schule mit einem Lehrer gilt jetzt nur als Notbehelf; die Regel soll der getrennte Unterricht der Unter-, Mittel- und Oberstufe bilden. Wo es nur angeht, sollen mehrklassige Schulen geschaffen

werden. Der wirtschaftliche Fortschritt des Volkes zeigt sich vor allem in der Fürsorge für die äußere Einrichtung und Ausstattung des Klassenzimmers. Der Religionsunterricht beherrscht nicht mehr wie früher den gesamten Betrieb. Der Gedächtnisstoff ist eingeschränkt. Der Schüler soll durch die biblische Geschichte und das Bibellesen in die hl. Schrift eingeführt werden; nur die ersten drei Hauptstücke des Katechismus behandelt die Schule, die beiden letzten verbleiben dem Konfirmandenunterricht. Man kann fast behaupten, daß das Deutsche in den Mittelpunkt des Unterrichts gerückt ist; sogar von den Hauptwerken und dem Leben unserer großen Dichter sollen die Schüler hören. Sie sollen „zur freien und richtigen Wiedergabe fremder Stoffe wie zur Ordnung und klaren Darstellung der eigenen Gedanken" befähigt werden. Die Allgemeinen Bestimmungen stecken auch dem Rechenunterrichte höhere Ziele als die Regulative: die einklassige Schule gelangt bis zur Dezimalrechnung, die mehrklassige behandelt das Wurzelausziehen. Die Realien gehören zum festen Bestande. Aus der älteren Geschichte des deutschen Vaterlandes werden einige Lebensbilder, aus der neueren neben der Reihe der Lebensbilder auch „die kulturhistorischen Momente" gegeben. Die Erdkunde beginnt mit der Heimatkunde; an sie schließt sich die Beschreibung des deutschen Vaterlandes und das Hauptsächlichste aus der allgemeinen Weltkunde. Die Naturkunde behandelt die einheimischen Gesteine, Tiere und Pflanzen und die Nutzpflanzen der Fremde, die täglichen Naturerscheinungen und Naturvorgänge. Überall wird auf Anschaulichkeit gedrungen; der mehrklassigen Schule werden höhere Ziele vorgehalten. Die Knaben bekommen Turn-, die Mädchen Unterricht in den weiblichen Handarbeiten; die Zeichenstunden üben Auge und Hand, und in der Gesangstunde werden Choräle und Volkslieder geübt.

Eine ähnliche Neuordnung wie in Preußen hatte das Volksschulwesen auch in den andern deutschen Staaten erfahren oder erfuhr es jetzt unter dem Einfluß des Liberalismus. Überall übernahm der Staat die Aufgabe der Erziehung. Unleugbar schufen die verschiedenen Schulordnungen eine tragfähige Grundlage für eine tüchtige Unterrichtsarbeit. Sie setzten Ziele, die hoch genug lagen, so daß günstige Verhältnisse ausgenutzt werden konnten, die aber zugleich den in der einklassigen Landschule wirkenden Lehrer nicht zu entmutigen brauchten. Die Zahl der Schriftlosen wurde in unserem Volke so gering wie in keinem andern der Erde.

Zugleich mit der Volksschule regelten die Allgemeinen Bestimmungen das Mittelschulwesen. Die Anstalten, die bisher mannigfache Namen getragen, wie Bürger-, Rektor-, höhere Stadtschule, die sich einstmals aus Mangel an Mitteln der Realschulordnung nicht hatten einfügen können, erhielten jetzt eine einheitliche Verfassung. Vorgeschrieben wurden mindestens

sechs Klassen. In den Realien und in der Mathematik sollten sie mehr als die Volksschule leisten; außerdem hatten sie eine Fremdsprache, Englisch oder Französisch, zu betreiben.

d) Die Lehrerseminare und die Lehrerfortbildung.

Die höher gesteckten Ziele in der Volks- und Mittelschule forderten eine Neugestaltung der „Lehrordnung und des Lehrplanes für die Seminare". An die Stelle der Schulkunde der Regulative trat wieder die Pädagogik mit den Hilfswissenschaften der Logik und der Psychologie. Die wissenschaftliche Ausrüstung entsprach den neuen Anforderungen; wahlfrei wurde eine Fremdsprache gelehrt. Die höheren Anforderungen der Mittelschule verlangten das Fachlehrertum. Die Mittelschullehrerprüfung setzte dem Bildungswillen des Strebsamen ein neues Ziel; die Ablegung der Rektorprüfung konnte ihm zuletzt eine Schulleitung bringen. Am weitesten ging das Königreich Sachsen. Es erschloß dem Prüfling, der sich das Zeugnis „gut mit Auszeichnung" oder „vorzüglich" erworben hatte, für zwei Jahre die Pforten der Universität Leipzig zum Studium der Pädagogik. Der Volksbildner hatte hier aus gesellschaftlicher Gedrücktheit heraus einen ersten Schritt in den geschlossenen Kreis des Gelehrtenstandes hinein getan.

e) Die Pädagogik als Wissenschaft.

Während man sich bemühte, das Bildungswesen den Forderungen der neuen Zeit anzupassen, wurde Herbart mit seiner scharfen Betonung des Verstandes der geistige Führer der Volkserzieher. Unter diesem Einfluß wurde die deutsche Schule immer mehr Unterrichtsanstalt; glänzende Unterrichtsergebnisse zu erzielen, wurde ihr Ehrgeiz. Der Lehrer wurde mehr nach der augenfälligen Unterrichtsfertigkeit eingeschätzt. Die Absicht der Willens- und Gemütsbildung lag der Zeit mit ihrer Überwertung des Verstandesmäßigen nicht.

Stoy gewann in Jena als Direktor des „pädagogischen Seminars" Theologen und Lehrer für die Pädagogik des Meisters. Der Volksschulrektor Friedrich Wilhelm Dörpfeld in Barmen wies in seinem Evangelischen Schulblatt und in seinen zahlreichen Schriften die Volksbildner auf Herbart hin. Vor allem aber unternahm es Tuiskon Ziller († 1882) in Leipzig, in umfassender Weise die Grundsätze des Philosophen für den Unterricht fruchtbar zu machen.

Zunächst suchte er der einzelnen Unterrichtsstunde eine unverrückbare Gestalt zu geben. Dabei ging er von Herbarts Ausführungen über das Unterrichtsverfahren aus. Für jede „methodische Einheit" soll ein Ziel aufgestellt werden; es will die Willenskräfte des Zöglings locken, sich zu betätigen. Teilziele wieder gehen jedem Abschnitt

voraus. Nach den fünf Formalstufen der Analyse, Synthese, Assoziation, des Systems und der Methode wird dann der Stoff behandelt und zum Eigentum des Schülers gemacht. Während Herbart dem Erzieher einen Einblick in die Arbeitsweise des forschenden Lernens überhaupt geben wollte, hat Ziller für den Unterricht selbst einen einförmigen Geschäftsgang entworfen. Eine Behandlungsweise nach feststehendem Grundriß mag dem Anfänger willkommen sein, mag dem Volksschulbetrieb in jenen Tagen aufstrebenden Anfängertumes nützlich gewesen sein, allein sie kann niemals allgemeingültige Regel werden.

Ferner suchte Ziller auch dem gesamten Lehrgange eine unverrückbare Gestalt zu geben. Dabei ging er von Herbarts Gedanken des erziehenden Unterrichts aus. Soll die Erziehung „einen sittlich-religiösen Charakter" heranbilden, so muß, schloß er, in jedem Jahre des gesamten Lehrganges ein besonderer Gesinnungsstoff im Mittelpunkt der Behandlung stehen. „Für jede Unterrichtsstufe, für jede Schulklasse muß ein Gedankenganzes, und zwar wegen des sittlich-religiösen Erziehungszweckes ein Gesinnungsstoff als konzentrierender Mittelpunkt hingestellt werden, um welchen sich alles peripherisch herumlegt, und von dem aus nach allen Seiten hin verbindende Fäden auslaufen, wodurch die verschiedenen Teile des kindlichen Gedankenkreises fortwährend geeint und zusammengehalten werden." Es fragt sich nun, welche Folge für den Gesinnungsstoff in den einzelnen Schuljahren zu gewinnen sei. Die Naturwissenschaft hatte von der Wiederholung der Gattungsgeschichte bei der körperlichen Entwicklung des Einzelwesens gesprochen. Ähnlich glaubte Ziller, daß das Kind in seiner geistigen Entwicklung die Kulturstufen der Menschheit durchlaufe. So gewann er die acht kulturhistorischen Stufen des Märchens, der Robinsongeschichte, der Patriarchenerzählungen, der Richter- und Königsgeschichte Israels, des Lebens Jesu, der Apostel- und der Reformationsgeschichte. — Auch hier hat Ziller einen wertvollen Gedanken, den Gedanken der „Konzentration", der Vereinheitlichung der Bildungsarbeit, in unglücklicher Weise verzerrt. Die Schule des Mittelalters, die Gelehrtenschule des 16. und 17. Jahrhunderts, auch noch die Volksschule der Regulative, sie hatten einen einheitlichen Bildungsstoff zu verarbeiten; dort war es der ererbte Bildungsschatz der Mittelmeerwelt, hier die Religionskunde. Das Gymnasium des 19. Jahrhunderts dagegen hatte neben den alten Sprachen und den Werken der Griechen und Römer die französische Sprache und die Realien, die Volks- und die Mittelschule der Allgemeinen Bestimmungen verschiedene Fächer nebeneinander zu behandeln. Da besteht die Gefahr, daß die Bildungsstoffe in dem Kopfe und Herzen des Zöglings spröde nebeneinander aufgeschichtet werden. Aber man begegnet ihr nicht mit der künstlichen Herstellung eines

Zusammenhangs; eine solche Vereinheitlichung wird immer lebensfremd sein. Der Lehrer wird vielmehr im Unterrichte auf das Leben seines Volkes schauen müssen; dabei werden sich ihm von selbst die Lebenszusammenhänge der einzelnen Fächer ergeben; er wird über die Zäune der einzelnen Wissenschaftsgebiete blicken und blicken lehren. Nicht zuletzt aber schafft der gleiche Arbeitsvorgang in den verschiedenen Fächern eine natürliche Einheit, vorausgesetzt, daß die Klasse unter der Führung ihres Lehrers eine Arbeitsgemeinschaft darstellt. Der gesamte Lehrgang endlich wird sich nicht in erdichtete kulturhistorische Stufen zerlegen, sondern nur so aufbauen lassen, daß die jeweilige Entwicklungsstufe und Leistungsfähigkeit des Kindes voll berücksichtigt wird. Dabei wird die Psychologie das entscheidende Wort zu sprechen haben.

f) Der sinkende Einfluß der Familie auf die Jugend.

Neigte die wissenschaftliche Pädagogik dazu, den Unterrichtsbetrieb der Schule stark zu betonen, entging diese selbst dazu nicht der Gefahr, die sämtlichen Staatsunternehmungen droht, daß nämlich ihre Geschäftsführung in der Hand der ihre Dienststunden wahrnehmenden Beamten erstarrt, so war die Lage um so bedenklicher, als der Einfluß der Familie auf das heranwachsende Geschlecht sank. Die festgefügte Lebensgemeinschaft des Hauses, in der die Kinder einstmals allmählich aus natürlichen Gehilfen von Vater und Mutter in die Selbständigkeit hineingewachsen waren, begann sich aufzulösen. In der Fabrikstadt ist der Arbeiter oft gezwungen, zusammen mit seiner Frau auf Verdienst auszugehen; Beamte und Angestellte verbringen ihren Tag im Geschäftszimmer fern von ihrer Wohnung. Die Kinder der Oberschicht werden fremden Händen überlassen. Knaben und Mädchen wissen in unserer Zeit zwar, daß der Vater seiner Beschäftigung nachgeht, aber sie sehen ihn nicht arbeiten; von seiner Arbeit, von Berufsarbeit überhaupt bekommen sie nicht mehr, wie in vergangenen Tagen, einen unmittelbaren Eindruck. Zuletzt aber änderte sich zusehends die Stellung der Frau.

3. Die Frauenfrage.

In den Jahren der Neugründung des Deutschen Reiches begann der Kampf der Frau um Gleichberechtigung mit dem Manne. Die deutsche Frau war im 18. Jahrhundert im engen Bereiche des Hauses geblieben, wenn sie auch die moralischen Wochenschriften las und sich in den Tagen der Empfindsamkeit der Schwärmerei und Rührseligkeit hingab. Die Eigenwirtschaft, die auch im städtischen Haushalt getrieben wurde, das Backen, Schlachten, Spinnen und Schneidern, nahm die Kräfte der Hausfrau und ihrer Töchter voll in

Anspruch. Nun aber zog das Maschinenzeitalter auch in Deutschland ein. Die Gelegenheiten, sich hauswirtschaftlich zu betätigen, schwanden dahin; die fertige Ware wurde billiger und ansprechender ins Haus geliefert, als sie dort hergestellt werden konnte. Die Töchter wurden berufslos; sie mußten sich außerhalb des Hauses nach Erwerbsmöglichkeiten umsehen, wie es die weiblichen Angehörigen des Arbeiters schon längst gewohnt waren. So traten sie in den Kampf ums Dasein ein. Dabei stießen sie auf den Widerstand der Männer; diese waren besser vorgebildet und im Besitze der Berechtigungen für die höher bezahlten Berufe. Daher forderte die Frau eine geeignete Ausrüstung für den Daseinskampf und die Gleichberechtigung mit dem Manne. Sie suchte, wie es im Wesen der Zeit lag, ihr Ziel auf dem Wege des Zusammenschlusses zu erreichen: leistungsfähige Frauenvereine entstanden.

Die wirtschaftliche Not hatte der Frau das Streben nach Selbständigkeit aufgenötigt; dazu verließ sie den schützenden Raum des Hauses in einer schwunglosen, nüchternen Zeit. Daher wurde ihr der Schritt in die neue Umwelt besonders schwer; ihr wurde eine Wesenswandlung abverlangt, die geradezu eine Wesensumkehr bedeutete. Sie mußte hart und rücksichtslos sein, die Ellenbogen gebrauchen, um nicht zurückgedrängt zu werden. Die Männer der rasch wachsenden Großstädte aber, die immer mehr den Geschmack an der Ehe verloren, verhöhnten um unerquicklicher Äußerlichkeiten willen die neue Frau, die sich ihr Brot verdienen mußte.

Das tragische Los des Weibes, das in einer Zeitenwende lebt, hat den Dichter erschüttert. Hebbel schildert in dem Drama „Gyges und sein Ring", wie „in Lydien der frische Wind die Schleier wegbläst". Der König Kandaules gehört zu den Männern des Fortschritts, die „die Welt aus ihrem Schlafe wecken" wollen. Die ehrwürdige Krone und das wuchtige Schwert der Herakliden bedeuten dem nüchternen Fürsten nichts mehr. Seine Gattin Rhodope dagegen ist in der alten, strengen Sitte des Morgenlandes aufgewachsen; vergebens bittet er sie, sich öffentlich vor dem Volke zu zeigen. Gleichwohl ist sie in ihrem Selbstgefühl eine Frau der neuen Zeit, ihr Gatte bei allem Fortschrittseifer in seiner Auffassung vom Werte des Weibes ein Mann überlebter Anschauung. Für ihn ist die Gattin ein Besitz gleich der Krone, „die man nicht nur im Dunkeln tragen mag". Er brüstet sich mit ihr vor seinem Günstling Gyges und ruht nicht eher, als bis dieser sie heimlich geschaut hat. Der Königin, die sich vom liebsten Menschen als Sache behandelt sieht, bricht das Herz ob der Schande, „die sie vor sich selbst vom Wirbel bis zum Zeh mit Abscheu füllt"; sie muß den Frevel rächen, der ihr angetan ist, und stirbt an dem Wehgeschick, das sie ihrem Gatten und sich selbst bereitet. Die überzart empfindende

Weiblichkeit verkehrt die Not der Stunde in mitleidslos harte, zur furchtbarsten Tat entschlossene Unweiblichkeit.

Ebenso wie die Geltung in der Gesellschaft, mußte sich die Frau auch die Ausrüstung für den Daseinskampf mühsam erstreiten. Öffentliche höhere Schulen für Mädchen gab es im 18. Jahrhundert nicht. In katholischen Gegenden erzogen die Ursulinerinnen und Salesianerinnen die Töchter der höheren Stände; in den protestantischen Ländern nahm die Tochter des vornehmen Hauses an dem Unterrichte teil, den der Hauslehrer den Brüdern erteilte. Man gewöhnte sich in Deutschland daran, die Mädchen, die eine höhere Bildung erhalten sollten, in ein Pensionat der französischen Schweiz zu schicken. Im 19. Jahrhundert begründeten unternehmende Männer und Frauen „höhere Töchterschulen", die über das Ziel der Volksschule besonders durch den Betrieb der neueren Sprachen hinauszugehen versuchten; auch die Städte richteten solche Anstalten ein. Lehrerinnenbildungsanstalten versuchten der künftigen „Gouvernante" das nötige Wissen mitzugeben. Der Staat beaufsichtigte zwar diese Unternehmungen, aber er sorgte für sie nicht. Der Frauenbildung blieb seine Teilnahme fern.

Im Jahre 1872 berieten zum ersten Male in Weimar Lehrer und Lehrerinnen von Mädchenlehranstalten über das Frauenbildungswesen. Der „Verein für das höhere Mädchenschulwesen" wurde gegründet; eine Zeitschrift erörterte die Fragen der weiblichen Bildung. Man wollte eine höhere Mädchenschule mit einheitlichem Aufbau und festen Zielen schaffen. Der Versuch des preußischen Unterrichtsministers, die Dinge zu ordnen, mißlang; dem Staate, der selbst der Aufgabe der Frauenbildung fernstand, fehlte die Macht zu einer durchgreifenden Regelung. Die Meinungen über die Aufgabe und die Einrichtung einer höheren Mädchenschule waren geteilt. Es fehlte noch der Druck der bittern Notwendigkeit; weite Kreise waren mit einer schöngeistigen Belehrung der heranwachsenden weiblichen Jugend befriedigt. Es mußte erst die wirtschaftliche Not der Frauenwelt wachsen; sie selbst mußte bestimmt eine ernsthafte Ausbildung fürs Leben fordern, ehe eine staatliche Schulordnung durchgesetzt werden konnte.

4. Die Wendung in der Volkswirtschaft und in der Arbeiterfrage.

a) Zeichen des Verfalls.

Bis zum Jahre 1878 vollendete Bismarck unter dem eigenen schweren Opfer der Freundschaft seiner Jugendgenossen in der konservativen Partei den Ausbau des Reiches im Bunde mit dem fortschrittlich gesinnten Bürgertum. Allmählich aber offenbarte sich die Schwäche der liberalen Lebensanschauung, die der Aufklärung entstammte. Sie forderte freie Bahn für den Tüchtigen. Sobald aber der Erwerbstrieb, geweckt durch die Gunst der wirtschaftlichen Ver-

hältnisse, nicht mehr eingeengt durch den hohen Schwung sittlicher Verantwortlichkeit, diese Losung für sich in Anspruch nimmt, bedeutet sie Ellenbogenfreiheit des Rücksichtslosen gegen den wirtschaftlich Schwachen und gegen Menschen, die die gleiche Unbedenklichkeit nicht aufzubringen vermögen.

Die Gründerzeit, die nach dem französischen Kriege einsetzte, die Spielhagen in seinem Roman „Sturmflut" gezeichnet hat, zeigte den Verfall anständiger Gesinnung. Der Gründer gibt aus Gewinnsucht ein ehrliches Auskommen preis. Das Strebertum machte sich breit. Man verehrte den sichtbaren Erfolg und übersah gern die unsichtbar gehaltenen unsauberen Mittel. Freundschaft galt nicht mehr; schlaue Berechnung, die Ausnutzung jedes Vorteils erschien erlaubt. Alle Wärme schwand aus dem Verkehr; wirkliche Verdienste anzuerkennen, sträubte sich der schlecht verhüllte Neid. Man verehrte die Macht und meinte in schonungsloser Ausübung roher Gewalt im täglichen Leben sich im kleinen in der ansehnlichen Nachfolge Bismarcks zu befinden; man übersah nur, daß seine Staatsmannskunst den verdienten und berechtigten Einfluß forderte. Den Menschen drohte die Lebenstiefe verloren zu gehen. Sie vermochten nicht mehr Eigenes zu geben. Frau Jenny Treibel in Fontanes Roman vertritt das Emporkömmlingstum, rührselig und dabei aller hohen Lebenswerte bar, nur von der Bedeutung ihres Geldes ganz durchdrungen. Sie hat sich, wie sie sagt, „an Gedichten herangebildet und, wenn man viele davon auswendig weiß, so weiß man doch manches". Die Gedichte, die jenes Geschlecht entzückten, waren die Butzenscheibenlieder, die Sänge und Mären Julius Wolffs und Rudolf Baumbachs, die geschichtlichen Romane von Ebers und Eckstein.

Ein Sinken des Geschmacks trat ein. Die Fabrik lieferte billige Massenartikel. Dagegen konnte sich die mühsame Arbeit des Handwerkers, in der er ein Stück von sich selber gab, nicht behaupten. Was er an Eignem bot, das suchte der Fabrikant durch künstliche Aufmachung zu ersetzen. Dazu beförderte der wachsende Reichtum die Prunksucht, die sich mit dem äußeren Scheine zufrieden stellen läßt: das Heim des Emporkömmlings soll „fürstlich" erscheinen. So entwickelte man weder den guten Brauch des Handwerkers noch die tüchtige Überlieferung der bildenden Künste fort, sondern wollte um jeden Preis Eindruck machen. Man griff nach Laune auf die Ausdrucksformen der Vergangenheit zurück ohne ein Gefühl dafür, daß sich eben in ihnen ein bestimmter Lebensgehalt ausgesprochen hatte, daß sie unwahr wirken mußten, wo sich Menschen ihrer bedienten, die in ihrem Leben kein inneres Verhältnis zu ihnen finden konnten. Mit der Nachahmungssucht verband sich zuletzt der berauschende Stolz, daß man alles nachzumachen verstehe, die von ihrer Hohlheit nicht zu überzeugende Ruhmredigkeit, wie herrlich weit man es gebracht habe.

Die Zeitung wurde die tägliche Unterhaltung und das Bildungsmittel des gehetzten erwerbstätigen Mannes. Sie verengt mit ihrem einseitigen Parteistandpunkt das Blickfeld ihres regelmäßigen Lesers. Sie fordert eine gewandte, nie versagende Feder; möglich wird dem Zeitungsschreiber diese ständige Bereitschaft nur durch das Denken in Schlagworten, die eine sofortige Lösung jeder Aufgabe, eine umgehende Beantwortung jeder Frage vortäuschen. Der Nachdenker eines solchen Denkens wird oberflächlich; er meint Lösung und Antwort zu haben, während er doch nur vieldeutiges Scheinwissen besitzt. Gerade das Feuilleton der Zeitungen, in dem immer Neues in allen Wissensgebieten den Leser überraschen und unterhalten soll, wurde das Tor, durch das fremdländische Art und fremdländischer Geist zu einem neuen Eroberungszuge in Deutschland einbrach. Das witzelnde Geplauder suchte nicht bloß, was sich deutsch gab, unsterblich lächerlich zu machen, sondern pries auch den Schmutz und die Schlüpfrigkeit des Auslandes als künstlerische Offenbarung an. Hatte Schiller die Bühne zur moralischen Anstalt wandeln wollen, jetzt brachte sie, was in anständiger Gesellschaft das Licht des Tages scheute, unverhohlen vor Auge und Ohr. Hier galt, was eine gefüllte Abendkasse versprach. Unsere großen Schauspieldichter verschwanden vom Spielplan; nur kleine Kreise der Stillen im Lande lasen Raabe und Keller.

Wilhelm Raabe vor allem hatte seinen Leser „einen langen und mühseligen Weg geführt von der Hungerpfarre zu Grunzenow an der Ostsee über Abu Telfan im Tumurkielande und im Schatten des Mondgebirges bis in das Siechenhaus zu Krodebeck am Fuße des alten germanischen Zauberberges". Eine düstere Stimmung erfüllt ihn. Er kann seiner Zeit nur ernste und trübe Dinge zeigen. Er weiß, daß für den Menschen mit der tiefen Lebenssehnsucht nur die einsame Hungerpfarre offen steht; aber ebenso gewiß ist ihm, daß die Jagd nach Glanz und Erfolg mit innerer Leerheit bezahlt wird. Den Edlen und wahrhaft Tüchtigen gehört hier nicht der Sieg, sondern die glücklichen Inhaber der Macht vernichten ihr Dasein: am Mondgebirge bei den Wilden ist es nicht anders als im sächsischen Bumsdorf an der Nippenburger Landstraße. Der Schübderump, der alte Pestkarren, fährt auch heute noch, wo die Leute so aufgeklärt zu sein meinen, durch die Straßen.

Ebenso ernst ist das Weltbild, das Richard Wagner in seinen Musikdramen entwirft. Tannhäuser ist der Mensch, der nur dem Augenblicke lebt: „im Genuß nur kennt er Liebe", ein Vertreter der Männerwelt jener nach Gewinn und Erfolg hungernden Tage. Elsa von Brabant begehrt das Geheimnis ihres Gatten zu teilen; das Gelübde, das sie ihm in schwärmerischer Begeisterung geleistet hat, muß sie brechen, wenn sie sich

nicht ihres Rechtes begeben will, seine ebenbürtige Lebensgenossin zu sein. Sie gleicht den Frauen jener Tage, die um die Gleichberechtigung mit dem Manne in tragischem Kampfe standen. Das Rheingold ist aus den Tiefen geraubt und in die Welt gebracht worden; auf ihm ruht der Fluch, daß sein Besitzer verderben muß. Nur der freie, furchtlose Mensch vermag die Welt vom Fluche des Goldes zu befreien. Die Lösung, die Wagner in seinen Werken verkündet, befriedigt nicht. Es ist dieselbe Losung, die Schopenhauer angepriesen hat: „der Wille, der eine Welt nach seinem Wunsche bilden wollte, kann endlich zu nichts Befriedigenderem gelangen, als durch einen würdigen Untergang sich selbst zu brechen". Wagner selbst, der herrisch widriges Schicksal gemeistert und den Erfolg an sich herangezwungen hat, ist der lebendige Gegenbeweis gegen diese von ihm gebotene Lösung des Lebensrätsels. Nicht Auslöschung des Willens, der eine Welt nach seinem Wunsche bilden will, nicht Erdrosselung des Gestaltens und Fügens in uns, sondern eine Versittlichung des Wunsches, der dem Willen Ziel und Richtung weist, eine Umstellung unsers Selbst, eine Umdeutung unsers Lebensinhaltes muß die Losung sein. Aber es war Verfallszeit in Deutschland trotz des wirtschaftlichen Aufschwunges, der den Deutschen auf sein arbeitswilliges, strebsames und leistungsfähiges Volk stolz machen konnte; und diese trüben Tage lasteten auch auf dem Gemüte der Künstler, die uns ihr Leben deuteten.

Der Liberalismus forderte den Freihandel, wie ihn die natürliche Volkswirtschaftslehre nach ihrem Grundsatze des freien Spiels aller Kräfte verlangt hatte. Da aber vereinigten sich die Stimmen der Industrie und der Landwirtschaft in der Forderung eines Schutzes gegen den Wettbewerb des Auslandes. Die englische Industrie hatte durch Erfahrung, Einrichtungen und Mittel einen gewaltigen Vorsprung vor der deutschen; Amerika arbeitete hinter der Deckung eines Zollschutzes. Dampfschiff und Eisenbahn führten die billig erzeugten Lebensmittel der Fremde tief ins Land; der eigene Grund und Boden konnte nicht so wohlfeil die Bevölkerung beliefern.

b) Der neue Staatsgedanke Bismarcks.

Während eines langen Urlaubs im Jahre 1877 überdachte Bismarck die Not seines Volkes. Das Deutsche Reich begann in steigendem Maße Menschen statt Waren auszuführen. Der Wille zum Leben, der in dem Wachstum der Bevölkerung und in der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts zum Ausdruck kam, nützte ihr selbst nicht, sondern allein der Fremde, die gern den deutschen Menschenüberschuß, anstellige, arbeitsame und sich überall willig einfügende Leute, aufnahm. Das Wort vom Deutschen als dem Kulturdünger der Erde durfte nicht auch das neugegründete

Reich beschämen; es mußte seinen Kindern Unterkommen und Unterhalt gewähren.

Bismarck hatte vergebens den Versuch gemacht, den vierten Stand für seinen Staatsgedanken zu gewinnen. Ferdinand Lassalle, der die Arbeiterklasse mit Hilfe des allgemeinen Wahlrechts in den Besitz der Macht bringen und sie nach ihrem Siege am Gewinn an den Erzeugnissen der Volkswirtschaft beteiligen wollte, der sich durch seine Werbetätigkeit ihr Vertrauen errungen und sie im „Allgemeinen deutschen Arbeiterverein" zu sammeln begonnen hatte, blieb im Jahre 1864 in einem Zweikampfe, bevor eine Verständigung erreicht wurde. Vielleicht hätte sich ein Ausgleich gefunden; denn sein Gedanke, dem Arbeiter den vollen Arbeitsertrag statt des Lohnes, der nur zur Fristung seines und der Seinen Daseins ausreiche, zuzuwenden, zielte auf eine friedliche Lösung ab. Auch mit Marx versuchte Bismarck durch die Vermittlung Lothar Buchers Frieden zu machen. Allein dieser wollte im Gegensatze zu Lassalle „die Arbeiterbewegung nicht vom engsten nationalen Standpunkt fassen". Die deutschen Arbeiterführer Wilhelm Liebknecht und August Bebel schlossen sich Marx an und begründeten im Jahre 1869 die sozialdemokratische Partei; ihr Programm wurde zu Eisenach festgestellt. Sie bezeichnet sich darin als Zweig der internationalen Arbeiterassoziation; die Weltbürgerstimmung, wie sie Marx gepredigt hatte, nistete sich jetzt im Herzen des deutschen Arbeiters ein. Alsbald aber begann die Partei für das Wohl ihrer Schutzbefohlenen zu sorgen. Sie klärte die Arbeiter über die Vorteile eines Zusammenschlusses nach ihren Berufen auf und forderte die Begründung von Gewerkvereinen. Die Gewerkschaften wieder gaben sich nicht mehr einseitig mit der Kritik der bestehenden Gesellschaft ab, sondern mühten sich um eine Verbesserung der Lage des Arbeiters. Im Jahre 1875 kam denn auch zu Gotha eine Vereinigung der Eisenacher und der Anhänger Lassalles zustande. Das Gothaer Programm forderte unbeschränkte Freiheit des Zusammenschlusses, einen Normalarbeitstag, Verbot der Sonntags-, Kinder- und gesundheitswidrigen Frauenarbeit, Schutzgesetze für Leben und Gesundheit der Arbeiter, ein Haftpflichtgesetz und die Gewährung voller Selbstverwaltung an alle Arbeiterhilfskassen.

Dieser Lage gegenüber blieb Bismarck nur der Ausweg selbständigen Vorgehens. Zunächst ging er an den Schutz der deutschen Arbeit gegen den übermächtigen Wettbewerb des Auslandes. Der Liberalismus versagte ihm die Gefolgschaft. Er bestand auf seiner Losung vom freien Spiel der Kräfte in aller Welt. So wandte sich der Staatsmann den Konservativen und der katholischen Zentrumspartei zu und deichte mit ihrer Hilfe das Reich und seine Volkswirtschaft gegen die Fremde ein.

Er knüpfte wieder an die Gedanken des Merkantilsystems an; aber er führte sie in neuer, eigenartiger Weise weiter. Der Staat erhielt wieder die Aufgabe, die wirtschaftlichen Kräfte voll zusammenzufassen. Aber er war nicht mehr wie im Zeitalter geistiger Verselbständigung das Reich eines einzigen Menschen, eines selbstherrlichen Fürsten. Der neue Staat sollte die schaffende Lebensgemeinschaft aller Bürger sein. Was sich im Lande regt und bewegt, darf sich nicht nach eigenem Belieben betätigen; wenn dem Tüchtigen freie Bahn gebührt, so muß für seine Arbeit seines Volkes Wohlfahrt oberstes Gesetz sein. Jeder hat sich dem großen Vaterlande mit allen Fähigkeiten und Gaben selbsttätig einzugliedern. Bismarck rief dem Reichstage im Jahre 1879 zu: „Ich habe von Anfang meiner Karriere an nur den einen Leitstern gehabt: durch welche Mittel und auf welchem Wege kann ich Deutschland zu einer Einigung bringen und, soweit dies erreicht ist, wie kann ich diese Einigung befestigen, fördern und so gestalten, daß sie aus freiem Willen aller Mitwirkenden dauernd erhalten wird?" Das waren Gedanken, denen die Zukunft gehörte. Mit ihnen brach dem jungen Reiche das Zeitalter geistiger Verbundenheit an. Bismarck hat zu ihrer Verwirklichung die ersten Schritte getan; er bog da in einen unbekannten, unerforschten Weg ein, der in eine weite, unübersehbare Ferne führt.

Auf die künstliche Eindeichung des Reiches gegen den Wettbewerb des Auslandes folgte die soziale Gesetzgebung. Nach den Mordversuchen gegen den ehrwürdigen Kaiser im Jahre 1879 hatte Bismarck das Ausnahmegesetz „gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie" geschaffen. Er wollte mit dieser Waffe gegen die Verhetzung des vierten Standes einschreiten. Aber er war sich voll bewußt, daß berechtigte Forderungen der Arbeiterschaft zu verwirklichen waren, wenn man auch sie in das Volksganze so eingliedern wollte, daß seine Einheit aus freiem Willen auch dieser Mitwirkenden dauernd erhalten wurde. Er war in diesem Bewußtsein so sicher, daß er zu seinem Mitarbeiter Moritz Busch sagte: „Es ist möglich, daß unsere Politik einmal zugrunde geht, wenn ich tot bin. Aber der Staatssozialismus paukt sich durch. Jeder, der diesen Gedanken wieder aufnimmt, wird ans Ruder kommen." Allein Bismarck war ein Mann der Wirklichkeit. Er sah vor sich die unendlichen Kämpfe, die Abneigung gegen seinen neuen Staatsgedanken zu überwinden. Darum mochte er nicht an einen Ausbau des Arbeiterschutzes herangehen. Der Fabrikant sollte seinen Betrieb noch nach eignem Belieben gestalten; er sollte die Dauer der Arbeit bestimmen. Hier wollte er nicht in die Selbständigkeit des einzelnen Unternehmers eingreifen. Dagegen kündigte er in der kaiserlichen Botschaft des Jahres 1881 eine Arbeiterfürsorge an. Er wollte

dem Dasein des Arbeiters die Unsicherheit nehmen; er sollte sich versorgt wissen, wenn er krank, alt oder leistungsunfähig wird; ein Recht auf Beschäftigung sollte dem „Soldaten der Arbeit" zugesprochen werden. Nur dieser letzte Plan blieb unverwirklicht; die günstige Lage des Arbeitsmarktes nötigte nicht zu seiner Verwirklichung. Dagegen gelang es, die Arbeiterversicherung großartig und vorbildlich durchzuführen.

Wenn man die Leistung Bismarcks für den vierten Stand überblickt, so vermißt man bei dem Landwirt den Gedanken, dem Arbeiter ein eigenes Heim auf eigenem Boden zu schaffen. Seine Mühe war darauf gerichtet, ihm durch eine Geldhilfe in seiner Not beizustehen. In der sinnlosen Antwort jenes Arbeiters auf die Frage, warum ihm das süße Wort vom Vaterlande nichts bedeute: „Mein Vater hatte kein Land, was soll mir das Vaterland!", liegt doch eine tiefe Wahrheit. Der Mann, der aus seiner Mietswohnung heraus Tag um Tag seiner Arbeitsstätte zustrebt, um dort Maschinen zu bedienen, verliert in der Steinwüste der Großstadt das Verhältnis zu dem Boden, der ihn trägt und nährt. Seine Kinder gewinnen keine Bodenständigkeit. Das Heimatgefühl entspringt aus der sorgenden Aufmerksamkeit, die der Mensch dem Wachstum und Gedeihen seiner Pflanzen und Tiere auf eigener, wenn auch noch so winziger Flur zuwenden darf. Daß Bismarck solche Erwägungen fernblieben, erklärt sich aus der Befangenheit jener Tage: man stand mitten in dem Eifer des Maschinenzeitalters; der Grund und Boden in den Städten und in ihrer unmittelbaren Umgebung befand sich in festen Händen, die mit seiner Wertsteigerung durch die wachsende Einwohnerzahl rechneten. Diese Berechnung durch Zugriff zum Nutzen des Allgemeinwohls zu stören, hätte jener Zeit, der es Mühe kostete, den Gedanken der Arbeiterfürsorge faßlich zu machen, eine Vergewaltigung des Einzelwesens bedeutet. Umgekehrt aber galt ihr eine Geldhilfe bei der Überschätzung der rollenden Münze als Allheilmittel. So sehen wir den überragenden Mann, der in jenen Tagen sein Volk auch kolonialer Betätigung in fremden Erdteilen zuwandte, doch eingefangen in den Zauberkreis seiner Mitwelt. Sein Verdienst ist es, den neuen Weg gewiesen und seine widerstrebenden Volksgenossen zu den ersten Schritten auf diesem Wege genötigt zu haben. Nach ihm hat man dem Arbeiterschutz eine erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet; aber das tragische Los des deutschen Volkes ist es gewesen, daß der Siedlungsgedanke nicht ausgeführt wurde. Wie unfähig die Zeit für eine solche Aufgabe war, zeigen die Leistungen des staatlichen Ansiedlungswerkes in der Ostmark. Man wollte sie gegen die polnische Gefahr durch Ansetzung deutscher Bauern schützen. Aber was da mit allen Hilfsmitteln des Staates geschafft wurde, ist doch nur bescheiden im Vergleich zu der Arbeit, die das deutsche Volk einst im 12. und

13. Jahrhundert im östlichen Elblande aus eigener Kraft getan, die Friedrich der Große in Westpreußen und im Netzedistrikt mit beschränkten Mitteln vollbracht hat. *Das Herz des neuen Deutschlands gehörte seinen Maschinen; der Zug der Menschen ging vom Lande in die Stadt.* Die Bestellung der Felder überließ man immer leichtherziger fremden Arbeitermassen, die aus dem slawischen Osten im Frühjahr mit der Eisenbahn ihre Wanderung nach dem Westen antraten und nach der Ernte mit dem ersparten Lohn in ihre Heimat zurückkehrten. Mit ihrer Hilfe wurde auch der Großgrundbesitzer zum Unternehmer, der sich die Errungenschaften der Chemie bei der Bodenbestellung nutzbar machte und die landwirtschaftlichen Nebengewerbe der Brennerei und der Zuckergewinnung betrieb.

5. Das Jüngste Deutschland. Wirkte der große Staatsmann als Bahnbrecher einer neuen Zeit, so setzte zugleich auch eine Bewegung ein, die aus dem Verfall geistigen Lebens herausdrängte und neue Lebenswerte zu schaffen sich mühte. Wir fassen sie unter dem Namen „*das Jüngste Deutschland*" zusammen.

a) Die Philosophie Wilhelm Wundts. *Wilhelm Wundt* in Leipzig erklärte wie Schopenhauer das Wollen als die seelische Grundverrichtung. Er fand den Willen in allen Äußerungen unseres Lebens wieder. Dabei nahm er an, „daß es an und für sich nur *eine* Erfahrung gibt, die jedoch, sobald sie zum Inhalt wissenschaftlicher Analyse wird, in bestimmten ihrer Bestandteile eine doppelte Form wissenschaftlicher Betrachtung zuläßt: eine mittelbare, die die Gegenstände unsers Vorstellens in ihren objektiven Beziehungen zueinander, und eine unmittelbare, die sie in ihrer anschaulichen Beschaffenheit inmitten aller übrigen Erfahrungsinhalte des erkennenden Subjekts untersucht". Er bezeichnet diese Annahme als das „Prinzip des psychophysischen Parallelismus". Die einzelnen Strebungen in jedem Wesen stehen nun nach Wundt in Wechselwirkung zueinander; sie schließen sich infolgedessen zu einem Gesamtwillen zusammen. Nach der Stufenfolge der Organismen ergibt sich eine Entwicklungsreihe von Willenseinheiten, die wir nach dem Bilde unsers eigenen Gesamtwillens uns zusammengeschlossen denken zu einem Gesamtweltwillen, zur Gottheit. Die Welt und ihr Werden erscheint uns als die Entfaltung göttlichen Wirkens und Werdens.

Dieser Weltaufriß war auf dem Grunde einer umfassenden Zergliederung der seelischen Vorgänge mit Hilfe von Beobachtung und Versuch gewonnen. *Die experimentelle Psychologie*, um die sich Wundt mit ganzer Forscherkraft bemüht hat, geht von der Tatsache aus, daß sich der Quell-

boden unsers seelischen Geschehens nach dem Verfahren der Naturwissenschaft untersuchen läßt. Die Daseinsvorgänge können der Messung und Rechnung unterworfen werden. Wir können die Stärke des Reizes messen, der einen Eindruck in uns hervorruft. Wir können den Ausdruck einer Gefühlsäußerung, eines Willensvorganges bildlich festlegen und rechnerisch bestimmen. Wir können zwischen Reiz und Ausdrucksbewegung einen beliebigen geistigen Vorgang einschalten und die Zeit ermitteln, die zwischen Reiz und Bewegung verfließt. Dazu stehen uns die Worte zur Verfügung, mit denen der Versuchsmensch seinen Eindruck schildert, die er zur Beschreibung seiner Gefühls- oder Willenserlebnisse verwendet; diese Worte und Wendungen ermöglichen es dem Versuchsleiter, nachzuerleben, was jener bei dem in seinen Daseinsvorgängen festgelegten Versuche erlebt hat, die verwickelten Lebensvorgänge zu entwirren, die sich in ihm diesen aufgegipfelt haben. Man hat dieses Verfahren mittelbare Messung genannt. Wenn man sie aber mit der mittelbaren Messung, die wir z. B. bei der Temperaturfeststellung mit Hilfe des Thermometers anwenden, verglichen hat, so konnte dieser Vergleich nur vor dem Obenhindenken unserer Tage gelten. Auf dem Gebiete des Naturgeschehens bestimme ich den Größenwert der Ursache aus ihrer meßbaren Wirkung. Daseinsvorgänge aber stehen zu den ihnen entsprechenden Lebensvorgängen, wenn auch die einen den andern notwendig folgen, doch nicht im Verhältnis von Ursache und Wirkung. Da täuscht uns die Behelfsmäßigkeit unsers bildhaften Sprachgebrauchs. Hier herrscht vielmehr Ursprünglichkeit, die jede Vergleichung, daher die Aufstellung eines Bewegungsgleichnisses, den Gewinn einer Bewegungsgleichung, Messen und Rechnen ausschließt. Die Mondnacht an der Ilm, die Goethes Gedicht „An den Mond" ausgelöst hat, können wir uns vielleicht mit der Stärke ihrer Reize aus dem sprachlichen Ausdruck greifbar, vielleicht gar rechnerisch meßbar vergegenwärtigen; aber in dieser Bestimmung wird keiner den Lebensgehalt der Inwelt, die uns aus dem Gedichte anspricht, eindeutig und faßlich beschrieben besitzen. Jenes Meßverfahren vielmehr kann nur der Schärfung unserer Selbstbeobachtung dienen, auf die wir dem seelischen Geschehen gegenüber angewiesen sind. Wir achten, indem wir Reize und Ausdrucksbewegungen messen, schärfer auf die Grundbestandteile der seelischen Gebilde; der verwickelte Vorgang, den wir allein zu erleben gewohnt sind, stellt sich als eigenartig zusammengesetzt dar. Wir sehen, wie sich wieder aus solchen Vorgängen der Fluß seelischen Geschehens bildet, wie sein An- und Abschwellen eine Entwicklung andeutet. Seit die Psychologie vor allem durch den Eifer Wundts über eine solche Schärfung der Selbstbeobachtung verfügt, hat sie sich zu einer *selbständigen Erfahrungswissenschaft* erhoben.

In den Werken des Leipziger Philosophen trat nach langer Pause wieder eine geschlossene Welt- und Lebensanschauung auf. Er erkannte an, daß der Mensch eine Zeit geistiger Verselbständigung durchlaufen habe, „nicht um sich bleibend von der Gemeinschaft zu lösen, aus der er hervorging, sondern um sich ihr mit reicher entwickelten Kräften zurückzugeben". „Die geistige Gemeinschaft, in welcher der einzelne steht, ist nicht eine Verbindung, sondern eine wechselnde Vielheit geistiger Verbindungen, die in der mannigfaltigsten Weise übereinandergreifen und mit zunehmender Entwicklung immer reicher werden." So redete Wundt aus der Seele des Zeitalters geistiger Verbundenheit. Allein seine Ansichten fanden nur im engen Kreise der Fachleute Beachtung; die ungefüge Sprache seiner Werke verhinderte ihre Verbreitung. Dazu lag dem Forscher nach seiner Wesensart mehr die Aufnahme und Beschreibung von Tatbeständen als die Aufstellung neuer bahnbrechender Gedanken. Er ist Meister im Zergliedern, wie er es besonders in seinen psychologischen Untersuchungen übt, aber nicht Wegweiser eines führerlosen Geschlechtes in eine höhere Zukunft.

b) Die Revolution der Literatur.

Eine neue Bewegung schien wie im Sturm und Drang und in den Zeiten der Romantik von den Dichtern ausgehen zu sollen. Die Brüder Heinrich und Julius Hart zogen in ihren „Kritischen Waffengängen" gegen die Wortführer des geistigen Verfalls zu Felde, Karl Bleibtreu forderte eine „Revolution der Literatur". Man sagte dem Berliner Klüngel, der den deutschen Markt mit ausländischem Schund und Schmutz überschwemmte, Fehde an. Dieses „Jüngste Deutschland" hatte die Zerstörung des ländlich einfachen Deutschlands durch den Einbruch des Maschinenenzeitalters erlebt; es stand unter dem erschütternden Eindruck der schroffen Gegensätze, die es auslöste; es hatte gesehen, wie das furchtbare Gespenst der materialistischen Lebensanschauung den hohen Schwung deutscher Begeisterung für ewige Werte niederzwang und auslöschte. Das deutsche Volk stand vor der Gefahr, zu bloßen Geldmachern jenseits von Gut und Böse zu werden.

Da setzten sich jene Dichter neue Aufgaben: sie wiesen auf die vergessenen Schätze der deutschen Dichtung hin, auf Keller, Meyer, Raabe und Anzengruber; sie traten im Gegensatze zu den Verbreitern fremden Schundes für die Großen des Auslandes ein. Die naturwissenschaftliche Aufnahme der Wirklichkeit, wie sie der Südfranzose Zola gab, um den Menschen aus seiner Umwelt restlos zu erklären, die schonungslose Kritik, die der Norweger Ibsen an der Gesellschaft seiner Zeit übte, die Einkehr bei den Schuldigen und Leidenden, bei den Mühseligen und Verdammten, die die Russen Turgenjeff, Dostojewski und Tolstoi hielten, hatte dem jungen Geschlechte

neue Möglichkeiten dichterischen Erlebens gewiesen: die Kunst rückte ihm wieder unmittelbar an das Leben selbst. Zwar reichte seine eigene Kraft für gleichwertige Leistungen nicht aus; nur der Freiherr Detlev von Liliencron verstand es, Stimmungen und Erlebnisse in ihren feinsten Einzelzügen festzuhalten. Aber gleichwohl war den finstern Mächten, die den Verfall des deutschen Volkes bis zur Auflösung zu steigern im Begriffe waren, tatkräftig Halt geboten. Die Jungen waren nicht gesonnen, den Abstieg mitzumachen.

c) Friedrich Nietzsche. Während sich so die Jugend, tief ergriffen, der gesellschaftlichen Not, dem Lebenselend der Massen zuwandte, redete Friedrich Nietzsche († 1900) mit der ganzen Zaubergewalt der Sprache von einer neuen Zeit des Heldentums. Er sah den schaffensstarken Helden durch die Geschichte schreiten, befehdet von den Viel-zu-vielen, den Schwächlingen, die den Willensmächtigen durch die Mittel des Herkommens und die Gebote der Sittlichkeit fesseln. Er forderte die Umkehr unserer irregegangenen Welt, die Umwertung ihrer Werte, und verkündete als Lebensantrieb die ewige Wiederkehr des Seins: „So leben, daß du wünschen mußt, wieder zu leben, ist die Aufgabe, — du wirst es jedenfalls." Wer nicht an den Kreislauf des Lebens glaubt, die Schwarzseher und Verzweifelnden, die Willensschwachen „müssen ihrer Natur nach endlich aussterben. Nur wer sein Dasein für ewig wiederholungsfähig hält, bleibt übrig".

Nietzsche hatte seine Gedankendichtungen zu früh in die Öffentlichkeit geschickt. Sie sind erst im folgenden Zeitraum gelesen und zur Fundgrube von Schlagworten für die „Viel-zu-vielen" geworden. Aber er war gegen den Zwang gehaltlos gewordener Formen und Bräuche aufgetreten; er hatte den Lebensunmut und die Niedergeschlagenheit bekämpft und den von Schopenhauer verfemten Willen zum Leben gefeiert. Eine Überprüfung der geltenden Lebenswerte war wieder mit unvergleichlicher Dringlichkeit verlangt worden. Gegen die Gespenster des Verfalls, die ihre Sache mit der List und Eifersucht unvermögender Greisenhaftigkeit gegen die schöpferischen Geister führten, hatte ein sprachgewaltiger Warner seine Stimme erhoben und allem Gesunden und Lebensfähigen das Wort geredet. Die Förderer des Verfalls wollten bequeme Mitläufer und riefen die Herdentriebe auf; hier weckte ein großer Einsamer die Einsamen und stärkte ihnen den Glauben an das Recht ihrer Einsamkeit: wer sich stark fühlt zu eigener Gestaltung und Fügung einer Inwelt, soll an seine Auswahl glauben. Nicht die gleichmachende Heckenschere ist im Ablauf der Entwicklung des Lebens letztes Los: „in die Höhe

will es sich bauen mit Pfeilern und Stufen, das Leben selber: in weite Fernen will es blicken und hinaus nach seligen Schönheiten, — darum braucht es Höhe. Und weil es Höhe braucht, braucht es Stufen und Widerspruch der Stufen und Steigenden! Steigen will das Leben und steigend sich überwinden!"

6. Das Bildungswesen 1880/90. Es versteht sich, daß in Tagen einer inneren Unsicherheit, wo die Sturmgeister der Jugend die geltenden Lebenswerte befehdeten und um eine Lebenswandlung rangen, auch ein Kampf um das Erziehungswesen ausgetragen wurde. Das Gymnasium bekam in Preußen im Jahre 1882 einen neuen Lehrplan. Schon zweifelte man sein Daseinsrecht an. Unter dem Eindruck der Kundgebungen wurden die lateinischen und griechischen Stunden etwas verringert, und den realistischen Fächern wurde mehr Raum gegönnt. Aber der lateinische Aufsatz und das griechische Extemporale blieben bestehen. Die sechsklassige Realschule erhielt einen Aufbau in der neunstufigen Oberrealschule. Bahnbrechende neue Gedanken zu verwirklichen, dazu fehlte der gärenden Zeit die ruhige Kraft.

4. Die Tage des Neuen Reiches (1890—1918).

1. Aufstieg und Fall des Neuen Reiches.

a) Bismarcks Entlassung. Es war Deutschlands Unglück, daß es Friedrich III., dem Sohne des ersten Kaisers, nicht beschieden war, länger als 99 Tage zu regieren. So trat Wilhelm II. im Jahre 1888 das deutsche Erbe an. Obwohl von den besten Absichten erfüllt, besaß der neue Herrscher nicht die Menschenkenntnis, die seinen Großvater sicher geleitet hatte; er vermochte auch nicht, wie es diesem gegeben war, große, starke und aufrechte Männer neben sich zu dulden. Ein Bismarck selbst war ihm nicht ehrwürdig genug; das Niemals, das der erste Kaiser auf das Dienstentlassungsgesuch seines Kanzlers geschrieben, gab es für den dritten nicht. Er trieb den Alten in die Einsamkeit von Friedrichsruh und sah zu, wie die kleinen Menschen, die seinen Ruf bei ihm untergraben hatten, den Mann, den die Sorge um seine Schöpfung verzehrte, mit kleinlichen Nadelstichen verfolgten. In jenen Tagen, wo der Deutsche ratlos schwankte, welcher Regung er folgen sollte, der Zuneigung zu dem angestammten Herrscherhause oder der Heldenverehrung gegen den Reichsgründer, schieden sich in unserm Volke zwei Geschlechter: das eine, das mit dem neuen Kaiser in den Tagen geistigen Verfalls von 1860/80 seine Jugendbildung erhalten hatte, folgte dem neuen Sterne; die Jungen dagegen, die nachher im deutschen Kriege als reife Männer unter Hindenburgs Führung in der Schlacht bei Tannenberg

den Ansturm der Slawen brachen, lernten Bismarcks Sorge und Pein verstehen. Zu ihnen sprach der Greis, ein unermüdlicher Mahner zur Einigkeit, von der Pflicht gegen das Vaterland, von der Hingabe im Dienste seines Staatsgedankens:

„Halten wir, was wir haben! Es sind Kämpfe in Deutschland ja immer gewesen, und die heutigen Fraktionsspaltungen sind ja auch nur die Nachwehen der alten deutschen Kämpfe in den Städten zwischen den Geschlechtern und den Zünften, in den Bauernkriegen zwischen den Besitzenden und den Nichtbesitzenden. Alle diese tiefgehenden geologischen Spaltungen im Deutschen Reiche, die lassen Sie uns vertilgen. Wir müssen mit unsern Gegnern auch Nachsicht haben, jedoch nicht unserseits darauf verzichten, zu kämpfen. Das Leben ist ein Kampf, und ohne innere Kämpfe kämen wir zuletzt zur Versteinerung. Ohne Kampf kein Leben. Nur muß man in allen Kämpfen die nationale Frage doch immer als Sammelpunkt haben, und das ist für uns das Reich, nicht so, wie es vielleicht gewünscht wird, aber so, wie es besteht."

b) Das deutsche Volk und sein wirtschaftlicher Aufschwung.

Ein Vierteljahrhundert lang genoß Deutschland unter dem Kaiser den Frieden. Diese Tage waren arm an großen Menschen, reich an einer umfassenden Kleinarbeit. Das Werk der sozialen Gesetzgebung wurde unter günstigeren Verhältnissen fortgesetzt. Bismarck hatte ihm so sehr Bahn gebrochen, daß er selbst mit seinen Anschauungen der neuen Zeit überholt, fast altfränkisch erschien. Der Kaiser selbst redete sich ein, in ihm das Hindernis für die von ihm herzlich angestrebte Versöhnung der Arbeitermassen mit den bestehenden Verhältnissen beseitigt zu haben. Aber bei aller Fürsorge für ihr Wohl fand der Siedlungsgedanke durch Anlage von Gärten vor den Städten, durch die Gartenstadtbewegung und durch die Förderung des Kleinwohnungsbaus nur eine schwächliche Verwirklichung. Im Gegenteil schien die Unstetigkeit des Arbeiters, besonders des ungelernten, der Volkswirtschaft notwendig. In Zeiten glänzender Geschäftsaussichten wurden die Arbeitermassen von den mit Aufträgen überhäuften Betrieben durch die Aussicht höheren Verdienstes ohne weiteres angezogen. Die Möglichkeit der Abwanderung übte dazu einen Druck auf die Arbeitgeber aus; in der Freizügigkeit besaß der Arbeiter selbst ein unentbehrliches Hilfsmittel, sich gegen Hungerlöhne zu wehren. Der Wechsel der Arbeitsstätte bot ihm, solange er noch kein Recht auf Urlaub unter Fortzahlung des Lohnes besaß, die Gelegenheit, einmal auszuspannen; die Wanderung brachte ihm zugleich einen Wechsel seiner eintönigen Beschäftigung. Im ganzen hob sich die Lebenshaltung der Deutschen. Sie gewöhnten sich an Bequemlichkeiten des Daseins, die früheren Zeiten unbekannt waren. Bedeutend stieg der Verbrauch von Brotgetreide, Fleisch, Zucker, Kaffee und Bier auf den Kopf der Bevölkerung. Sie fühlte es erst, wie

sehr die Gunst der Zeit sie verwöhnt hatte, als die Aushungerung im deutschen Kriege zu Einschränkungen und zur Entbehrung zwang.

Bezeichnend für das Neue Reich ist eine Umformung der Geldwirtschaft. Schon früh hatten sich Unternehmer zu Gesellschaften zusammengetan, um mit einer bestimmten Einlage irgendein aussichtsreiches, aber doch wagnisvolles Geschäft durchzuführen; der Gewinn verteilte sich zwar auf alle Teilnehmer, dafür aber büßte der einzelne im Falle des Verlustes nur den von ihm eingesetzten Anteil ein. Die Vergesellschaftung des Vermögens im Dienste des Erwerbes machte im Neuen Reiche schnelle Fortschritte. Der einzelne Unternehmer begab sich freiwillig des Rechtes, gewisse Handlungen zu vollziehen, zu denen ihn die Gewerbefreiheit wohl berechtigt hätte, oder er übernahm die Verpflichtung zu bestimmten Handlungen, die er andernfalls unterlassen hätte. So verzichtete er, indem er sich mit andern zu einem Kartell vereinigte, auf die Preisfestsetzung für seine Waren; er vergrößerte oder schränkte seine Erzeugung ein, oder er überließ den Vertrieb seiner Erzeugnisse einer Vermittlungsstelle, ja, er beteiligte Fremde an seinem Gewinn. Die Selbständigkeit ging dem einzelnen verloren; er wurde mehr und mehr zum Betriebsleiter oder zum Beamten des Kartells. Dafür aber verbesserte er seine wirtschaftliche Lage. Die Volkswirtschaft im ganzen hatte manchen Vorteil von solcher Vereinigung der Einzelbetriebe: die Erzeugungsweise wurde übersichtlicher und geordneter, eine Übererzeugung vermieden, der unnütze Warenverkehr eingeschränkt und der ungesunde Wettbewerb ausgeschaltet. Dafür aber lag in den Händen der Kartelle die mehr oder weniger beschränkte Preisbildung, je nachdem sie mit ihren Waren den Markt beherrschten. Ihre Wirksamkeit machte sich für den Verbraucher und die von ihren Erzeugnissen abhängigen Gewerbe fühlbar. So hat sich das Vermögen aus einem Werkzeug in der Hand eines einzelnen Menschen zuletzt in eine mit ihrem Schwergewicht fast selbsttätig wirkende Macht verwandelt. Stellt das Geld den Niederschlag des menschlichen Erwerbstriebes dar, so erscheint er in dieser Macht wie losgelöst vom Menschen in unheimlicher Vergrößerung als ein Zerrbild seiner selbst.

Alle körperlichen und geistigen Kräfte des Volkes waren so entschlossen und schaffensfreudig wie nie zuvor nur der Arbeit in den Fabriken und Bergwerken, in den Geschäftszimmern der Handelshäuser und Banken, in den Versuchsräumen der technischen Hochschulen, der Universitäten und der Großindustrie zugewandt. Das Diesseits mit seinen Aufgaben und Forderungen nahm Kopf und Herz gefangen. Künstliche Werkzeuge von erstaunlicher Feinheit und bewunderungswürdiger Erfindung schärften und ergänzten die beschränkten menschlichen Sinne; immer neue Geräte und Maschinen steigerten in unerhörtem Ausmaße die Kraft der mensch-

lichen Glieder. In der Arbeit schien man das Zaubermittel zu besitzen, das frühere Zeiten vergeblich gesucht hatten, das Glück auf Erden heimisch zu machen.

Stürmischer, als es Bismarck zugelassen hätte, drängte Wilhelm II. sein Volk auf die hohe See der Weltpolitik. Deutschland litt an Übervölkerung. Wie vor dem Dreißigjährigen Kriege fehlte ihm die Möglichkeit, den Überschuß der Menschen in Ländern unterzubringen, die dem Reiche gehörten. Seit dem Jahre 1850 hatte sich unser Volk gewöhnt, in den Städten zusammenzurücken, um dort im Dienste der Maschinen sein Brot zu erwerben. Wir brauchten Rohstoffe für unsere Hände und Absatzgebiete für die Waren, die ihr Fleiß aus ihnen geschaffen. Überall klopfte der deutsche Kaufmann mit seinen Proben um Einlaß an. Das Reich gab die Losung der offenen Tür aus. Ein scharfer Wettbewerb entstand, wo früher andere Völker die gewohnten Händler und Versorger gewesen, um so überraschender für sie, als die Leistungen der Deutschen in ungeahnter Weise von Jahr zu Jahr stiegen. Kopf und Hand arbeiteten in engstem Bündnis; die reichen Schätze des Bodens an Kohle und Kali wurden aufgeschlossen und verwertet. Man wußte sich in das Bedürfnis und die Wünsche der ausländischen Kundschaft besser zu schicken, als es der bequeme Betrieb der westlichen Völker gestattete, die lieber vorschrieben, als sich anpaßten. Deutschland begann England einzuholen, drohte seinen Handel und seine Industrie zu überflügeln.

Diese rasende Entwicklung vollzog sich in einem Zeitalter, das nach einer verhältnismäßigen Völkerstille ein kriegerisches Antlitz trug, in dem Zeitalter der Weltkriege. Es ist bezeichnend für die geschichtliche Blindheit der Deutschen, daß sie samt ihrer Regierung erst vom Weltkriege sprachen, als er ihre Grenzen bedrohte. Die Zeit der Weltkriege begann mit dem Bündnis, das Rußland und Frankreich schlossen, nachdem die ungeschickte Hand des zweiten Kanzlers die vertrauensvollen Beziehungen zwischen Petersburg und Berlin zerstört hatte, die Bismarck aufrechtzuerhalten verstanden. Frankreich besetzte den Sudan; England sicherte sich das Niltal, nachdem es sich Ägypten angeeignet und die Franzosen zurückgescheucht hatte. Im fernen Osten begann Japan seinen Siegeszug gegen China; Italien unterlag in seinem Kampfe gegen Abessinien. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika eroberten von den Spaniern Cuba und die Philippinen. Die Engländer vernichteten die Burenstaaten in Südafrika und schlossen 1902 ein Bündnis mit Japan. Dieses setzte mit wuchtigen Schlägen dem russischen Eroberungsdrange in Ostasien ein Ziel und faßte auf dem Festlande Fuß. In Nordeuropa riß sich Norwegen von Schweden los. Gegen das türkische Reich wandten sich die Balkanstaaten und Italien und bereicherten sich auf seine Kosten. Die Ländergier erregte und erschütterte die

Völker der Erde. Während sie die Grenzen verschoben, arbeitete das deutsche Volk unermüdlich in seinen Bergwerken und Fabriken. Es tauschte sich nur das deutsche Inselchen Helgoland von den Briten gegen weite Gebiete in Afrika ein, es pachtete sich die Kiautschoubucht von China, es kaufte sich von den Spaniern den bescheidenen Rest ihres Kolonialbesitzes im Stillen Ozean, und es teilte sich mit Engländern und Nordamerikanern in die Samoainseln. Die herrenlosen oder von schwachen Händen gehüteten Länder der Erde waren besetzt worden; der Deutsche war bei der letzten Teilung der Welt leer ausgegangen. Den deutschen Staatsmännern fehlte die angeborene Farbe der Entschließung, der es die Menschheit abgesehen hätte, daß ihnen die Sorge um ihr übervölkertes Land auf dem Gewissen brannte. Das natürliche Recht eines gesunden Volkes auf Siedlungsgebiet wurde von ihnen nicht zur öffentlichen Erörterung und Anerkennung gebracht. Sie übersahen es vielmehr, daß man den Deutschen in aller Welt als lästigen Wettbewerber und Störenfried verschrie.

c) Der Kampf des deutschen Volkes um sein Dasein.

Inzwischen war die Zeit gekommen, wo die Briten gegen das Deutsche Reich den Vernichtungsschlag zu führen entschlossen waren, mit dem sie in der Vergangenheit den jeweilig tüchtigsten Staat auf dem europäischen Festlande unheilbar zu treffen sich gewöhnt hatten. Nachdem sie Rußlands Drang von Asien nach Europa abgelenkt hatten, begann im Jahre 1905 die sogenannte Einkreisungspolitik Eduards VII. gegen Deutschland. Italien war schon längst dem Dreibunde entfremdet, Österreich in voller Auflösung begriffen; die Türkei wurde durch innere Wirren und schwere Kriegsleiden erschöpft. Eröffnet wurde der Kampf mit der Besetzung Marokkos, des letzten islamischen Staates Nordafrikas, durch die Franzosen. Hier griff ein Volk, das sich nicht mehr vermehrte, das nicht einmal den eigenen Boden wirtschaftlich voll auszunutzen vermochte, nach einem Siedlungsgebiete, das Deutsche zu erschließen begonnen hatten. Die Geldmacher der Pariser Börse wollten ein neues Geschäft beginnen, während unser Volk unter dem Landhunger litt. Von England unterstützt, das sich Ägypten gesichert hatte, erreichten die Franzosen in Marokko ihr Ziel.

Als sich das Netz über Deutschland zusammenzog, war der Kanzler von Bethmann-Hollweg dem gewandten, rücksichtslosen Spiel der fremden Mächte nicht gewachsen, das mit der Ermordung des österreichischen Thronfolgers begann. Auch während des Krieges zeigte sich der unheilvolle Einfluß des Kaisers. Die Marneschlacht ging verloren, weil er seine Heere gleich seinem Großvater von einem Moltke geführt sehen mochte. Den blendenden Namen trug aber ein Mann, der nicht mehr die volle geistige

Spannkraft besaß. Die wirklich Großen kamen erst in leitende Stellungen, als es zu spät war. Wirtschaftlich hatte der Kanzler den seit Jahren drohenden Krieg nicht vorbereitet. So war das deutsche Volk, da die Engländer mit ihren Schiffen die See beherrschten, gezwungen, sich und die steigende Zahl der Gefangenen vom Ertrage des eigenen Bodens zu ernähren, der schon in Friedenszeiten dem übervölkerten Lande nicht genügt hatte. Dazu brachten die Jahre 1915/17 Mißernten. Es fehlte an Rohstoffen für die Ausrüstung und Bewaffnung der Heere. Ja, selbst die Wehrkraft des Volkes voll auszunutzen, hatte der Nachfolger eines Bismarck versäumt.

Beispiellos waren die Heldentaten der Deutschen: so gewaltige Schlachten in Angriff und Abwehr hat noch kein Volk der Welt geschlagen. Beispiellos war der Opfermut der Frauen und Kinder, beispiellos die Geduld der Hungernden und Darbenden, die der Brite mit seinem kalt berechneten Mordplane der Aushungerung eines ganzen Reiches herausforderte. Über eine Milliarde Menschen aller Farben stand zuletzt gegen das eine Volk, das man mit den furchtbarsten Mordwerkzeugen auf den Schlachtfeldern und mit den erfindungsreichsten Federn in Zeitungen und Schandschriften leiblich und geistig zu vernichten bestrebt war. Kein Verbrechen, das man nicht an wehrlosen deutschen Gefangenen verübt, das man nicht dem von der Außenwelt abgeschlossenen Volke angedichtet hätte. So mußten schließlich den unbesiegten und unüberwundenen, den verhungerten und mißleiteten Menschen die Kräfte versagen.

Daß Krankheit unerhörter Art am Volke zehrte, hatte schon vor dem traurigen Ende die Gier der Kriegsgewinnler gezeigt. Ursprünglich entstammten sie den Kreisen der Bevölkerung, die einst in den Tagen geistigen Verfalls die Gründer gestellt hatten. Aber alsbald fraß die Seuche weiter. Wo so mancher Reichtum zusammenraffte und sich ein künftiges Wohlleben, wie es schien, sicherte, mochten all die Schwächlinge der Heimat und im Rücken der Kämpfer nicht zurückstehen. Die Starken und Gesunden dagegen trugen unentwegt die Blutlast der hundert Gefechte und Gefahren. Es darf dem Kanzler und seinen Helfern nicht vergessen werden, daß sie den Sinn des Daseinskampfes, wie ihn in so fürchterlichem Ausmaße bisher kein Volk zu erleiden hatte, zu verfälschen erlaubten und guthießen. In diesen Jahren hätte allein die Losung Halt gegeben, daß jeder nicht bloß mit seinem Dasein, sondern auch mit seinem Vermögen und seiner Arbeitskraft in den Dienst des Ganzen zu treten habe. Die allgemeine Wehrpflicht hätte auch das Eigentum und die Leistungsfähigkeit aller rücksichtslos erfassen müssen; nicht Milliardenanleihen hätten, sondern die Einberufung der gesamten Selbstsucht des Volkes zu den Fahnen des Vaterlandes hätte Rettung gebracht. Der Kanzler, der sich so gern den Philosophen nennen ließ,

brachte nicht die Entschlußfreudigkeit auf, den Staatsgedanken seines großen Vorgängers auszudenken und auf die Stunde der Prüfung anzuwenden, daß der Staat die schaffende Lebensgemeinschaft aller Bürger sein solle; ihn lähmte der Zweifel an Deutschlands Lebenskraft.

So brach sich der freie Wille aller Mitwirkenden, aus dem heraus der Reichsgründer die Einheit des deutschen Volkes dauernd erhalten wollte. Die Parteileidenschaften ergriffen das Land, während die Feinde es immer fester umwallten. Wilson, der nordamerikanische Präsident, der ihnen zuerst Waffen und Geld und zuletzt auch ein frisches Heer geliefert hatte, begann sein Spiel mit der Verkündigung eines Friedens der Gerechtigkeit und Völkerversöhnung. Die Weltbürgerstimmung, der Traumrausch, der ein Ende des Mordens und Leidens in greifbarer Nähe verhieß, packte die Seelen der Deutschen. Sie erzwangen die Abdankung des Kaisers und der Landesfürsten und die Auflösung des Heeres; sie gingen auf die Waffenstillstandsbedingungen ein, die ihnen in ausgeklügelter Härte auferlegt wurden. Frankreich hatte seine Rache, England sein Ziel erreicht, den letzten Wettbewerber auf dem Festlande niederzuschlagen. Mitteleuropa ist in eine Zahl unbefriedigter und unbefriedeter Völkerschaften zerteilt, die sich jeden Tag nach britischer Laune zu zerfleischen bereit sein werden. So endete unter Wilhem II. die ruhmvolle Geschichte eines halben Jahrtausends der Hohenzollern und eines halben Jahrhunderts unerhörten wirtschaftlichen Aufstiegs des Deutschen Reiches.

2. Der Widerstreit der Lebensanschauungen im Neuen Reiche.

Dieser Niederbruch eines ganzen Volkes legt ihm nicht bloß die Pflicht auf, nach den äußeren Ursachen seines Schicksals zu forschen, nach den Fehlern, die gemacht wurden, und die glücklichere Führer hätten vermeiden können; vielmehr noch ist ihm Selbstbesinnung, eine Einkehr bei sich selbst geboten. Die wirtschaftlichen Erfolge, glänzende Daseinsbedingungen, von Kopf und Hand geschaffen, reichen allein nicht aus, das Glück dauernd zu fesseln; die Lebenswerte, die wir uns zur Verwirklichung vorhalten, der Sinn, in dem wir uns mit dem niederdrückenden Erleben unsers Lebens auseinandersetzen, sie bestimmen zuletzt über unser Geschick. Hier müssen wir nun feststellen, daß dem deutschen Volke, seitdem Kant den vernichtenden Schlag gegen die Aufklärung geführt hatte, eine gemeinsame Lebensanschauung fehlte, die es während des 18. Jahrhunderts in der allgemeinverständlichen Verkündigung der natürlichen Wissenschaften besessen. Es war nur jeweilig dem einen oder andern großen Denker, einem Fichte, Hegel oder Schopenhauer, gelungen, dem von ihm ersonnenen Weltbilde einen Kreis überzeugter Anhänger zu gewinnen. Schließlich hatte der

Materialismus vom Jahre 1850 ab in dem gebildeten Bürgertum Fuß gefaßt. Hier aber begann man sich wieder von ihm abzuwenden, nachdem die Führer der Wissenschaft seine Unhaltbarkeit erwiesen hatten. Ein Widerstreit der Lebensanschauungen setzte um 1890 ein; und es ist bezeichnend, daß sich an diesem Kampfe nicht bloß die sogenannten Gebildeten, sondern zum ersten Male alle Kreise des Volkes bewußt beteiligten. Man kann es geradezu als das Schicksal Deutschlands bezeichnen, daß ihm die Welt den Kampf um sein Dasein in Tagen aufgezwungen hat, in denen ernsthaft um neue Lebenswerte gerungen wurde, in denen sich eine Lebenswandlung vorbereitete. Ebenso schicksalsvoll war es, daß den meisten Parteiführern, die ja sämtlich dem älteren Geschlechte aus den Verfallstagen angehörten, nicht das Ahnungsvermögen für diese still sich anbahnende Umwälzung eignete. Sie alle fochten für mehr oder weniger fadenscheinig gewordene Parteiprogramme und hörten nicht auf das Rauschen des frisch aufquellenden Lebens.

a) Der Materialismus.

Wie es in Zeiten zu geschehen pflegt, in denen sich eine Lebenswandlung ankündigt, so stieg auch jetzt zunächst die Lebensanschauung, die bis dahin die oberen Volksschichten beherrscht hatte, aber bei ihnen allmählich wurzellos geworden war, der Materialismus stieg unaufhaltsam zu den Niederungen herab. Was er dort an Anhängern einbüßte, gewann er hier vielfach wieder in einer hell begeisterten Bekennerschaft, der er einen neuen Gesichtskreis eröffnete. Im Jahre 1899 erschienen „die Welträtsel" des Naturforschers E. Haeckel und erlebten eine unerhörte Massenverbreitung. Er verkündete, daß „die Zahl der Welträtsel schließlich durch die Fortschritte der wahren Naturerkenntnis auf ein einziges allumfassendes Universal-Rätsel, auf das Substanzproblem, zurückgeführt sei". Dieses Weltwunder nenne der Naturforscher Natur, der Idealist Substanz, der fromme Gläubige Schöpfer oder Gott. Der Monist aber habe entdeckt, daß das gewaltige allumfassende Substanz-Gesetz das Grundgesetz von der Erhaltung der Kraft und des Stoffes sei; da die Substanz aber einer ewigen Bewegung und Umbildung unterworfen sei, so erscheine das Substanzgesetz wieder als universales Entwicklungsgesetz. So gewinnt Haeckel als den obersten Weltbegriff „die ewigen, ehernen, großen Gesetze". Damit sinken ihm Gott, Unsterblichkeit und Willensfreiheit dahin. Er führt seine Gläubigen hinaus in den „wundervollen Tempel der Natur". Dort erwartet er von ihnen „den reinen Kultus des Wahren, Guten und Schönen".

In dieser Predigt überschritt der Naturforscher die Grenzen seines Bereiches; er wurde zum Religionsstifter und Dichter. Er wollte den kraftbegabten Stoff auf den Thron setzen, von dem er die Gottheit gestoßen;

aber er endet mit einem Lobpreise von Begriffen, die der ordnende Menschengeist geschaffen, um die unübersehbare Fülle der Erscheinungen zu meistern und sich aus ihr die Wirklichkeit zu erbauen; er fordert die Anbetung des Wahren, Guten und Schönen, die Verehrung der Werte, die das Gemüt in der Erhebung über alle niederdrückenden Erfahrungen dem Leben, wie es sein soll, abgewinnt, nach denen wir unsere Inwelt gestalten und fügen. So meldet der Menschengeist, so meldet das Gemüt gegen den Materialismus, wie siegesgewiß und selbstherrlich er sich auch gibt, seine unverjährbaren Forderungen an; vor diesen Gläubigern sinken ihm die erborgten Flitter ab, und hüllenlos erscheint er, was er ist, — eine Gedankendichtung.

Die bildungsdurstigen Massen in den Großstädten, denen die materialistische Geschichtsauffassung vertraut geworden war, griffen begierig nach der sie ergänzenden Welt- und Lebensanschauung der „Welträtsel". Aber indem sie Haeckel folgten, suchten sie an sommerlichen Sonntagen Wald und Flur, Gebirge und See auf; sie lernten wieder wandern; die Steinwüste, in der sie hausten, wurde ihnen zu eng. Sie waren in Gefahr gewesen, der Heimat entfremdet zu werden, als der Zug in die Stadt sie ergriffen hatte. Jetzt wurde dem Besinnlichen die deutsche Landschaft wieder lieb und vertraut. Die entschlossenste Einstellung auf das Diesseits entband zuletzt alte, unwirksam gewordene Lebenswerte.

b) Der Positivismus. Spricht sich in Haeckels Lösung der Welträtsel die naturwissenschaftliche Stimmung der Zeit aus, so wollten andere Philosophen im Anschluß an den Franzosen Auguste Comte († 1857) nur die Tatsachen der Erfahrung, das durch die Empfindung Gegebene und seine gesetzlichen Verknüpfungen als den einzigen Gegenstand der Erkenntnis gelten lassen. Der Philosophie, dem Positivismus, schrieben sie die Aufgabe zu, die Ergebnisse der einzelnen Erfahrungswissenschaften zu einem Gesamtbilde zu verbinden. Sie leugneten, daß hinter den Erscheinungen etwas stehe; sie bezeichneten den unüberwindlichen Drang des Gemütes, sich von dem Unbefriedigtsein an den Tatsachen zu dem Wesentlichen selbst zu erheben, als eine mit der Zeit zu überwindende Verirrung des Geistes.

In diesem Kampfe gegen die gesamten Bemühungen der bisherigen Philosophie offenbart sich der Widerstand, den die Menschen aus den Tagen geistigen Verfalls in Deutschland der Erneuerung des Suchens und Fragens nach einem Sinn und Werte des Lebens entgegensetzten. Der Gebildete sträubte sich gegen die Lebenswandlung, die sich anzubahnen begann; er suchte sich, indem ihm die bisherigen Lebenswerte zu versinken drohten, in das

Reich der Erfahrungswissenschaften zu flüchten. Sie schienen in ihren greifbaren (positiven) Ergebnissen einen Halt im allgemeinen Zusammenbruche abzugeben.

c) Der Pragmatismus. Zugleich bot sich als Rettung in der Not eine Denkrichtung an, die aus England und Nordamerika stammt, die alles Erkennen, alle seelische Betätigung vom Menschen als um seiner Handlungen willen geübt ansieht; für sie bedürfe er leitender Vorstellungen und Antriebe. „Das Gehirn", sagt der Amerikaner William James, „ist uns, soweit wir es verstehen, für unser praktisches Handeln gegeben ... Unsere Empfindungen dienen dazu, uns anzuziehen oder abzustoßen, unsere Erinnerungen, uns zu warnen oder zu ermutigen, unsere Gefühle, uns zum Handeln anzuspornen, unsere Gedanken, unserem Handeln Einhalt zu tun. So dienen diese biologischen Grundlagen dazu, daß es uns im ganzen wohlergehe und wir lange leben auf Erden. Was wir an transzendenten, metaphysischen Ideen oder praktisch nicht verwendbaren ästhetischen Vorstellungen oder an ethischen Gefühlen in uns tragen, dürfen wir hiernach nur als einen Teil des nebensächlichen Funktionsübermaßes ansehen, das den Gang einer jeden komplizierten Maschine immer begleitet." Wahrheit ist nach dieser Auffassung überhaupt nichts anderes als Brauchbarkeit der Vorstellungen, die Ausrüstung des Menschen für den Kampf ums Dasein die Aufgabe aller Erziehung und Forschung.

Als gut naturwissenschaftlich gedacht erschien diese Lebensanschauung des Pragmatismus; mit denselben Gedanken arbeitete ja die Biologie, wenn sie die Brauchbarkeit der Körpereinrichtungen bei Tieren und Menschen nachwies, wenn sie zeigte, wie sich alle Lebewesen auf die Erhaltung ihres Daseins einstellen. Sie klang so sachlich für ein Geschlecht, das alle körperlichen und geistigen Kräfte in den Dienst wirtschaftlicher Betätigung zwang, dem ein gutes Auskommen als der Güter höchstes, Unwirtschaftlichkeit als der Übel größtes erschien. Erst im deutschen Kriege erfuhr unser Volk ihre krasse Bedenkenlosigkeit, als seine Feinde ihre Lehren als Waffe zu benutzen verstanden. Lüge und Verleumdung, eitle Versprechungen und trügerische Abreden erwiesen sich als brauchbar und vorteilhaft; daher wurden sie unbedenklich als Wahrheit in die Welt geschickt oder uns selber angeboten. Wenn wir nach dem Ende der Einkreisung den ganzen Umfang des Lügengewebes, das uns umstrickt hat, werden ermessen können, wenn wir nicht länger selbst in dieses Gespinst der Unwahrheit mehr oder weniger eingesponnen sein werden, erst dann wird sich auch der letzte Deutsche mit Entsetzen von einer Lebensanschauung wenden, die, unserm Trieblebeu schmeichelnd, die Wertlosigkeit aller Lebenswerte verkündet.

d) Die Kirchen und die Theologie.

Zur Zeit Luthers war die Religion der Schacht gewesen, aus dem neue Lebenswerte gefördert wurden. Gott war den Menschen jener Tage der selbstverständliche Lebensgrund. Er war es auch noch für die Aufklärung; die natürliche Religion sprach von den drei angeborenen Begriffen Gottes, der Unsterblichkeit und der Verantwortlichkeit. Den Menschen des Maschinenzeitalters dagegen ist Gott nicht mehr eine Selbstverständlichkeit; auf seine Wirklichkeit ist ihr Leben nicht ohne weiteres eingestellt.

Die beiden christlichen Kirchen warben zwar durch eine umfassende Liebestätigkeit; sie gingen den Armen und Elenden, leiblicher und geistiger Not mit großer Hingabe und Tatkraft nach. Aber sie fanden doch nicht im Widerstreit der Lebensanschauungen das erlösende Wort. Im Grunde war ihnen als Erbteil Roms, wie das von dort überkommene Wort religio „Gebundenheit" besagt, eine Gesamthaltung eigen, der sich der Mensch der Gegenwart nicht mehr zu beugen vermag.

Die katholische Kirche verstand es, die Naturforschung, ihr wissenschaftliches Verfahren und ihre Ergebnisse zu dulden, wie sie überhaupt jeder religiösen Regung, jeder Neigung zu geistiger Gebundenheit, in welcher Form sie sich auch äußern mochte, entgegenkam. Nur die Bibelkritik lehnte sie ab; sie legte ihren Priestern den sogenannten Modernisteneid auf. Mit Hilfe des Bußsakraments und der Ohrenbeichte beaufsichtigte sie noch immer ihre Anhänger. Ihre Vertretung im Reichstage und in den Landtagen umfaßte Angehörige aller politischen Parteien; neben dem Konservativen saß der demokratische Arbeiterführer.

Die evangelischen Städter wurden mehr und mehr unkirchlich; ja, eine Austrittsbewegung konnte Erfolge erzielen. Oft hielt nur die liebe Gewohnheit und die Rücksicht auf das Staatskirchentum die Namenschristen von dem äußersten Schritt zurück. Eifrig arbeiteten englische und amerikanische Sekten in den Großstädten wie auf einem heidnischen Missionsfelde und zogen besinnliche Menschen in ihre Gemeinschaft. Treue gegen die Kirche und fleißige Übung ihrer Bräuche fanden sich nur auf dem Lande und in einigen Gegenden, wo eine lebendige Frömmigkeit wohlgehütetes Vätererbe war. Die Rechtgläubigkeit genoß den mehr oder weniger offenen Schutz des Staates. Wohl umwehte ein freierer Wind die Studenten auf den Universitäten; aber doch schritt die evangelische Staatskirche selbst zur Amtsentsetzung wegen Irrlehre.

Strauß hatte einst von der Mythendichtung der Urgemeinde gesprochen; darauf hatte man den Entwicklungsgedanken Hegels besonders auf das Alte Testament angewandt. Wellhausen hatte zu zeigen versucht, wie sich die Nomadenreligion der Kinder Israel nach ihrer Einwanderung in Kanaan

in eine Bauernreligion, diese wieder in den Monotheismus der Propheten und dieser zuletzt während der babylonischen Gefangenschaft in die Gesetzesreligion der Schriftgelehrten gewandelt habe. Bei dieser Betrachtung mußte Jesu Verkündigung als die Rückkehr zu den Propheten und als die Vollendung ihrer Predigt erscheinen. Paulus hatte sich dann in der Nachfolge des Meisters mit der Gesetzesreligion endgültig auseinandergesetzt; und als das Christentum in das Weltreich der Cäsaren eintrat, mußte es mit der griechischen Philosophie und dem römischen Staatsgedanken abrechnen. Adolf Harnack behandelte diese letzte große Auseinandersetzung in seiner Dogmengeschichte.

Wie sehr die Gebildeten von der theologischen Forschung Aufschlüsse über höchste Lebensfragen erwarteten, zeigt der buchhändlerische Erfolg, den die Ausgabe seiner Vorlesungen über „das Wesen des Christentums" um die Jahrhundertwende hatte. Er konnte feststellen, daß „die christliche Religion, deren Totenschein man bereits ausstellen zu können glaubt, und das Bemühen um sie heute lebendiger als früher ist." Man dürfe es unserer Zeit zu Lobe nachsagen, daß sie sich ernstlich mit der Frage nach dem Wesen und Wert des Christentums beschäftige, und daß heute mehr Suchens und Fragens sei als vor dreißig Jahren. Aber auch dieser Versuch, „die Frage nach dem Wesen des Christentums lediglich im historischen Sinne zu beantworten", brachte keine Lösung der Lebensnot, die die Gemüter belastete; mußte doch der Geschichtsforscher der christlichen Religion mit dem bedeutsamen Bekenntnis schließen, daß „wir in ihrer Geschichte seit der Reformation keine neue Stufe erlebt haben, während unsere Weltkenntnis ungeheure Wandlungen erfahren". Er hatte nicht bedacht, daß eine durch unsern geistigen Aufwand veränderte Welt, daß neue Daseinsbedingungen neue Lebenswerte fordern, damit wir uns in jener einzurichten und mit diesen abzufinden vermögen. Hat die christliche Religion seit der Reformation keine neue Stufe erlebt, so ist sie naturgemäß so lange im Hintertreffen, bis ihr ein neuer Prophet ersteht.

In der Tat erfuhr die Theologie wenige Jahre später ein verdientes Gericht. Die Ausgrabungen im Morgenlande hatten die Umwelt Palästinas neu erschlossen; eine verschüttete Vergangenheit war besonders durch deutschen Scharfsinn aus der Vergessenheit auferstanden. Der sogenannte Babel-Bibel-Streit, durch Vorträge entfacht, die der Assyriologe Friedrich Delitzsch vor dem Kaiser gehalten, brachte es an den Tag, daß die Theologen es verabsäumt hatten, die Ergebnisse der neuen Wissenschaft zu benutzen, um das einseitige Bild, das Wellhausen von der israelitischen Religionsgeschichte entworfen hatte, zu berichtigen. Ihr Eifern konnte den peinlichen Eindruck ihrer Rückständigkeit nicht verdecken. Zuletzt kam noch

ihr Eingeständnis, daß alle Forscherarbeit an der Bibel seit Strauß doch nur zu der wahrhaftig nicht überwältigenden Feststellung geführt habe, daß wir in den Evangelien das Leben Jesu so lesen, wie es seine Jünger selbst gezeichnet haben. Die Forschung wird also wieder an Strauß kritisch anknüpfen und an ihre Aufgabe mit den Mitteln gehen müssen, die ihr die Kunde von dem wiedererstandenen Morgenlande an die Hand gibt. So wird es ihr besser gelingen, Jesus und seine Jünger aus ihrer Zeit und Umwelt zu verstehen und das Weltbild, das für ihre Verkündigung den Hintergrund abgegeben hat, scharf zu beleuchten. Erst dann werden wir, Kinder einer andern Zeit und Umwelt, wieder fähig werden, uns in ihre Seele zu versetzen: an ihrem Leben wird sich wieder das Leben der Gegenwart entzünden können.

Was die Kirchen vergeblich versprachen, was die Theologie nicht hielt, das versuchten Gelehrte aus eigener Kraft zu leisten. Sie wollten Religion und Sittlichkeit, die beide zusammen in den vergangenen Zeiten als göttliche Offenbarung vor die Menschen getreten waren, entschlossen voneinander scheiden. Selbstherrlich sollte der einzelne und die Gesellschaft ihr sittliches Verhalten bestimmen. Es wurde die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur gegründet, deren Mitglieder Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Menschlichkeit üben und pflegen wollten. Aber sie vermochte nur einen bescheidenen Anhängerkreis zu gewinnen. Alle Welt erwartete eine Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Religion und Sittlichkeit; aber man blieb sie schuldig. Um sie von der Tagesordnung abzusetzen und auf das Sprichwort zu verpflichten: „Tue recht und scheue niemand", dazu bedurfte es keiner Vereinsgründung.

e) Die Kunst. Dem Deutschen fehlt ein eigenes Wort für Religion; er spricht von Glauben und Frömmigkeit, von einem Gutheißen und Tüchtigsein: aus der Hingabe an die Gottheit erwartet er Förderung und Stärkung. Ist er mit dieser Wertung der Religion im Rechte, dann ist der Versuch unserer schwankenden Gegenwart, in der Kunst einen Ersatz für den verlorenen Glauben zu finden, von vornherein zum Mißlingen verurteilt. Der Künstler verlangt von dem Kunstliebhaber das Nacherleben seines Erlebnisses, dem er in Wort und Werk, in Ton und Farbe Ausdruck gegeben. Dabei lebt er aber das Leben seiner Zeit, seines Volkes, der Gesellschaft mit ihren Gegensätzen und Spannungen; was er bietet, ist diesem Boden unmittelbar entsprungen und gestaltet und gefügt unter dem Drucke der vorhandenen Lebenswerte. In einer Zeit, deren Wertgut eine geschlossene Einheit darstellt, wird der einzelne aus dem Nacherleben des Kunstwerks eine Erhebung davontragen, die ihn fördert und stärkt, die ihm frommt.

Wenn sich aber eine Lebenswandlung vorbereitet, wenn aus dem Künstler die Seele der zerrissenen, haltlosen Gegenwart spricht, dann wird die Kunst vergeblich um Hilfe angegangen werden. In der Tat redet die Not unserer Zeit in ihren Kunstwerken eine erschütternde Sprache.

Gerhart Hauptmann hat uns in seinen „Webern" die Tragödie der schlesischen Handweberei geschildert. „Das Ausland", so kennzeichnet der Fabrikant die Lage, „hat sich gegen uns durch Zölle verbarrikadiert. Dort sind uns die besten Märkte abgeschnitten, und im Inland müssen wir ebenfalls auf Tod und Leben konkurrieren." Der Staat allein kann den Arbeitgebern und ihren verhungerten Webern Hilfe bringen. „All die Vereine und Komitees zur Abhilfe der Webernot" haben nichts erreicht; erst muß das entsetzliche Elend die ausgemergelte Masse zu Taten der Verzweiflung treiben, erst muß sie schuldig werden, erst müssen Schuldige und Unschuldige zugrunde gehen: dann „bleiben solche Vorkommnisse in den leitenden Kreisen nicht unbemerkt" und wecken dort „die Überzeugung, daß etwas geschehen muß". Der Pastor der Weber, „das kleine, freundliche Männchen", hat dreißig Jahre lang „sein reines Gotteswort gepredigt und im übrigen den sorgen lassen, der den Vögeln ihr Bett und ihr Futter bereitet hat und die Lilien auf dem Felde nicht läßt verderben", aber er weiß nicht, was in seine Weberleute gefahren ist, „die er bis vor kurzem für einen demütigen, geduldigen und lenksamen Menschenschlag gehalten". „Hanneles Himmelfahrt" führt uns die letzten Fieberträume vor, die der Pflegetochter des Trunkenbolds den Abschied von dieser Erde leichter machen, als es ihr das Leben gewesen. Christus holt sie selbst „in die wunderschöne Stadt, wo Friede und Freude kein Ende mehr hat". Dieser Trost ist aber nur gut für das Sterben, im Leben hat er dem Kinde keinen Halt geben können; da hat sie die Verzweiflung in den winterlichen Teich getrieben. — Der Dichter hat in diesen beiden Schauspielen zu leisten versucht, was das Jüngste Deutschland von der „Revolution der Literatur" forderte. Er will die Menschen aus ihrer Umwelt erklären; schonungslos trifft er die Satten, die vom Hunger der Darbenden leben; er führt uns zu den Mühseligen und Verkommenen. Aber zugleich ergreift uns die Lebensnot der Zeit. Mit dem alten Weber, der mitten im Aufruhr am Webstuhl sitzen bleibt und „tut, was er seinem himmlischen Vater schuldig zu sein" glaubt, den dort eine verirrte Kugel erreicht, sinkt der alte Glaube, der letzte Halt, den die Elenden gehabt; und Hanneles letzte Gesichte sind doch nur die Träume eines sterbenden Kindes.

Als der Naturalismus vom Symbolismus abgelöst wurde, veröffentlichte Hauptmann sein Märchendrama „Die versunkene Glocke". In ihm versuchte er mit den Ausdrucksmitteln der Stimmungskunst einen faustischen Dränger

zu schildern, der aus der Enge und Beschränktheit seiner christlichen Umgebung emporstrebt in die neue und doch so alte Welt der Naturgewalten. Mit ihrer Hilfe will er in einem Blumentempel ein Glockenspiel schaffen, sein Meisterwerk, das der Erde ein neues Evangelium verkünden soll:

„ein Heimatlied, ein Kinderliebeslied,
aus Märchenbrunnentiefen aufgeschöpft,
gekannt von jedem, dennoch unerhört.
Und wie es anhebt, heimlich, zehrend-bang,
bald Nachtigallenschmerz, bald Taubenlachen —
da bricht das Eis in jeder Menschenbrust,
und Haß und Groll und Wut und Qual und Pein
zerschmilzt in heißen, heißen, heißen Tränen."

Aber die Naturgewalten lassen sich von dem Glockengießer nicht unterjochen; sie sind stärker als der stärkste Mensch:

„Die Nebelriesen bauen
im klaren Luftraum finstre Wolkenburgen
mit droh'nden Türmen, ungeheuren Mauern,
die langsam wider sein Gebirge treiben,
ihn und sein Werk und alles zu erdrücken".

Zugleich zwingt ihn die Welt, in der er bisher gelebt, zurück: die Kirche mit ihrer Predigt von der Ohnmacht der Staubgeborenen und der Allmacht Gottes macht ihr Recht an dem verlorenen Sohne geltend; die Kinder, deren Mutter er in den Tod getrieben hat, erscheinen ihm als Mahner und Ankläger. Da kehrt er um und flucht seinem Werke; er wird seinen großen Plänen untreu. Nach dieser Entscheidung aber ist eine Rückkehr zu ihnen unmöglich; seine Widerstandskraft ist gebrochen.

Aus dem Glockengießer Hauptmanns sprach die ernsthafte Mühe der Jugend, über die Lebenswerte der Väter hinauszukommen. Der schöpferische Künstler erschien ihr als der neue Mensch. Aber der Dichter spricht dieser Auffassung und damit zugleich jenem Streben das harte Urteil: der neue Mensch, der zur Höhe fliegen zu können meinte, nennt sich selbst am Ende „den verlorenen Mann". Er wußte für seinen Faust keine andere Erlösung zu finden als den Abstieg in „die lange Nacht". Der Lebensnot unserer Gegenwart werden wir uns voll bewußt, wenn wir diesen Schluß gegen die Lösung halten, die Goethe in seiner Faustdichtung für das Leben seines Zeitalters hatte.

Die Gespenster des Verfalls ergriffen bald nach der Jahrhundertwende wieder von der Schaubühne Besitz; denn hier konnte man Geld machen und den Gebieter des Geschmacks spielen, wenn nur den niedrigen Trieben in der Menschenbrust geschmeichelt wurde. Im Gegensatze zu dem ab-

sinkenden Schauspiel hielt sich der deutsche Roman auf einer achtenswerten Höhe. Er diente aber mehr der Unterhaltung, Stunden der Muße. Wenn er dagegen Fragen der Lebensanschauung aufnahm, so fielen nur grelle Lichter auf die Gärung und Unsicherheit der Zeit. Die Heimatkunst, die er zuletzt pflegte, brachte es den Deutschen zum Bewußtsein, ein wie reiches Volk sie sind, wie der flutende Strom selbst des gesteigerten Verkehrs die Stammeseigentümlichkeiten noch nicht abzutragen vermocht hat. Aber zugleich war dieser Bilder- und Gestaltenreichtum, der da entrollt wurde, doch auch ein ernstes Warnungszeichen. Karl der Große ließ die alten Heldenlieder sammeln, als sie zu verklingen drohten; die Brüder Grimm zeichneten die Märchen auf, als die Stunde des Großmütterchens geschlagen, das am Herdfeuer den Enkelkindern Altes und Neues aus dem Schatze der Erinnerungen holte. Hält der Heimatdichter die Sonderart des alten Stammes und seiner Landschaft fest, weil ihm in seiner Hellhörigkeit am ersten Sterbelaute vernehmbar werden? Dann wäre die Heimatkunst mit all ihren erfreulichen Äußerungen auch nur wie alles künstlerische Schaffen der Gegenwart ein Wahrzeichen der Lebenswandlung, die sich unter uns vollzieht.

Mehr als die Dichtung bietet die Tonkunst der Gegenwart. Gewiß, der schnelle Umtrieb unsers Daseins, der unsere Nerven in einem Maße beanspruchte, das der Vergangenheit fremd war, hat die Tondichter gezwungen, ihre Schöpfungen der neuen Zeit anzupassen. Aber die Jungen haben die Alten nicht zu verdrängen vermocht. Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schumann kommen in großen und kleinen Städten Deutschlands neben den Tondichtern der letzten Vergangenheit und der Gegenwart in Kirchen, Sälen und Theatern zum Vortrag; und nicht bloß ein kleiner Kreis vernimmt sie, wie es bei den Dichtern früherer Zeiten der Fall ist. Sie sprechen die Massen an. Mit den Tönen aber drängt sich an den Menschen der Gegenwart und klingt in ihm an, was sie einst von dem Leben der Vergangenheit einzufangen vermocht haben. Hier wird ihm ihre Festigkeit und Sicherheit, ihre Lebensbestimmtheit mitten in dem eigenen Schwanken, in der eigenen Haltlosigkeit und Verschwommenheit Erlebnis sparsamer Weihestunden. Hier wachen aus ererbten unbewußten Erinnerungen die Tage der Vorzeit in den Seelen auf: Gesangbuchverse, Bibelsprüche werden beredt; was sich immer den Meistern von dem Lebensgehalt und der Lebensrichtung ihrer Zeit in Melodie und Vorwurf gewandelt hat, wird laut auch für die vielen, denen die Vergangenheit ein totes Land geworden ist. So besitzt unsere Gegenwart in dem Schatze alter Tonwerke ein Zaubermittel, das ihr eine zeitweilige Abkehr von sich selbst und ihrer eigenen Unbefriedigtheit und ein Ausruhen in dem ihr aufgegebenen Kampf um eine Selbsterneuerung

ermöglicht. Freilich aus der Ruhe schöpfen wir noch nicht die Kraft; sie hilft uns nur über die Ermüdung hinweg; Kraft wächst nur aus dem Kampfe selbst zu.

f) Die Philosophie des Lebens.

„Von der Überzeugung, daß wir uns heute in einer geistigen Krise befinden, wie sie in solcher Tiefe und Weite die Menschheit noch niemals erlebt hat", ist Rudolf Eucken in Jena ganz durchdrungen. Seine Philosophie erbringt den Beweis, daß im Niederbruch alter Lebenswerte, im Widerstreit der Lebensanschauungen in der Gegenwart doch bereits Kräfte am Werke sind, eine neue Sicherheit zu begründen. Nach ihm „hat es die Philosophie von alters her unternommen, den Menschen von der Enge einer Sonderexistenz zu befreien und ihm zu einem Teilhaben am Leben des Alls zu verhelfen". Dabei ist der Denker zwar von seiner Zeit abhängig, seine Leistung ist an sie gebunden; der weitere Verlauf der Dinge überholt sie. Diese Tatsache darf uns aber nicht zu der Meinung von ihrer Wertlosigkeit verführen. Vielmehr offenbart sich in der Philosophie „ein Sichselbstsuchen eines zeitüberlegenen absoluten Lebens"; die Geschichte ist seine Selbstentfaltung. „Von den Zwecken und Lagen des Menschen muß sich scheiden ein bei sich selbst befindliches und sich selbst entfaltendes Leben mit eigenen Größen und Gütern, eine tiefere Schicht der Wirklichkeit jenseit des menschlichen Tuns und Treibens ist anzuerkennen und herauszuarbeiten."

Eucken schildert sowohl das niederdrückende wie das erhebende Erleben unseres Lebens, wie wir, gebunden an die Umwelt, doch uns in Religion, Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft über sie zu erheben suchen. Dabei „leugnet und bekämpft das Durchschnittsleben hartnäckig die Selbständigkeit des Höheren und gewahrt nicht, daß das nichts Geringeres als eine Zerstörung seiner Wurzel bedeutet und das gesamte Leben träger Stagnation überliefert". „Der darin versenkten Denkart wird alles Wunderbare zur bloßen Wunderlichkeit, ein Gegenstand des Angriffs und des Spottes." Gegen diese Denkart geht der Kampf; um ihn siegreich zu bestehen, muß sich das Höhere zusammenschließen; die einzelnen Lebensströme dürfen nicht auseinandergehen oder gar sich verfeinden. Im schaffenden Leben findet Eucken die entscheidende Wendung; mit ihr überhaupt kommt Sinn und Wert in das menschliche Leben; wir bringen mehr Klarheit und Kraft in unser Leben. „Der Begriff des Wesens erhält damit erst einen rechten Sinn, er bedeutet dann nicht etwas, das hinter den einzelnen Vorgängen, sondern was über ihnen liegt und sie zusammenfassend erhöht. Wesen ist nicht Grundlage und Ausgangspunkt, sondern Aufgabe und höchstes Ziel, es befindet sich nicht hinter, sondern vor uns, wir besitzen es nicht, und wir er-

reichen es nur durch erhöhende Lebenstat; demgemäß bedeutet, wenn wir von Wesensbildung sprechen, das nicht eine bloße Ausbildung eines schon vorhandenen Wesens, sondern die Erzeugung eines Wesens aus vordringender Schöpfertat." „Alles echte Schaffen ist zugleich eine Offenbarung, ein Gehobenwerden in einen überlegenen Lebensstrom."

In halbdunklen Worten und Sätzen, wie sie den Propheten eignen, ringt Eucken mit der Mutlosigkeit, Zersplitterung und Halbheit unserer Tage um einen Aufstieg, um Besinnung auf uns selbst, „um eine Herausarbeitung des in uns wirksamen Beisichselbstseins des Lebens". Diese Halbdunkelheit entspringt dem Bemühen, die Ursprünglichkeit des Lebens gegen die Ursächlichkeit, die das Triebwerk der Umwelt beherrscht, zu erfassen, unserem Gemüt spürbar zu machen und unserem Wollen als Antrieb einzubilden: „suchen wir fester zu werden und zugleich volle Freiheit zu wahren!" Unsere Sprache entlehnt ihre bildhaften Wendungen der Umwelt; wenn sie vom Leben zeugen soll, so muß ihr der Ausdruck mühsam abgewonnen werden.

g) Der Sinn des Widerstreites der Lebensanschauungen.

Welche Stellung sollen wir im Widerstreit der Lebensanschauungen einnehmen? Zunächst müssen wir uns darüber klar sein, daß sich das menschliche Leben, daß sich das Leben in der Welt überhaupt als eine Aufgipfelung auf dem Dasein gibt: es ist zugleich mit ihm da in Raum, Zeit und Sonderung. Niemals aber kann das Leben, wie es sein soll, selbst als ein Sein, als eine Wirklichkeit jenseits der Wirklichkeit verstanden werden. Es ist nicht da, sondern es gilt. Werbend stellt es uns die Religion als das Heilige vor, fordernd zeigt es uns die Sittlichkeit als das Gute, es erregt unsere Seele als das Schöne in der Kunst, und es bewegt uns als Wahrheit von Erkenntnis zu Erkenntnis in den Einzelwissenschaften bis zu den rastlos wiederholten Versuchen der Philosophie, alle Erkenntnisse zu einer Weltanschauung auszuweiten und zu vertiefen. Versuchen wir, geworben, gefordert, erregt und bewegt, es auf dem Boden unseres Daseins zu verwirklichen, unternehmen wir die Selbstverwirklichung, so gewinnen wir uns und unseren Mitmenschen einen gehaltvollen Lebensinhalt. Im Gestalten und Fügen unserer Inwelt bringen wir, je entschlossener wir das Werben, Fordern, Erregen und Bewegen bejahen, zu der reinen Gestaltung und Fügung vor, werden gewiß, daß sie gilt, ahnen, daß die Welt und ihr Werden ihre Selbstverwirklichung darstellt, die aus dem Einerlei durch Sonderung zur umfassenden Allheit führt. Diese Gewißheit und Ahnung steigt uns zunächst nur im engen Rahmen der Vereinzelung auf, der wir unterworfen sind, dann im weiteren

Rahmen der Lebensgemeinschaften, die uns einbeziehen, endlich im umfassenden Rahmen der Geschichte, die uns das Lebenserbe der Vorzeit überantwortet: Selbsterkenntnis, Gesellschaftskunde und Geschichtsphilosophie erschließen den Weg zur Metaphysik.

Religion, Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft sind in unseren Tagen in eine Abwehrstellung gegeneinander geraten. Ursprünglich im Zeitalter geistiger Gebundenheit war die Religion das Quellgebiet, aus dem alle Lebensströme entsprangen, in dem sie zugleich ihre Gewässer ausbreiteten. Dann aber, im Zeitalter geistiger Verselbständigung verlegte zuerst die Wissenschaft ihren Ursprung in ein eigenes Brunnenland; ihr folgte die Kunst. Zuletzt in der Gegenwart will auch die Sittlichkeit selbstherrlich werden. Der Zug aus der Enge in die Weite, aus dem Einerlei zur Sonderung ist unverkennbar. Wir werden diese Selbstbewegung der Lebensströme nicht hindern können. Der Mensch vermag ebensowenig die Wege der großen Naturgewalten zu verlegen. Hier unterwirft er sich wohl notgedrungen den veränderten Verhältnissen; aber er sucht, indem er die Gesetze ihres Werdens, das Geheimnis ihres Wechsels erforscht, der Dienstbarkeit gegen ihre Allmacht zu entgehen: was regelmäßig eintritt, wird mich nicht mehr überraschen können.

Ähnlich werden wir auch die Befreiung der Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft aus dem Einflußbereich der Religion aufzunehmen haben. Wir werden diesem Ringen nach Selbstbestimmung einen Sinn abgewinnen müssen, um nicht unter ihm zu leiden und an ihm zu kranken. Das Leben, wie es sein soll, warb einstmals als das Heilige um den Deutschen. Heilig erschien ihm auch das Gute, Schöne und Wahre unterschiedslos und manches, das weder heilig, noch gut, wahr oder schön war; die Selbstherrlichkeit des Wahren, Schönen und Guten war ihm noch nicht aufgegangen, aber zugleich auch noch nicht die volle Reinheit des Heiligen, Wahren, Schönen und Guten. Da befreite sich zuerst die Wissenschaft; und diese Befreiung erscheint uns jetzt wie eine Erlösung aus Fesseln und Haft, wie eine Selbstoffenbarung der Wahrheit. Bezeichnend für sie war es, daß sie sich auf dem Boden der menschlichen Seele vollzog: schmerzvoll mußte sie der Deutsche erkämpfen. Ebenso, nur vielleicht weniger schmerzvoll für ihn, verlief die Lösung der Kunst aus der Heimat der Religion.

Wir selbst leiden unter den Wehen, die der Kampf der Sittlichkeit um ihr Selbstbestimmungsrecht über die Herzen bringt. Die Kirche des Mittelalters stellte den Menschen das Gute als die Forderung Gottes vor, für die er wirbt, indem er den Himmel als Lohn für den Willigen, die Hölle als Strafe für den Übeltäter bereit hält. Dagegen erfuhr es Luther, daß sich

Leben nur an Leben entzündet: von der Güte, die in einem Menschenleben Wirklichkeit geworden, geht eine lebenweckende Kraft aus. Verblaßte ihm unter dieser Erfahrung das mittelalterliche Weltbild, so begründete er gleichwohl noch das Gute als die Forderung Gottes. Nun aber ist Gott der Gegenwart nicht mehr eine Selbstverständlichkeit; darum ist ihr das Gute nicht mehr eine selbstverständliche Forderung, als die es der Vergangenheit erschien, als die sie es aufnahm. Wir selbst haben ja die Verwirrung der Gewissen im deutschen Kriege und während der deutschen Umwälzung erlebt. Die Religion aber hat sich im Kampf gegen die Unsittlichkeit als machtlos erwiesen.

In dieser furchtbaren Lage kann nur eine Selbstoffenbarung des Guten die Wendung bringen. Das Leben, wie es sein soll, muß fordernd sprechen, wie wir es in solcher Dringlichkeit und Selbstverständlichkeit noch nicht vernommen haben: wir sind uns und den Lebensgemeinschaften, die uns umfassen, verbunden, diese Forderung mit unserem ganzen Vermögen zu bejahen und zu verwirklichen. In diesem Verbundensein erleben wir unsere Menschenwürde; wer dieses Verbundensein nicht anerkennt, ist unter- oder minderwertig. Hier spricht sich jeder selbst das Urteil, ebenso scharf und unwiderruflich wie der Mensch, der der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt oder wissenschaftlicher Erörterung zu folgen unfähig ist.

Zugleich aber wird frommem Gefühl das Herz bereitet, wenn die sittliche Forderung selbstherrlich und über den Menschen Gericht haltend auftritt. Wer die volle Forderung des Lebens, wie es sein soll, auf sich zielen sieht, ohne etwas abmarkten zu können, der wird seine Seele nicht verschließen, wenn er sie umworben fühlt, daß sie sich mit Kraft und Begeisterung erfüllen lasse, die sie sich selbst, wie hundert niederdrückende Erfahrungen erweisen, nicht einzuhauchen vermag. Wenn das Gute ernsthaft und klar als menschliches Erfordernis, aus dem eingeborenen Bedürfnis des Menschen nach Menschenwürde heraus begriffen wird, erst dann werden im tiefsten Innern die Brunnen entriegelt, aus denen die Gewißheit strömt: „Wir sind göttlichen Geschlechts." So beantwortet sich uns zuletzt auch die Frage nach dem Verhältnis der auf sich selbst gestellten Sittlichkeit zur Religion.

3. Der Kampf um die Schule.

a) Die Forderung der staatsbürgerlichen Erziehung.

Der Widerstreit der Lebensanschauungen führte naturgemäß auch zu einem Kampfe um die Schule, deren Aufgabe es ja sein soll, die Jugend mit den Lebenswerten zu erfüllen, die den Erwachsenen gelten.

Die wirtschaftliche Blüte im Deutschen Reiche täuschte das jüngere Geschlecht nicht über die Blindheit und Entschlußlosigkeit seiner Staatsmänner. Eine reine Freude am Wachsen der Gütererzeugung, an der Steigerung des Verkehrs, an den Erfolgen des

Handels brach in ihm nicht durch; es fühlte, daß man im Neuen Reiche im Gegensatze zu Bismarcks Tagen in die Luft baute. Über seine Seele kam etwas von der brennenden Sorge aus den letzten Jahren des Reichsgründers. Da sollte nun eine staatsbürgerliche Erziehung helfen. Eine „Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung" setzte sich die Aufgabe, „fern von parteipolitischen und konfessionellen Bestrebungen die staatsbürgerliche Bildung im deutschen Volke zu fördern, namentlich auf die Erziehung der heranwachsenden Jugend zum Verständnis der Grundlagen unseres staatlichen Lebens, zu vaterländischem Verantwortlichkeitsgefühl und staatsbürgerlichem Pflichtbewußtsein zu wirken".

Deutlich erkannte man von vornherein, daß es mit Belehrungen über den Staat und seine Einrichtungen nicht getan ist. Der Schule muß der künftige Staatsbürger entwachsen; auf ihrem Boden müssen die Lebenswerte gepflegt werden, deren Verwirklichung der Staat nachmals von ihm fordert. Darum ist dem Münchener Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner die Erziehung überhaupt in starrer Einseitigkeit staatsbürgerliche Erziehung. Ihr Ziel „ist die Verwirklichung eines sittlichen Gemeinwesens". Ihre „Aufgabe ist also, die Bürger so zu erziehen, daß ihre Tätigkeit, bewußt oder unbewußt, direkt oder indirekt dazu dient, den konkreten Verfassungsstaat, den sie bilden, dem unendlich fernen Ideale eines sittlichen Gemeinwesens — dem Ideale des Kultur- und Rechtsstaates — näher und näher zu führen".

Die Einseitigkeit Kerschensteiners vermeidet Richard Kabisch. In vier Stufen will er den Zögling über den Selbstsinn hinausheben. Zuerst habe man den Familiensinn zu pflegen; tief empfunden ist hier der sinkende Einfluß des Elternhauses auf die Jugend in der Gegenwart. Alsdann sei der Gemeinsinn zu bilden, die Hingabe an den engeren Kreis der Berufs-, Standes-, Gemeinde- und Glaubensgenossen, weiter der Staatssinn, die Hingabe an die Kultur- und Rechtsgemeinschaft, und zuletzt der Ewigkeitssinn.

Bei der Neigung der Deutschen zum Weltbürgertum ist es verständlich, daß man sofort, als die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung auftauchte, nach dem Ausland blickte, wo sich ja alle ohne Unterschied der Partei in dem entschlossenen Bekenntnis zum eigenen Staate und Volke zusammenzufinden gewohnt sind. Dort verfügte man bereits über Mittel und Wege, der Jugend den Staatsgedanken einzupflanzen. Derartige Einrichtungen empfehlen denn auch die Neuerer für Deutschland. Schülervereinigungen sollen sich nach dem Vorbilde Englands und Amerikas mit den Fragen des öffentlichen Lebens beschäftigen. Die Selbstregierung der Schüler, die schon im 16. Jahrhundert der deutsche Schulmann Valentin Trotzendorf in Goldberg versuchte, wird als nordamerikanische Errungenschaft befürwortet. Dabei aber wird übersehen, daß sie in den Vereinigten Staaten,

wo sie wieder neu entdeckt worden ist, berufen wurde, der starken Zuchtlosigkeit entgegenzuwirken, die man mit anderen Mitteln nicht mehr zu meistern vermochte. Ein blindes Nachahmen dürfte daher nicht angebracht sein. Eine Schule ist, wie H. Gaudig treffend sagt, kein Staat; es ist eine Spielerei, ihrem Gemeinschaftsleben die Formen des Staatslebens geben zu wollen. „Diese Formen wachsen nicht aus der Natur der Schulgemeinschaft heraus, sondern sind eine von fremdher übernommene Schablone." Nicht der Schulgemeinde, wohl aber der Klasse will Gaudig die Selbstregierung zugestanden wissen. Ihr Hauptgebiet ist ihm „das der intellektuellen und technischen Arbeit," weitere Gebiete sind das des Spieles, der Ausflüge, der Feste und der Ordnung. Dabei warnt er vor allem Parlamentwesen und Beamtentum; er fordert urwüchsigen Ton bei allen Verhandlungen der Klassengenossen und die zeitweilige und genau umgrenzte Beauftragung. Fein weiß er die deutsche Eigenart, die sich seit unserer Vorzeit aus unserm Treueverhältnis zu unseren Führern entwickelt hat, in ihrer Gefahr für das Gemeinschaftsleben zu schildern:

„Wir Deutsche neigen, wenn ich recht sehe, im stärksten Maße dazu, die Träger irgendwelcher Machtvollkommenheit über Gebühr mit Verantwortung zu belasten und ein Gefühl der Kollektivverantwortlichkeit sich nicht rein entwickeln zu lassen. Man denke an unser deutsches Vereinswesen mit seiner Belastung des Vorstandes, an unser Parteiwesen mit seiner übermäßigen Inanspruchnahme der Parteileitung, an unser kirchliches Wesen mit seiner völlig unzulänglichen Entwicklung der Gemeindeverantwortlichkeit usw. Ernennt man Klassenbeamte, die mit irgendwelchen Rechten bekleidet werden, so wird die Folge sein, daß die Klasse sie mit der Verantwortung belastet, die sie selbst tragen muß und allein tragen kann. Die Klasse als Ganzes büßt ihre Kraft, vor allem die Initiative ein; die Gesamtenergie geht zurück, die Klasse zerfällt in Führer und Geführte; bei den Führern wird der Wille zur Macht, die Eitelkeit und Selbstgefälligkeit groß gezogen."

Zwei Fächer, die in der Schule bisher nur stiefmütterlich behandelt wurden, der Geschichts- und Erdkundeunterricht, müssen vor allem in den Dienst der staatsbürgerlichen Erziehung gestellt werden. Dabei gilt es das Auge für die unwiederholbare Eigenart der Entwicklung jedes Volkes und Gemeinwesens, besonders natürlich unseres eigenen Volkes und seiner Lebensgemeinschaften, für den Boden und die Daseinsbedingungen, auf dem und unter denen es leben muß, zu schärfen. Wir müssen jede einzelne Stufe in diesem Werden als notwendige Durchgangsstufe innerhalb der Gesamtentwicklung erfassen und erleben. Nur so wird die Zeit selbständigen Handelns, die einmal für die Schuljugend anbricht, von allen als kostbare, verantwortungsreiche Frist genommen werden, deren Vergeudung ein Verbrechen gegen das Vaterland wäre. „Was du von der Minute ausgeschlagen, gibt deinem Volke keine Ewigkeit zurück", so ließe sich das Dichterwort aus der Zeit geistiger Verselbständigung für das Zeitalter geistiger

Verbundenheit sinngemäß umwandeln. Umgekehrt aber würde der Sinn für die Ursprünglichkeit jeder Entwicklung erwachen, den Herder in uns Deutschen gegen unsere Nachahmungssucht zu wecken als Notwendigkeit begriffen hat. Das Schielen nach der Fremde, die Einbrüche ausländischer Denkart und Bräuche, die immer wiederkehrende Ablenkung unseres Volkes aus seiner ihm durch Wesen und Landschaft vorgezeichneten Lebensrichtung würden aufhören. Wir würden es verstehen lernen, daß der Deutsche Weltbürger zu sein nur so weit berechtigt ist, als er Deutscher ist: nur der bodenständige Mensch ist Mensch im Vollsinn des Wortes, der Heimatlose zur Wesenlosigkeit verurteilt.

b) Die Forderung des Moralunterrichts.

Der Materialismus hat uns eine Geringschätzung der Religion gebracht. Er glaubt, sie entbehrlich gemacht zu haben. Die Kirchen und die Theologie haben sich auf die Gegenwart nicht einzustellen vermocht. Vor allem verlangt die evangelische Kirche noch immer die Behandlung des Katechismus im Religionsunterricht. Man versteht es, wie dem Erwachsenen dieses erste Lernbuch der neuen Glaubens- und Sittenlehre, das klassische Heft des Reformators für den Hausvater, der seine Kinder und sein Gesinde belehren will, lieb und teuer ist; aber diese Hochachtung vor dem Zeugnis einer großen Vergangenheit darf uns nicht blind machen gegen die schlichte Tatsache, daß die geschichtliche Entwicklung es als Lehrbuch überholt hat. Es ist auf die Daseinsbedingungen des Zeitalters zugeschnitten, für das es geschrieben ist. Die Katechismuserklärungen, die im Laufe der Zeit notwendig geworden sind, beweisen durch ihr bloßes Dasein unwiderlegbar, daß für uns die Fassung der Glaubens- und Sittenlehre des Katechismus unzulänglich geworden ist. Luther konnte kein Wort für den Arbeitgeber, den Lohnarbeiter, den Beamten, für die einzelnen Berufe unserer Gegenwart schreiben, genossenschaftliche Zucht und Ordnung, die Pflicht der Vaterlandsliebe und des Staatsbürgers, die Gemeinnützigkeit nicht behandeln, wie wir sie erörtern müssen. Zudem stand er noch mitten in der Vorstellungswelt der römischen Kirche, deren Glaubenssätze in der Auseinandersetzung mit der griechischen Philosophie und mit der morgenländischen Aufklärung der Gnosis entstanden sind. Wohl hatte er das Weltbild der katholischen Heilsanstalt innerlich überwunden; aber die Rücksicht auf seine Zeitgenossen, die im Glauben an dieses Weltbild aufgewachsen waren, bestimmte ihn, es im Katechismus noch festzuhalten. Dazu waren die Frühlingstage der Reformation vorüber, der erste Schwung der Begeisterung war dahin; der grämliche Streit und die harte Scheidung der Geister hatte begonnen, als Luther sein Hausbüchlein schrieb. Es trägt unverkennbar die Spuren dieser Tage; der hinreißende Ton, der

die Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" kennzeichnet, ist einer lehrhaften, meisterlichen Weise gewichen.

Die evangelische Kirche ist nicht fähig gewesen, ein Kinderbuch der Glaubens- und Sittenlehre zu schaffen, das der Gegenwart genug getan hätte. Das ist eine Tatsache. Sie hat auch dem Lehrer nicht freie Hand gelassen in einer Ängstlichkeit, die sich selbst richtet. Was man auch für Gefahren befürchten mag, entweder taugt der Mann für seinen Beruf, versteht er das Kinderherz, besitzt er die Gabe der Einfühlung, den redlichen Willen, seinen Zögling lebenswüchsig zu machen, dann wird er in der Religionsstunde selbst mit Mitteln, die der Rechtgläubigkeit ungeheuerlich erscheinen, den Weg zur Seele zu finden wissen; oder er ist untauglich für sein Amt, dann wird auch der Katechismus und die peinlichste Überwachung es nicht verhüten können, daß die Quellen der Religion in der Brust des Schülers versanden und verstopft werden. Die Buchstabensucht des Staatskirchentums hat es verschuldet, daß die Forderung, man möge die Schule vom Religionsunterrichte befreien, immer lauter erklang. So haben sich *weite Kreise für eine Preisgabe der feinsten Stunden* entschieden, die sich zwischen dem Lehrer und seiner Klasse abspielen können: sie wollen in der Schule auf die werbende Macht des Lebens, wie es sein soll, verzichten, von der Jesus im Gleichnis vom verlorenen Sohn in so unvergleichlicher Weise gehandelt hat, daß sich jeder Versuch eines Beweises für den Wert der Religion erübrigt. Jener werbenden Macht werden wir bedürfen, solange es bei den Menschen Schuld, Leid und Tod und die Sorgen gibt, die ihnen entspringen.

Natürlich blicken wir Deutsche im Falle der Unentschlossenheit auf *das Ausland*. Frankreich hat im Jahre 1882 den Religions- durch den Moralunterricht ersetzt. Auch in England und Nordamerika wird ihm das Wort geredet: man versucht sittliche Unterweisungen und Übungen. Solche Entschlossenheit im Bruch mit dem Herkommen macht auf uns stets Eindruck; wir halten sie für eingegeben von dem wahren Fortschrittsgeist und versäumen es, gegen die Erfolge der Fremde ihre Enttäuschungen zu halten.

Nicht ein unbesehenes Nachmachen kann uns aus der tatsächlichen Not erlösen, sondern *wir selbst müssen für uns einen Weg suchen*. Zunächst werden wir einen Religionsunterricht erstreben müssen, der den Lehrer von der Gebundenheit an die Kirche befreit; sie hat ja volle Gelegenheit, den reiferen Schüler in ihre Glaubenslehre einzuführen; ihr wird es überlassen sein, ihm zu bieten, was den Erwachsenen dauernd mit ihr verbindet. Die Schule wird dem Kinde natürlich nicht eine Schulreligion aufdrängen wollen; das hieße eine Not durch eine andere verdrängen. Vielmehr gilt es die Anlage zur Religion zu entwickeln, die Quellen in der

Menschenbrust zum Strömen zu bringen. Leben kann sich nur an Leben entzünden: das religiöse Leben der Vergangenheit und Gegenwart, das eigene Leben des Lehrers muß lebenerweckend wirken. Religion muß erlebt, kann nicht gelehrt werden. Dem Verantwortungsgefühl und dem Pflichtbewußtsein des Schulmeisters, die ihn keinen Augenblick vergessen lassen werden, was er den Seelen schuldig ist, die aus Kinderaugen zu ihm sprechen, muß man das Beste und das Letzte überlassen. Wem man viel vertraut, der wird auch viel von sich verlangen. Die Aufgabe der Erziehung zur Frömmigkeit aber wird genau umschrieben durch den Begriff der Erziehung als Wertverwirklichung. Es handelt sich in der Religionsstunde um die religiösen Werte, um diejenigen Werte, die sich nur unmittelbar erfühlen lassen, um das Heilige, das um die Menschenseele wirbt, um sie über ihr Schicksal zu erheben, um ihr den großen Schwung zur Auseinandersetzung mit dem niederdrückenden Erleben unseres Lebens einzupflanzen. Bleibt diese Aufgabe dem Klassenleiter lebendig bewußt, so ist der Religionsunterricht gegen die Gefahren der Eigenwilligkeit und Eigenbrödelei geschützt, die ihm etwa von der aus kirchlicher Gebundenheit befreiten Schule her drohen könnten.

Ist so die Religionsstunde wirklich zur feinsten Stunde der Schultage geworden, so werden wir der Frage der Erziehung zur Sittlichkeit unvoreingenommen begegnen. Wir werden sie aus den Bedürfnissen und mit der wissenschaftlichen Einsicht der Gegenwart behandeln. Wertvoll sind da Untersuchungen, wie sie Kerschensteiner in seiner Schrift „Charakterbegriff und Charaktererziehung" angestellt hat. Er unterscheidet den biologischen Charakter, die Mitgift der angeborenen Fähigkeiten, von der Individualität, von der Einzigartigkeit, die sich aus ihm entwickelt, je nachdem die Daseinsbedingungen die eine oder andere Anlage in ihrer Entwicklung begünstigen, aufhalten oder verkümmern und so Gewohnheiten entstehen lassen. „Dem Eigenschaftenkomplex des biologischen Charakters aber steht ein Komplex anderer Eigenschaften gegenüber, nämlich jener, der es der Erziehung ermöglicht, der Art, Mannigfaltigkeit und Richtung des Handelns mehr und mehr ein bestimmtes dauerndes Gepräge zu geben. Es ist jener Teil der teils angeborenen, teils erst nach der Geburt sich entwickelnden Anlagen, auf die der Erzieher sich stützen muß, um die Handlungstendenzen, die dem biologischen Charakter entspringen, im Sinne seines Erziehungsideals beeinflussen zu können." Diesen anderen Eigenschaftenzusammenhang nennt Kerschensteiner den intelligiblen Charakter. Bezeichnend für ihn ist die Willensstärke, die Urteilsklarheit, die Feinfühligkeit und die Aufwühlbarkeit des Gemütsgrundes. So sind grundlegende Gesichtspunkte für eine Charaktererziehung in der Familie und Schule gewonnen, Angriffsstellen und Verfahren bezeichnet. „Das große Problem der Erziehung

ist, unter größtmöglichster Schonung der Individualität des einzelnen den Charakter im eigentlichen Sinne zu gestalten", „den auf Werte gerichteten und Werte erzeugenden Charakter", den Kerschensteiner „Persönlichkeit" nennt. Um dieses abgehetzte und mißbrauchte Fremdwort zu vermeiden, bei dem sich so vieles denken, verschieben und verschweigen läßt, das man dem Erziehungsideal des Neuhumanismus vorbehalten sollte, sprachen wir von Selbstverwirklichung, von einem Leben, das sich eine gehaltvolle Inwelt gestaltet und fügt und aus ihr heraus handelt. Die Untersuchung Kerschensteiners endet mit einer umfangreichen Aufgabe an die Forschung: „Die wissenschaftliche Pädagogik wird sich mehr und mehr der Notwendigkeit der Individualitäts- und Begabungsforschung bewußt."

Die Frage der Erziehung zur Sittlichkeit, des Moralunterrichts, ist also die Frage der *Verwirklichung sittlicher Werte an den Heranwachsenden*. Wir werden diese Aufgabe nur lösen können mit *Hilfe eines Lehrerstandes, der bewußt im Leben der Gegenwart steht*. Wer über die Daseinsbedingungen seiner Zeit nicht unterrichtet ist, der welt- und volksfremde Mensch ist solcher Aufgabe nicht gewachsen. Wer nicht die Möglichkeit besitzt, sich in die augenblickliche und künftige Lage seiner Schüler einzufühlen, der steht vor dem Boden, aus dem das Leben seiner Zöglinge entspringt, wie ein Ackersmann, der seine Säemaschine nicht handhaben kann und darum den Samen in der unzulänglichen Weise der Vorzeit ausstreut. Darum fordert Gaudig mit Recht „die Kenntnis der Lebensgebiete, eine Lebenskunde". „Sie macht mit der Natur des Lebens und der Lebensgebiete bekannt, wie sie in der Gegenwart sind." *Der Lehrer muß auch die sittliche Gefährdung kennen, in die die Berufe der Zeit den Menschen bringen*. Die Losung: „Freie Bahn dem Tüchtigen" bekommt nur allzu leicht die Bedeutung des Rechts zum Ellenbogengebrauch für den Rücksichtslosen; und gerade wir Deutsche neigen dazu, dem Erwerbstriebe zu verfallen, die Lust am Vorwärtsdringen ganz auszukosten, den Erfolg zum Wertmesser menschlichen Wesens zu machen.

Ob nun *neben* den Religionsstunden ein Moralunterricht notwendig wird, das hängt davon ab, ob sich die deutsche Lehrerschaft dazu entschließen kann, die Religion aus der Schule zu verstoßen. Jedenfalls darf der Moralunterricht nicht die trostlose Behandlung sittlicher Gebote uud Vorschriften sein; sonst endet er als Kasuistik, als Gewissens-, Klugheits- und Kniffslehre. Er darf auch nicht die von der Aufklärung beliebten erfundenen Erzählungen mit nachfolgender Nutzanwendung bringen. Aus der reichen deutschen Geschichte und Dichtung hätte er lebendige Gestalten, naturwahres Ringen um einen sittlichen Lebensgehalt vorzuführen; der Schüler müßte es lernen, sich in die fremde Seele und Lage zu versetzen, sich einzudenken und einzufühlen:

es geht um deine Menschenwürde, das muß ihm klar und voller Ernst werden. Wichtig wird auch die von Foerster verlangte „ethische Durchdringung des gesamten Lehrstoffs", seine Durchsittlichung sein; natürlich muß sie Absichtlichkeit und Aufdringlichkeit vermeiden. Vor allem muß die Klasse eine Arbeitsgemeinschaft werden, wie Kerschensteiner und Gaudig sie wollen. Fehlen würde aber der also verweltlichten Schule, wenn sie auch das Fordern des Lebens, wie es sein soll, in die selbstverständliche Selbsteinstellung ihrer Zöglinge wandelte, dennoch immer die heimliche, unersetzbare Werbekraft der Religion. Darum kann der Entschluß, sie abzustoßen, bei der deutschen Lehrerschaft niemals ein leicht fertiger sein.

c) Die Losung der Arbeitsschule.

Der pragmatistischen Denkart der Zeit ist der berechtigte Kampf gegen die „Lehrerschule" und ihre Einstellung auf die Übermittlung abfragbaren Wissens entsprungen. Ist ihre Mitgift brauchbar bei den Anforderungen, die das Dasein später einmal an den Schüler stellt? „Wissen ist Macht", das ist die weitverbreitete Ansicht besonders der Bildungshungrigen, die unter der Lückenhaftigkeit ihrer Schulbildung leiden und im Dienste der Maschine dem Triebwerke der Fabrik oder des Bergwerks eingegliedert sind. Aber nicht jedes Wissen verleiht die begehrte Macht; nur das Wissen, das sich unmittelbar in ein Können umwandeln läßt, anwendbares Wissen gibt einen Vorsprung. Es ist eine richtige Beobachtung von Tews, daß „die Arbeit aus dem Gesichtskreise der heranwachsenden Jugend gerückt ist". Ihr Dasein wird durch tausend fleißige Hände ermöglicht; aber sie sieht sie nicht sich regen; die Luft, an diesem Treiben teilzunehmen, erwacht in ihr nicht.

Da erklang aus Nordamerika die Losung der „Arbeitsschule". Dort trat um die Jahrhundertwende John Dewey mit der Forderung hervor, daß sich jede wissenschaftliche Behandlung an eine Handfertigkeit anschließen müsse. Die Naturkunde habe vom Kochen, Spinnen, Weben, von der Schlosserei und Uhrmacherkunst auszugehen. Wie Rousseau will er die Kinder erst lesen, schreiben und rechnen lehren, wenn sie selbst nach solchen Fertigkeiten verlangen. Zwar hat Dewey diese Übertreibungen selbst nicht aufrechterhalten können, als er seine Forderungen zu verwirklichen suchte; aber deutsche Neuerer folgten ihm nach und erwarteten von der Handarbeit die Neugestaltung des Schulwesens. Auch sie haben einsehen müssen, daß ihre Erwartungen zu hoch gespannt waren.

Kerschensteiner hat den Begriff der Arbeitsschule zu umschreiben versucht. Nach ihm kommt es darauf an, daß sich der werdende Staatsbürger „die potentielle, in der Struktur der Kulturgüter aufgespeicherte

geistige Energie" in Kraft umwandle, die sich dann in seinen seelischen Verrichtungen treibend und zielsetzend auswirken werde. So habe sich das Volk seine Sprache geschaffen und in ihr einen eigenartigen Kraftvorrat aufgespeichert; wer sich diese Sprache erarbeite, an dem entfalte sie ihre bildende Macht. Der Gedanke des Lebenserbes ist hier treffend zum Ausdruck gebracht. Was uns die Überlieferungen der Religion, Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft in ihren Ergebnissen, Schöpfungen, Gebilden und Gestalten bieten, das stellt in seinem Lebensgehalte die Leistung der Werte schaffenden Arbeit der Vergangenheit dar. Es ist der greifbare Niederschlag des menschlichen Ringens um das Leben, wie es sein soll; es ist gleichsam der Gedächtnisvorrat der menschlichen Gattung im Gegensatze zu dem beschränkten Erinnerungsgute des einzelnen. Seine Aneignung geschieht allerdings nicht dadurch, daß der Heranwachsende mit ihm sein Gedächtnis belastet, sondern dadurch, daß er die Arbeit noch einmal, nur jetzt müheloser leistet, die die Vorfahren aufzuwenden hatten. Mit dieser Auffassung der Arbeitsschule sind in glücklicher Weise alle Einseitigkeiten und Übertreibungen abgewiesen. Der Kerngedanke, daß man sich des Lebenserbes bemächtigen müsse, um selbst zum Schaffen zu gelangen, der schon Luther vorgeschwebt hat, ist getroffen, wenn auch Gaudig mit Recht gegen Kerschensteiners Bestimmung des Erziehungszieles streitet: „Der Obersatz, von dem Kerschensteiner ausgeht, der den Zweck der Staatsschule dahin bestimmt, brauchbare Staatsbürger zu erziehen", steht tatsächlich in keiner Beziehung zu der Folgerung, daß sich die Jugend das Lebenserbe anzueignen habe; sie wäre auch für den Fall dazu gezwungen, daß sich der Staat selbst um die Erziehung nicht kümmerte, sondern sie anderen Lebensgemeinschaften überließe.

Auch die Überschätzung der Handfertigkeit beanstandet Gaudig mit Recht. Ihm „wird durch die Selbsttätigkeit die Schule zur ‚Arbeitsschule', d. h. zu der Schule, in der die selbständige Tätigkeit des Schülers, die wesentliche, den Charakter der Schule beherrschende Tätigkeitsform ist".

„Selbsttätigkeit fordere ich für alle Phasen der Arbeitsvorgänge, beim Zielsetzen, beim Ordnen des Arbeitsganges, bei der Fortbewegung zum Ziele, bei den Entscheidungen an kritischen Punkten, bei der Kontrolle des Arbeitsganges und des Ergebnisses, bei der Korrektur, bei der Beurteilung soll der Schüler frei tätig sein. Der freitätige Schüler bedarf keiner Fremdeinwirkung, um den Antrieb zur Tätigkeit zu gewinnen; er bedarf während der Arbeit keiner Erregung der Kraft von außen, er bedarf nicht der Wegführung, damit er den Weg zur Lösung seiner Aufgabe findet. Das Prinzip der Selbsttätigkeit beherrscht den gesamten Schulkursus vom ersten bis zum letzten Tage. Es durchdringt alle Disziplinen, die geistes- und die naturwissenschaftlichen sowie die technischen. Ebenso beherrscht es alle Arbeitsformen, die Arbeit am anschaulichen Objekt, die Arbeit am Text, das entwickelnde Verfahren und alles darstellende Tun. Und endlich: es beherrscht die Arbeit sowohl dann, wenn sie — innerhalb der Klasse — Einzelarbeit ist, d. h. Arbeit,

bei der sich die Arbeit des einzelnen Schülers zur Einzelarbeit absondert, wie auch dann wenn die Klasse das eigentlich arbeitende Subjekt ist. Sofern der Schüler selbsttätig ist, ist seine Arbeit ‚eine Handlung', bei der er selbst das ‚handelnde Subjekt' oder, wie man es ausdrücken kann: ‚der Täter seiner Taten' ist".

Unserer ganz auf das Maschinenzeitalter eingestellten Welt ist die Verbindung von Schule und Werkstatt ein naheliegender und unmittelbar einleuchtender Gedanke. Die Werkstatt ist ihr gleichsam der Arbeitsraum. Nur schüchterne Versuche dagegen sind mit der Gartenarbeit und Kleintierzucht der Schüler gemacht worden. Und doch wird mit der allgemeinen Einführung der Gartenwirtschaft als Lehrfach die Aufgabe, der geistigen Tätigkeit der Schule in der Handarbeit ein Gegengewicht zu schaffen, zur Lösung gebracht. Jede Anstalt müßte nicht bloß einen Schulgarten für den Unterricht in der Naturkunde besitzen, ein Stück Land, in dem allmählich alle Pflanzen der Heimat möglichst unter ihren natürlichen Daseinsbedingungen angesetzt werden, zugleich als eine würdige Erinnerung und als Ergebnis der Ausflüge und Wanderungen; vielmehr muß ihr auch ein Morgen Land in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft gehören, den die Klassen unter sachgemäßer Anleitung bewirtschaften. Hier wäre Gelegenheit, Handfertigkeit auszubilden; vor allem aber käme das Kindergemüt zu den lebenden Pflanzen und Kleintieren in ein anderes Verhältnis als zu den Pappen, Drähten und Blechen, Brettchen und Klötzchen oder gar zu den Erbsen und Stäbchen des Werk- und Werkstättenunterrichtes. Unser Volk aber würde wieder mit seinem Boden verwachsen und ein Auge und Ohr bekommen für das heimliche Leben in Flur und Wald.

d) Die experimentelle Pädagogik.

Nachdem die Psychologie zur Erfahrungswissenschaft geworden war, setzten im Sinne des Positivismus Bemühungen ein, auch die Pädagogik zu einer solchen zu machen. Auch sie sollte sich des Versuches, der genauen Beobachtung, der Vergleichung und der Massenaufnahmen bedienen. Der Leipziger Lehrerverein gründete im Jahre 1906 ein Institut für experimentelle Psychologie und Pädagogik; ähnliche Versuchsanstalten entstanden darauf an deutschen Hochschulen und an einzelnen Lehrerseminaren. Wie es bei solcher ersten Erschließung eines neuen Arbeitsfeldes zu gehen pflegt, überstürzten sich auch hier die Hoffnungen und Erwartungen. Man glaubte endlich an der Schwelle einer selbstherrlichen Erziehungswissenschaft zu stehen, die es nun durch tatkräftiges Arbeiten zu überschreiten gelte. Man übersah, daß der sogenannten experimentellen Pädagogik unüberschreitbare Grenzen gesteckt sind.

Meumann hat der neuen Pädagogik eine vierfache Aufgabe zu-

gewiesen. Zuerst habe sie die körperliche und geistige Entwicklung des Kindes zu erforschen, dann das in der Schule arbeitende Kind zu untersuchen. Die dritte Aufgabe sei die Individualitäts- und Begabungsforschung. Zuletzt habe sie auf Grund ihrer Forschungs- und Untersuchungsergebnisse eine Methodik der Erziehung und des Unterrichts zu liefern.

Frischeisen-Köhler hat gegen diese Absteckung des Arbeitsgebietes die Grenzen des experimentellen Verfahrens festzulegen versucht. Er weist darauf hin, daß man immer nur den einzelnen für sich beobachten und untersuchen kann. Man soll ihn in seinen Lebenszusammenhängen erfassen, wenn man brauchbare Ergebnisse erzielen will, und man muß ihn für die Untersuchung aus ihnen absondern. Solange es sich nur um seelische Empfänglichkeit und Betriebsamkeit handelt, wird man sicher gehen; die Ungewißheit beginnt erst mit der Erforschung der Selbsttätigkeit. Hier läßt sich die Leistung des einzelnen nicht eindeutig und klar von dem Einfluß der Lebensgemeinschaften und des Lebenserbes unterscheiden. „Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt, glaubst du ein Dichter zu sein?" Frischeisen-Köhler gesteht der experimentellen Pädagogik die Fähigkeit zu, über das Unterrichtsverfahren stichhaltige Erhebungen zu veranstalten; aber sie lasse bei der Untersuchung des Erziehungsverfahrens im Stich.

„Unterscheidet man Erziehung als die Lehre von der Bildung des Charakters und der Persönlichkeit von der Unterrichtslehre, dann läßt sich vielleicht allgemein behaupten, daß die eigentlichen Erziehungsprobleme außerhalb des Forschungsbereiches der experimentellen Pädagogik liegen. Die großen, das Erziehungssystem einer Zeit bewegenden Fragen werden von ihr nicht umfaßt. Die Gegensätze der Individual- und Sozialerziehung, der intellektualistischen und der ästhetischen, der humanistischen und der realistischen, der politischen und der religiösen Bildung: alle diese großen und wichtigen Erziehungsprobleme liegen außerhalb des Gebietes, in dem eine Entscheidung auf experimentellem Wege möglich erscheint."

Wie diese Überprüfung der Leistungsfähigkeit der experimentellen Pädagogik erwarten läßt, hat sie bedeutsame Beiträge zur Unterrichtslehre beisteuern können. Der Anschauungs-, Zeichen-, Lese-, Schreib- und Rechenunterricht haben neue Anregungen empfangen; das Kind ist bei seiner Arbeit untersucht worden. Weniger glücklich erscheint die experimentelle Pädagogik bei ihrem Versuche, gültige und sichere Verfahren für eine „Intelligenzprüfung" auszuarbeiten. Gegen die gewissenhafte und geduldige Beobachtung und Auswertung des einzelnen Zöglings bei seiner Arbeit und beim Zusammenarbeiten in der Klassengemeinschaft durch den Lehrer gibt sich die „Intelligenzprüfung" als eine Schnelleistung mit all ihren Nachteilen und ihrem unvermeidlichen Blendwerk. Um sie aber bemüht man sich besonders heiß, weil ihr Gelingen die Frage des Aufstieges der Tüchtigen

mit einem Schlage zu lösen verspricht. Man übersieht, daß die glückliche Lösung dem Lehrer eine Verantwortung abnehmen und um eine Betätigung betrügen würde, die zu den erfreulichsten seines Berufes gehören, den Begabten und Bildungswilligen den verdienten Beistand zu leisten. Mehr hält dagegen die sogenannte Begabungs- und Individualitätsforschung. Es gilt die Mitgift der angeborenen Fähigkeiten zu untersuchen. Sie ist bei den einzelnen Menschen verschieden. Zunächst ist der einzelne selbst nach seinen Merkmalen Gegenstand der Forschung, dann werden viele nach ihren Merkmalen verglichen. Es ergeben sich Ähnlichkeiten und Unterschiede. Sie wieder führen auf Sonderarten, die sich bestimmt voneinander abheben. Der Zusammenhang der Merkmale in den einzelnen Sonderarten wird untersucht; es stellt sich heraus, daß zwischen ihnen Beziehungen vorwalten: gewisse Fähigkeiten treten stets in enger Verbindung oder gegenseitiger Abhängigkeit auf; wieder andere schließen einander aus, schränken einander ein oder ändern sich wechselseitig ab. Sind solche Sonderarten nach ihren Wesenheiten gewonnen, ist die Wandelbarkeitsbreite ihrer Merkmale für eine jede bestimmt, so tritt zuletzt der einzelne, der ihr zugewiesen werden muß, nach dem Zusammenhange seiner Fähigkeiten in eine schärfere Beleuchtung, als sie für ihn anfangs aufzubringen war. Ferner muß die Frage beantwortet werden, wie die Einzigartigkeit aus den angeborenen Fähigkeiten erwächst, wie die Daseinsbedingungen die eine oder andere Anlage in ihrer Ausreifung begünstigen, aufhalten oder verkümmern lassen. Zuletzt wird das Wesen der Vollwertigen, der Über-, Unter- und Minderwertigen zu kennzeichnen und zu umschreiben sein. Damit ist der experimentellen Pädagogik ein viel versprechendes Arbeitsfeld zugewiesen. Regeln der Schülerkenntnis und Schülerbehandlung werden sich aufstellen lassen.

e) Die Forderung der Kunsterziehung. In dem Widerstreit der Lebensanschauungen erwartete man von der Kunst Halt und Hilfe. Kein Wunder, daß auch die Schulmänner nach der Kunst ausschauten. Ein Kunsthandwerk gab es nicht mehr; den Markt beherrschte die Fabrikware; an den Wänden des Bürgerhauses hingen kitschige Öldruckbilder. Die Wandlung brachte im Jahre 1890 das Buch eines namenlosen Deutschen, das die Losung ausgab: „Rembrandt als Erzieher." Sein Verfasser war Julius Langbehn. Er zeigte, wie alle wahre Wesenhaftigkeit bodenständig ist und im Volkstum wurzelt. Ferdinand Avenarius machte in seinen Kunstwartmappen die Bildwerke der Meister der großen Menge zugänglich, Alfred Lichtwark veranstaltete in Hamburg Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken; eine „Lehrervereinigung zur Pflege der künst-

lerischen Bildung in der Schule" wurde dort gegründet. Im neuen Jahrhundert fanden in Dresden, Weimar und Hamburg Kunsterziehungstage statt, die Fragen der Kunsterziehung erörterten: die Einführung der Jugend in die bildende Kunst, in die Dichtung, die Pflege der Muttersprache, die Jugendschriften, den Gesang, das Turnen, Spiel und Wandern.

Auch das Schlagwort von der Kunsterziehung wirkte zunächst berauschend; aber auch hier waren die Erwartungen zu hoch gespannt. Sobald man mit der Behandlung von Kunstwerken in der Schule Ernst machte, mußte man bemerken, daß das Kind ihnen anders gegenübersteht als der erwachsene Kunstfreund, daß man also nicht mit der gleichen Wirkung zu rechnen hat; auch hier gilt das Wort vom Erwerben, um zu besitzen. Eingehende Forschungen und Versuche erwiesen sich als notwendig; unterdessen ebbte die Begeisterung derer ab, die nur von Schlagworten leben. Es zeigte sich, daß das Kind zunächst auf die Einzelgegenstände des Bildes und auf seinen Inhalt achtet, daß es dann fähig wird, das Ganze zu erfassen; erst zuletzt erwacht das Nacherleben und die Fähigkeit, das Kunstwerk zu würdigen. Vor allem das Sehen selbst will gelernt und geübt werden. „Und genauer: nicht bloß das Sehen muß gelernt und geübt werden, sondern auch das damit zu verschmelzende Fühlen und Vorstellen. Sonst bliebe ja das Sehen blind und leer." Gustav Dehning hat „die Erziehbarkeit des ästhetischen Urteils" untersucht und ist zu Ergebnissen gelangt, die fruchtbringende Schularbeit ermöglichen.

Manche Anregungen empfingen von der Kunsterziehungsbewegung einzelne Fächer. Dichtwerke gilt es künstlerisch zu genießen und zu verstehen. „Aus unseren Dichtern", sagt Johannes Volkelt, „sollte die Jugend dauernde Beglückungen und Erhebungen schöpfen und hierdurch allerwirksamste Mittel im Kampfe gegen das Unedle und Tierische in der menschlichen Natur gewinnen." Das gelte aber auch von den griechischen und lateinischen Dichtungen. Derselbe Philosoph findet „die Hauptschwierigkeit für die künstlerische Erziehung darin, daß es unmöglich ist, für das, was die Hauptsache in der künstlerischen Erziehung ist, dem Lehrer Normen, Regeln an die Hand zu geben ... Für das künstlerische Unterweisen ist die künstlerische Persönlichkeit des Lehrers das Entscheidende." — Die Aufsatznot der Schule wurde unter dem Druck der Kunsterziehungsbewegung wieder lebhaft empfunden. Daß sich der Schüler selbst auszugeben habe, daß der Aufsatz mehr zu einem Erlebnis als zu einer lästigen Pflichtleistung werde, darauf wurde mit guten Gründen gedrungen. Vor allem aber konnte der Unterricht im Zeichnen, Singen, Turnen und in der Handarbeit unmittelbar in den Dienst der Kunsterziehung treten.

Nicht unerwähnt darf die schamlose Ausnützung deutscher Beschränktheit

durch die kalifornische Tänzerin Isadora Duncan und durch einen Galizier bleiben, der sich für seinen einheimischen den klingenden Namen Jacques Dalcroze zulegte. Sie brachten das Schlagwort der rhythmischen Gymnastik und wollten die plumpen Deutschen Gehörbildung und schöne Körperbewegungen lehren. Ihnen erbauten Gönner, die sich bei uns sofort finden, sobald ein Fremder mit der Geringschätzung des deutschen Volkes die nötige Selbstanmaßung verbindet, Lehranstalten in Hellerau bei Dresden und auf der Marienhöhe bei Darmstadt. In Deutschland reich und berühmt geworden, schlugen sie sich in der Entscheidungsstunde auf die Seite unserer Feinde.

Gerade diese Auswüchse zeigen deutlich die Gefahren auf, die eine einseitig auf Kunstgenießen eingestellte Erziehung heraufbeschwört. Gewiß, der Stumpfheit und Blödigkeit gegen die Werke der Kunst muß gesteuert werden; es kann der großen Menge Sonnenschein aufgehen, wenn auch für sie die Künstler geschaffen haben. Selbstverständlich wird man vor die Augen und Ohren von Kindern nur das Beste bringen; aber machte man „die ästhetische Erziehung", wie die Stürmer und Dränger wohl vorgeschlagen haben, zur Grundlage der Erziehung überhaupt, so würde man Genießer bilden, Menschen der schönen Form, offen für alle sinnlich schmeichelnden Eindrücke, die aber mit dem Dasein nicht fertig zu werden vermöchten. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber, „wo die Dichter und Künstler", wie Volkelt ausführt, „in den allermeisten Fällen weit davon entfernt sind, sich bei ihrem Schaffen von sittlichem Bewußtsein erfüllen zu lassen, gilt es, das heranwachsende Geschlecht zu künstlerisch geläutertem Fühlen und Urteilen, zu besonnener Kritik in Sachen des Geschmackes zu führen, damit es nicht von jeder durch neue Reize, durch Gewagtheit und Keckheit bestechenden Erscheinung gefangen werde. Vor allem muß die Jugend zwischen Sinnenreiz und künstlerischem Wert unterscheiden lernen."

f) Die Pädagogik als Wissenschaft.

Im Widerstreit der Lebensanschauungen ist in der Erziehungswissenschaft manche Kleinarbeit geleistet worden, hat sie manche Anregung empfangen. Neue Fragen sind aufgetaucht, man hat tapfer um eine Antwort auf sie gerungen. Wichtige Entscheidungen sind vorbereitet worden. Neue Aufgaben wurden der Forschung gestellt, und tatkräftig versuchte man ihre Lösung. Demnach sind im Gebiete der Erziehungswissenschaft die Dinge in beständigem Flusse; wir durchleben eine Zeit der Gärung. Die Errichtung eines Lehrgebäudes, wie sie in den Tagen der Vorherrschaft Hegels und Herbarts möglich war, die Ordnung der Erziehungsgrundsätze, ihr wissenschaftlicher Zusammenschluß

muß vorläufig nur als erstrebenswertes Ziel erscheinen. Es fehlt allen solchen Versuchen noch der leitende, allbeherrschende Grundgedanke, der, allgemeiner Zustimmung gewiß, die auseinanderstrebenden Regeln und Gesichtspunkte zusammenzwingt. Während Wilhelm Rein, ordentlicher Professor für Pädagogik in Jena, Herbarts Erziehungsgedanken vertritt, sind bisher drei bemerkenswerte Versuche gemacht worden, die Pädagogik zur Wissenschaft zu erheben.

Zunächst versuchte Ernst Linde von dem Lehrer selbst ein Musterbild zu entwerfen. Was er aus sich mache, was er selbst darstelle, das sei entscheidend für seinen Unterricht, für seine Einwirkung auf die Schüler. Der Vergleich des Erziehers mit dem Künstler lag bei dieser Auffassung nahe. Wie dieser dem Stoffe Form und Gestalt und mit ihnen einen menschlich bedeutsamen Gehalt gibt, so ist auch der Lehrer dem Kindesleben mit seinen Möglichkeiten gegenübergestellt, um es zu entwickeln. Ernst Weber ist diesem Gedanken besonders nachgegangen. Gewiß, der Versuch, die Erziehungsarbeit einmal vom Standpunkte des Arbeiters aus zu betrachten, ist lohnend; eine solche Betrachtung eröffnet Ansichten und Ausblicke, die dem Auge bisher entgangen oder nicht genügend gewürdigt sind. Daß der Schulmeister zu seinem Amte berufen sein muß, kann auf anderem Wege nicht so deutlich und eindringlich gezeigt werden. Die Gefahren des Lehrerbeamtentums werden offenbar. Der Glaube an ein als Allmittel angepriesenes Verfahren wird gründlich zerstört. Allein so fruchtbringend auch die neue Betrachtung gewesen ist, ihr Gesichtswinkel ist nicht der allein gültige. Man kann mit demselben Rechte die Erziehungsarbeit auch vom Standpunkte ihrer Auftraggeber und ihres Gegenstandes aus betrachten. Das Gleichnis vom Lehrer als Künstler ist wie jedes Gleichnis packend, rückt manche Eigenschaft an dem verglichenen Teile in eine neue Beleuchtung; aber zugleich verhindert ein Beharren im Vergleiche die volle Erkenntnis seiner Eigenart: die Gefahr des Analogieschlusses ist nicht zu umgehen.

Auftraggeber der Erziehung sind die Lebensgemeinschaften, in denen wir stehen. Von der „grundsätzlichen Anschauung aus, daß ebenso die Erziehung des Individuums in jeder wesentlichen Richtung sozial bedingt sei, wie andererseits eine menschliche Gestaltung sozialen Lebens fundamental bedingt ist durch eine ihm gemäße Erziehung der Individuen, die an ihm teilnehmen sollen", hat Paul Natorp seine Sozialpädagogik entworfen. „Die sozialen Bedingungen der Bildung und die Bildungsbedingungen des sozialen Lebens, das ist das Thema dieser Wissenschaft." Für Natorp „ist der einzelne Mensch eigentlich nur eine Abstraktion, gleich dem Atom des Physikers." Unter Platos Einfluß ist der Realismus der Scholastik in dem Zeitalter geistiger Verbundenheit, in dem wir uns befinden, wieder zurück-

gekehrt. Aber diese Betrachtung wird dem Einzelleben nicht gerecht. Wohl leben wir alle das eine Leben: „Die Gesetzlichkeiten der Gestaltung alles Inhaltes unseres Bewußtseins sind Gesetzlichkeiten des Bewußtseins selbst." Aber sie erschöpfen noch nicht das Leben: die Verarbeitung des Empfindungsstoffes und der Anschauungsmasse, die Kant entdeckt hat, ist nicht zu verwechseln mit der Gestaltung und Fügung, denen sich alles unterwerfen muß, was Inhalt meines Lebens werden will. Über jenem Verarbeiten darf man nicht den Wertverwirklicher übersehen. Der einzelne gleicht nicht dem Atom des Physikers, das weiter nichts als die von der Anschauung geforderte Unterlage der von ihm gesuchten Gesetzlichkeiten ist, das, nachdem es als Hilfsmittel der Anschauung bei der Gewinnung von rechnerischen Formeln seine Schuldigkeit getan hat, wieder verabschiedet werden kann; er ist nicht das Feld, auf dem sich die Gesetzlichkeiten der Verarbeitung des Empfindungsstoffes und der Anschauungsmasse vollziehen, sondern mehr, — der Vollstrecker selbst. Mit der Feststellung der Bedingungen, unter denen sich Leben entfaltet, hat man noch nicht die Lebensentfaltung selbst erfaßt. Erst die Überwertung der Bedingungen, unter denen der einzelne Mensch lebt, erzogen wird und sich selbst erzieht, läßt ihn als eine Abstraktion erscheinen. Ist Erziehung eine, ja, die große Angelegenheit des Zöglings, so darf sie ihn nicht aus ihrem Mittelpunkt rücken. Die Sozialpädagogik wird daher eine Betrachtungsweise der Erziehung sein, die es dem Erzieher mit stärksten Machtmitteln einschärft, daß er im Auftrage, als Mittelsmann der Lebensgemeinschaften ihr Bildungsgut weiterreicht, daß sein Zögling in diese Lebenszusammenhänge verflochten ist. Ihr Lebenserbe aber ist an und für sich Bestandteil der Umwelt, niedergelegt in Schriften und Werken der Menschenhand. Es muß erst wieder im Erzieher selbst Leben werden, an dem sich Leben entzünden kann; und der Zögling muß sich darauf einstellen, es für sich gestalten und seiner Inwelt einfügen: erst so wird es neu aus Umweltgut Lebensinhalt.

Endlich hat man von dem Zöglinge aus den leitenden Grundgedanken für den Aufbau einer Wissenschaft von der Erziehung zu gewinnen gesucht. In leidenschaftlichen Angriffen gegen das bisherige Erziehungsverfahren, gegen die Schule und ihre Lehrerschaft, gegen die Familie, die dem hilflosen Kinde den ersten Lebensbeistand gewährt, führte man die Sache der Jugend. Die Schwedin Ellen Key schrieb „Das Jahrhundert des Kindes" und erzielte in Deutschland einen großen buchhändlerischen Erfolg. Einen bescheideneren hatten die Schriften Ludwig Gurlitts. Vorbereitet war die Stimmung, die solche Erfolge ermöglichte, durch den Eindruck des Lebenswerkes Nietzsches, der jetzt erst Aufsehen machte. Das Familienleben der reichgewordenen und der lohnarbeitenden Städter, die Mängel ihrer Kindererziehung boten An-

griffspunkte genug; das Wort von der Familienerziehung als einer Noterziehung hatte hier seine volle Berechtigung. Wie es dem Anwalt zu gehen pflegt, so verstiegen sich all die Verteidiger der guten Rechte des Kindes alsbald zu einer Verherrlichung ihrer Schutzbefohlenen. Die Schönfärberei war nach dem Geschmacke der Zeit. Johannes Volkelt weist darauf hin, wie „neben dem Willen zur Macht die Lust am Gemeinen, die Sucht, sich im Unsauberen zu tummeln, nur zu oft als für die kindliche Natur charakteristisch hervortritt". Er fordert, daß man neben den Rechten des Kindes gegenüber den Erwachsenen von seinen Pflichten rede. Er warnt vor der Überschätzung des „Selbständig-Individuellen in den Kindern". Überblickt man die Versuche, vom Zögling aus zu einer wissenschaftlichen Erziehungslehre zu gelangen, so kann man auch sie nur als eine Betrachtungsweise gelten lassen, die manche wertvolle Anregung gebracht hat. Am wertvollsten erscheint die Einsicht, daß das Amt der Eltern wieder ernst genommen werden muß, daß die wüchsige Lebensgemeinschaft der Ehe nicht bloß zur Fortpflanzung der Gattung Mensch berufen, sondern daß sie die beste Vorbedingung für die Kindererziehung ist und sich für diese Aufgabe bestimmt zu gestalten hat. Berthold Otto hat dieser Einsicht in seiner Schrift „Vom königlichen Amt der Eltern" Ausdruck gegeben: „Die Schulreform muß jeder in seinem Hause anfangen."

Einen besonderen Hinweis in diesem Zusammenhange verdient Gaudigs Werk „Die Schule im Dienste der werdenden Persönlichkeit". Er benutzt die Idee der Persönlichkeit, um von ihr aus einen Überblick über das gesamte Gebiet der Erziehungsfragen zu geben. Allein dieses Fremdwort hat, nachdem es der Neuhumanismus auf seine Fahne geschrieben hatte, das Schicksal der Anleihen gehabt, die, zu einem bestimmten Zwecke aufgenommen, zuletzt umlaufende Münze werden. Es bemächtigt sich ihrer der Markt; Angebot und Nachfrage, das jeweilige Belieben bestimmt ihren Wert. Daher hat Gaudig auch seinem Werke einen Deutungsversuch, eine Auslegung „des großen Inhaltes des Begriffes" vorausschicken müssen. Wenn es aber für irgendeinen Begriff notwendig wird, einen Zwangswert festzusetzen, so ist damit zugleich für ihn die Unfähigkeit erwiesen, selbst Wertträger und Wertmesser zu sein.

Nicht vom Satzgegenstand, von der Ergänzung oder der Beifügung der Aussage aus: „Die Erzieher als Mittelsleute der Lebensgemeinschaften erziehen die Jugend", sondern allein von der Aussage selbst aus wird sich der umfassende Grundgedanke gewinnen lassen, um alle Erziehungsgrundsätze einheitlich zusammenzuschließen: Erziehung ist Wertverwirklichung. Erziehen heißt die Lebenswerte der Erwachsenen an den Heranwachsenden verwirklichen. Nur wenn man von dem Erziehen als dem unverkennbarer

Handeln ausgeht, ist eine Geschichte der Erziehung möglich. Jede andere Betrachtung muß statt zu einer unvoreingenommenen Darstellung des geschichtlichen Verlaufes und wieder aus ihr zu einer geschichtlich begründeten Selbsterkenntnis vielmehr zu einer unfruchtbaren Kritik der Vergangenheit kommen. Der Lehrer ist bisher nicht das Musterbild gewesen, das man jetzt für ihn zeichnet. Den Gedanken der Sozialpädagogik hat man oft völlig verworfen: Befreiung des einzelnen aus den Fesseln der Lebensgemeinschaften war die große Sehnsucht eines ganzen Zeitalters. Jede Fahrt zur Entdeckung der Rechte des Kindes ist über ihr Ziel hinausgeschossen; ihr müssen die Zeiten vor ihrer Unternehmung als verlorene Tage erscheinen. Führt uns die Geschichtskunde zur Selbsterkenntnis, sagt sie uns eindeutig und klar, bis zu welcher Stufe der Entwicklung wir gelangt sind, ermöglicht sie uns eine Wertung der Lebenswerte der Vergangenheit, so werden wir von einem gesicherten Boden aus die Lebenswerte der Gegenwart, die sie uns zur Verwirklichung an der Jugend aufgibt, überprüfen können. Nicht alles, was sie heilig, wahr, schön und gut nennt, werden wir als verwirklichungswert erachten. So liefert uns die Erziehungswissenschaft eine Wertkunde. Mit ihr wird sie nicht schlichte Kostgängerin bei der Theologie, der Philosophie und den Einzelwissenschaften, bei der Ästhetik und Ethik ihrer Zeit sein, vielmehr sichert sie sich, indem sie für ihren Zweck die von jenen gelieferten Werte überprüft, das Ansehen, mit ihnen im Austauschverkehr zu stehen. In ein ähnliches Verhältnis wird sie als Jugendkunde zu allen Erfahrungswissenschaften treten, die sich mit der körperlichen und geistigen Entwicklung des Menschen und mit dem gesamten Umkreis seiner Daseinsbedingungen in der Gegenwart beschäftigen. Denn ein Verwirklichen verlangt die genaue Kenntnis des Gegenstandes, an dem es vollzogen werden soll; umgekehrt aber wachsen aus der Handlung selbst Erfahrungen zu, die in gleicher Vollständigkeit und Geschlossenheit den einzelnen Erfahrungswissenschaften nicht immer zu Gebote stehen; so wird, was sie geben, reichlich wieder vergolten werden können. Zuletzt fordert ein Verwirklichen Feststellung des Verfahrens und Vollzieher der Handlung: planloses Arbeiten verdient diesen Namen nicht; behelfsmäßige Arbeiter werden der Aufgabe nicht gewachsen sein. Die Bildungskunde, sonst wohl auch Schulkunde und Erziehungs- und Unterrichtslehre genannt, handelt von dem Erziehungsverfahren, von den Bildungsmitteln und ihrer wirkungsvollen Anwendung in der Absicht, die Erziehung der Erzieher, der schaffenden und der werdenden, zu leisten. — Einer so verstandenen Erziehungswissenschaft als einer Geschichts-, Wert-, Jugend- und Bildungskunde ist im Reiche der Wissenschaften der Platz gesichert; wer sie auswiese, würde den Zusammenhang der Wissenschaften überhaupt zerreißen,

er beträge sie selbst um eine unentbehrliche Gehilfin. Einer so verstandenen Erziehungswissenschaft ist aber zugleich auch die Freiheit und Unabhängigkeit im Kampfe der Parteien, im Kräftespiel der Lebensgemeinschaften innerhalb des Volksganzen gewahrt: sie wird sich keinen Lebenswert, kein Schlagwort aufnötigen lassen; sie wird jenseits jeder Vergewaltigungsmöglichkeit stehen; denn sie besitzt in ihrer Geschichte den Spiegel der Selbsterkenntnis, den Schutz gegen eine Untreue wider sich selbst.

4. Die Umgestaltungen im Unterrichtswesen. Eine Zeit, in der der Meinungsaustausch über Erziehungsfragen so bewegt war, konnte an den Schulen nicht spurlos vorübergehen. Kaiser Wilhelm II. hatte selbst das Gymnasium in Kassel besucht. Als er zur Regierung kam, beschäftigte der Kampf für und wider das Gymnasium die Geister, denen der Eingriff des Jahres 1882 nicht genug getan hatte. Er berief im Jahre 1890 die sogenannte Dezemberkonferenz, ein erstes Schulparlament, nach Berlin. In seiner Art griff er selbst in die Verhandlung ein, von den besten Absichten erfüllt, aber doch nicht so, daß er über den Parteien und immer sachlich geblieben wäre: allzu deutlich sprach der mißvergnügte ehemalige Gymnasialschüler aus dem kaiserlichen Redner. Er lehnte das Realgymnasium „als eine Halbheit ab, die nur Halbheit der Bildung erreicht". Das Gymnasium habe „nicht von vornherein das Gefecht gegen die Sozialdemokratie übernommen". Bescheiden im Verhältnis zu der Aufmachung waren die Ergebnisse der Konferenz: der lateinische Aufsatz fiel, die lateinischen Unterrichtsstunden wurden verringert; der deutsche Unterricht bekam mehr Gewicht durch die Bestimmung, daß wegen nicht genügender Leistungen in diesem Fach das Reifezeugnis zu versagen sei; die Turnstunden wurden vermehrt. Mit dem Kaiser erklärte man sich gegen das Realgymnasium; allein die Gemeinden wehrten sich gegen seine Abschaffung und retteten es durch die Ungunst der Zeit. Den Oberrealschülern endlich wurden dieselben Berechtigungen wie den Realgymnasialabiturienten gewährt.

Im Jahre 1894 gelang in Preußen der Versuch, der höheren Mädchenschule eine feste Gestalt zu geben. Die Anstalt sollte neun Klassen haben; ein zehntes Schuljahr sollte wahlfreien Unterricht in verschiedenen Fächern bieten.

Die Schulreform von 1890 hatte niemand befriedigt. Die Sache des humanistischen Gymnasiums führte der Gymnasialverein; der Realschulmännerverein kämpfte für das Realgymnasium. In Altona und in Frankfurt a. M. versuchte man eine Vermittlung zwischen den kämpfenden Parteien. Dort begann man an einem Realgymnasium den Unterricht in den Fremdsprachen nicht mit dem Lateinischen, sondern mit dem Französischen;

hier fing man an einem Gymnasium in Sexta mit dem Französischen, in Untertertia mit dem Lateinischen, in Untersekunda mit dem Griechischen an. Das sogenannte Frankfurter System ermöglicht es dem Schüler, die Entscheidung darüber, ob er den Weg durch das Gymnasium oder durch die Realschule wählen will, hinauszuschieben. Mitten in die Unruhe der Zeit kam die Veröffentlichung einer Prüfungsordnung für das Lehramt an höheren Schulen im Jahre 1898. Sie unterschied die allgemeine Prüfung in Philosophie, Pädagogik, deutscher Literatur und Religionslehre von der Fachprüfung. Diese mußte in mindestens drei Fächern abgelegt werden; dabei unterschied man die Lehrbefähigung für eine untere und eine obere Stufe, für die Unter- und Mittel- und für die Oberklassen. Im Jahre 1900 erreichten die Gegner des Gymnasiums abermals eine Verhandlung, die aber kaum mehr den Namen eines Schulparlamentes verdiente; denn nur fünf Schulmänner waren beteiligt. Jetzt wurde beschlossen, den Schülern der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen, also aller neunstufigen Lehranstalten uneingeschränkt den Zugang zur Hochschule zu gestatten. Sie wurden also als gleichberechtigt anerkannt. Nur vom Theologen wurde mit Recht die Reifeprüfung eines Gymnasiums gefordert. Ein kaiserlicher Erlaß zur Schulreform bestätigte die Beschlüsse. Diesem Vorgehen Preußens folgten Verhandlungen mit den übrigen Staaten, um eine Einheitlichkeit für das ganze Reich zu gewinnen. Mochte der Gedanke einer höheren Einheitsschule einst im Beginn des Jahrhunderts durchführbar erschienen sein, die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse, der Siegeslauf der Naturwissenschaften während seines Verlaufes hatten es schließlich notwendig gemacht, daß neben der humanistischen Anstalt ein zweiter Weg zur Hochschule geschaffen wurde. Daß dieser Weg zu erkämpfen war, daran erinnert seine Doppelung: neben der Oberrealschule, die rein auf den Betrieb der Mathematik, der Naturwissenschaften und der neueren Fremdsprachen eingestellt ist, steht das Realgymnasium, das noch das Latein festhält. Dieser Tatbestand drängt dazu, für alle drei Anstalten einen gemeinsamen Unterbau einzurichten, so daß zugunsten des Schülers wenigstens ein Stück der alten Einheitsschule wiederhergestellt wird. Das Frankfurter System erweist die Möglichkeit einer solchen Einrichtung.

Der Betrieb der Fremdsprachen, der vor allem für die höheren Schulen bezeichnend ist, kommt zunächst der Muttersprache zugute. Der Einblick in die Wort- und Satzlehre einer fremden Sprache ermöglicht das Vergleichen und Unterscheiden, den Gewinn eines höheren Sprachverständnisses und feineren Sprachgefühles. Aber zugleich wollen wir das fremde Volk, dessen Sprache wir lernen, aus seinem eigenen Munde vernehmen, sein Wesen und seine Leistungen erfassen. Wir Deutsche sind ja in be-

ständiger Gefahr, das Ausland zu verkennen, weil wir noch zu sehr aus ererbter Gewohnheit auf den Kirchturmgesichtskreis unserer Vorfahren eingestellt sind. Gerade der unglückliche Verlauf des deutschen Krieges ist ein Beweis für unsere Unkenntnis fremden Volkstums; unsere Staatsmänner und unsere Gebildeten wußten sich nicht in die Seele unserer Feinde zu versetzen. Sucht man nach einer Schuld unserer Schule, so fällt uns die starke Betonung gründlicher grammatischer Kenntnisse in den Lehrplänen auf: der Schüler muß sich über sie in der schriftlichen Reifeprüfung durch eine Übersetzung aus dem Deutschen in die Fremdsprache ausweisen. Hier muß nachdrücklich eine Wandlung gefordert werden. *Ein grammatischer Fehler wiegt federleicht gegen eine falsche Beurteilung des Auslandes.* Der Schüler, der eine alte oder neue Fremdsprache gelernt hat, muß sich an der Hand eines ihm vorgelegten Textes in guter deutscher Darstellung über die Denkart und das Wesen auslassen können, die aus ihm den volkskundigen Leser ansprechen. Zugleich aber wird man die Frage aufwerfen müssen, ob der fremdsprachliche Unterricht nicht einzuschränken sein wird. Vergessen wir über ihm nicht unser eigenes Volkstum? Ist der Massenbetrieb fremder Sprachen wirklich so bildend, wie die geschichtliche Überlieferung der Erziehungswissenschaft behauptet? Handelt es sich nicht vielmehr um eine Behauptung, deren unermüdliche Wiederholung noch nicht den Beweis für ihre Richtigkeit bedeutet? Ich glaube, daß sich *der Gedanke einer deutschen Schule* gegen das Übermaß der Fremdsprachen an unseren höheren Unterrichtsanstalten durchsetzen wird.

Das Jahr 1900 wurde auch für unser Volksschulwesen bedeutsam: *der Aufbau der Volksschule* wurde so weit als möglich vollendet. Die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich verlieh den Gemeinden, Zweckverbänden, Innungen und Handwerkskammern das Recht, *Fachschulen* zu errichten. Sie bilden eine Ergänzung der allgemeinen und der beruflichen *Fortbildungsschulen*, die den Schulentlassenen fördern und ihm die für seine Arbeit notwendige geistige Ausrüstung geben wollen. So wurden schließlich die Lehrlinge aller Wirtschaftsberufe in deutschen Landen erfaßt; was sich der Handwerksbursche in alten Zeiten erfahren mußte, das bietet dem Lehrling die Fortbildungs- und Fachschule geordneter, zielbewußter, bequemer. Nicht zuletzt ist diese Arbeit unserer Industrie zustatten gekommen. In immer steigendem Maße stellt sie Handwerker ein; sie bildet sie aber nicht in ihren Betrieben aus, sondern überläßt ihre Ausbildung den selbständigen Handwerkern. Für sie ist es daher besonders wichtig, wenn der Lehrling über die bescheidene Werkstatt seines Meisters hinaus in sein Fach hineingeschaut hat. — Vorbildlich ist die Gestaltung der Fortbildungsschulen der Stadt München durch Kerschensteiner. Hier bietet er den Lehrlingen

einen gründlichen Werkstättenunterricht. Aus der Berufsfreude, die aus der sichtbaren Förderung entspringt, wächst ihm die Lust der Schüler an allen weiteren Darbietungen der ihnen liebgewonnenen Bildungsstätte zu; und er nutzt sie für den Gedanken seiner staatsbürgerlichen Erziehung aus. Der Genuß der Vorteile, die Staat und Stadt bieten, zwingt zur bewußten Teilnahme an ihrem Wohl und Wehe. So versteht er es, die Schüler auch während ihrer Gesellenzeit, ja, sogar die Meister zur freiwilligen Weiterbildung zu sammeln.

Nach einer anderen Richtung hin brachte das folgende Jahr in Preußen eine Förderung des Volksschulwesens. Es erschienen neue „Lehrpläne für die Präparandenanstalten und Lehrerseminare sowie methodische Anweisungen zu beiden Lehrplänen". Durch sie wurde die Lehrerbildungsanstalt eine sechsstufige Schule: „Der Lehrplan der Präparandenanstalt und der des Seminars bilden ein organisches Ganze." Eine neuere Fremdsprache wird gelehrt; die deutsche Dichtung des Mittelalters, der Neuzeit und der Gegenwart wird behandelt; der Pädagogik wird ein grundlegender Unterricht in der Psychologie und Logik vorausgeschickt. Überall ist das Bestreben sichtbar, dem künftigen Lehrer eine mehr wissenschaftlich gehaltene Ausrüstung mitzugeben, wie sie die Arbeit an der Jugend eines geistig und wirtschaftlich vorwärtsstrebenden Volkes notwendig macht. Die neuen Aufgaben der Fortbildungsschulen allerdings verlangen von dem Lehrer eine Fähigkeit, sich in die Aufgaben der wirtschaftlichen, kaufmännischen und staatsbürgerlichen Erziehung zu finden und einzuarbeiten, zu deren Erwerb der Unterrichtsbetrieb und die Darbietungen auch des neuen Seminars schwerlich ausreichen.

Im Jahre 1908 kam endlich die Neuordnung der höheren Mädchenschule nach längeren Vorberatungen zustande. Die Arbeit des Deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen trug ihre Früchte. Bezeichnend für das zehnstufige Lyzeum ist der Betrieb der beiden neueren Fremdsprachen und der Mathematikunterricht. Die Frauenschule ist als der abschließende Aufbau des Lyzeums gedacht. Aber der Gedanke, das Mädchen in die künftigen Aufgaben der Hausfrau, Mutter und Staatsbürgerin einzuführen, hat nicht recht Wurzel fassen können. Allzu sehr war das gesamte Streben derjenigen Schichten, die ihre Töchter in die Frauenschule hätten schicken müssen, auf die Erlangung von Berechtigungen gerichtet, die man sich allerdings dort nicht erwerben konnte. Der wirtschaftliche Sinn unserer Zeit begehrte für die Mädchen, denen man über das gewohnte Maß hinaus Schulzeit gewährte, eine Sicherung für die Zufälle der Zukunft. Ob die Neugestaltung der Frauenschule im Jahre 1917 ihr einen größeren Zuspruch sichern wird, steht dahin; sie ist als die Fort-

bildungsschule für die Mädchen gedacht, die das Lyzeum, eine höhere Mädchenschule oder eine Mittelschule durchlaufen haben. — Eine bedeutsame Neuerung stellen die Studienanstalten und das Oberlyzeum dar. Zunächst wurde dem Lyzeum, Gymnasium, Realgymnasium und der Oberrealschule für Mädchen ein gemeinsamer Unterbau gegeben. Was für die höheren Knabenschulen undurchführbar erschien, ist hier mühelos verwirklicht worden: nicht bloß die sogenannten drei Wege, sondern auch der vierte Weg der höheren Mädchenschule laufen anfangs ein gutes Stück zusammen, bevor sie sich verzweigen. Die durch die notwendige Sonderung zerrissene Einheitlichkeit des höheren Schulwesens ist zugunsten des Schülers, soweit es irgend möglich ist, wieder erreicht. Der vierte Weg aber wird durch das Oberlyzeum als Lehrerinnenbildungsanstalt fortgesetzt und endet ebenfalls, nachdem ein harter Kampf gewonnen worden, vor den Pforten der Universität. Hier ist einmal eine Anstalt, die Lehrkräfte ausbildet, als höhere Schule anerkannt; dann aber ist die so hartnäckig bestrittene Möglichkeit, daß die Ausbildung zum Lehrerberuf dem Tüchtigen die geistige Reife für die wissenschaftliche Arbeit an einer Universität verleiht, verwirklicht worden. Alles Sträuben eigensinniger Hochschullehrer, die die Freiheit und Würde der Wissenschaften zu verteidigen vorgaben, konnte diese Tatsache nicht rückgängig machen. Die Neuordnung des Mädchenschulwesens eröffnete der begabten und bildungswilligen Frau den Zugang zur Hochschule. Ihr Kampf um Gleichberechtigung mit dem Manne war siegreich entschieden. Damit ist auch ihre Kraft und ihr Einfluß für das Volkswohl gesichert.

Drängte sonach die Entwicklung augenscheinlich einer einheitlichen Zusammenfassung des gesamten Schulwesens zu, so bedeutet die letzte große Neuordnung, die Neuordnung des Mittelschulwesens in Preußen im Jahre 1910, den entscheidenden Schritt nach dieser Richtung. Zunächst „darf sich die Mittelschule auf die Volksschule in der Weise aufbauen, daß sie die Unterstufe mit ihr gemeinsam hat. Befähigten Kindern von Volksschulen, die nach dem Urteil ihrer Lehrer das Lehrziel der Unterstufe einer Mittelschule gut erreicht haben, soll gestattet sein, ohne Prüfung versuchsweise in die Mittelstufe einer Mittelschule überzutreten". So läßt sich die Mittelschule als eine Anstalt auffassen, die sich von der Volksschule für diejenigen Kinder abzweigt, die ihre Befähigung dort erwiesen haben. Diese Auffassung wird durch die Erlaubnis bestätigt, Mittelschulen einzurichten, die nur Mittel- und Oberstufe enthalten. Ihre Daseinsberechtigung als Sonderanstalt erweist die Mittelschule besonders dadurch, daß sie ihre Oberstufe mit Rücksicht auf einen späteren Beruf ihrer Zöglinge im Handel und Verkehr oder im Gewerbe gestalten darf. Anderseits aber kann die Mittelschule auch den Unterbau für eine höhere Knaben- oder Mädchenlehranstalt ab-

geben. Hier ist die Gerade, die von der Volks- durch die Mittelschule zur höheren Lehranstalt führt, folgerichtig gezogen. Für eine kleine Stadt sind die Bildungsmöglichkeiten, die sie nach ihren Mitteln ihrer Jugend überhaupt bieten kann, vollständig zu schaffen. Von ihrer Volksschule führt der Weg die Befähigten in die Mittelschule, wo sie entweder mit Rücksicht auf einen späteren Beruf im Handel und Verkehr oder im Gewerbe eine ausreichende Schulbildung erhalten oder bis zur Sekundareife einer höheren Lehranstalt gefördert werden. Diejenigen Orte dagegen, die eine höhere Schule für Knaben und Mädchen unterhalten können, müßten sinngemäß berechtigt werden, diese als Aufbau ihrer Mittelschule einzurichten. Sie könnten nicht bloß sparsamer wirtschaften, sondern sie besäßen auch ihre gesamten Bildungsanstalten als einen großen Zusammenhang, der der Lehrerschaft ein Zusammenwirken, eine Volkserziehung ohne Reibung und Widerstände im Vollsinn des Wortes ermöglichte: die sogenannte nationale Einheitsschule wäre selbsttätig entstanden.

Mitten im Weltkriege erschien endlich „die Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen und die Ordnung der praktischen Ausbildung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen". Sie brachte zunächst eine Verlängerung des Studiums um zwei Halbjahre auf vier Jahre. Dann hob sie die allgemeine Prüfung auf und zerlegte die Fachprüfung selbst in zwei Abschnitte: die wissenschaftliche und die pädagogische Prüfung. In jener „hat der Kandidat darzutun, daß er in zwei Lehrgegenständen als Hauptfächern, in einem Lehrgegenstand als Neben- oder Zusatzfach und in der Philosophie den Forderungen der Prüfungsordnung genügt". Durch die pädagogische Prüfung erwirbt er sich die Fähigkeit zur Anstellung an höheren Schulen; dabei wird eine Vertrautheit mit der Erziehungs- und Unterrichtslehre und Berufsübung verlangt.

Trotz der Fürsorge des Staates und der Gemeinden gibt es noch immer Privatschulen, die dort aushelfen, wo keine öffentliche Anstalt zu erreichen ist. Die Allgemeine deutsche Pensionsanstalt sichert ihren Lehrkräften die Vorteile der Angestelltenversicherung. Eine andere Aufgabe, als sie die Privatschulen erfüllen, hat sich das Unternehmen von Hermann Lietz gestellt. Seine Landerziehungsheime richten sich gegen den Unterrichtsbetrieb der Staatsschule; auch will er in ihnen der Jugend das bieten, was ihnen die notleidende Familie der Gegenwart versagt: die Lebensgemeinschaft unter der Leitung des Vaters. In der Tat hat der Unterrichtsbetrieb in der Staatsschule mit ihrem auf die Reifeprüfung und ihre Berechtigungen zugeschnittenen Lehrplane etwas Starres, Unabänderliches. Sie hält noch immer an dem neuhumanistischen Gedanken der allseitigen Bildung fest; nur

das eine hat sie eingeräumt, daß mangelhafte oder ungenügende Leistungen in einem Fache durch gute Leistungen in dem einen oder anderen ausgeglichen werden können. Sie gestattet aber nicht, daß sich eine ausgesprochene Begabung voll und über die Anforderungen hinaus auf Kosten anderer Fächer auswirke. Sie versagt eine Einführung in die Philosophie und überläßt es den einzelnen Fächern, auf Fragen der Welt- und Lebensanschauung einzugehen. Sie trennt frühzeitig die Kinder des Volkes eigentlich zunächst deswegen, weil sie den einen, ohne daß sie zuvor hinreichend zusammen mit ihren Genossen in der heimischen Natur- und Geisteswelt eingebürgert worden wären, fremdsprachlichen Unterricht zu bieten beabsichtigt. Diese Mängel der Staatsschule suchen die Landerziehungsheime zu vermeiden. Lietz steht auf dem Boden der Philosophie Euckens und versucht von ihr aus seinen Zöglingen eine Welt- und Lebensanschauung zu übermitteln. Neben den Unterrichtsstunden gibt er ihnen Gelegenheit, ein Handwerk zu treiben und Pflanzen und Tiere in landwirtschaftlicher Betätigung liebzugewinnen; zugleich lernen und üben sie hier brüderlichen Sinn und sich als eine Gehilfenschaft zu fühlen. Durch den engen Zusammenschluß eines Erziehers mit einer Schülergruppe zu einer Lebensgemeinschaft wird ihr ein Ersatz für das Familienleben geboten, das sie entbehren müssen. — Eine ähnliche Unternehmung bilden die Freien Schulgemeinden, die Gustav Wyneken und Paul Geheeb ins Leben gerufen haben. Sie versuchen ähnliche Ziele nur auf dem Wege der vollen Selbstregierung der Schüler zu erreichen.

Entschieden haben diese Unternehmungen eine Daseinsberechtigung, solange sich die Staatsschule von jenen Mängeln nicht befreit hat. Aber wie alle Internate, entziehen sie die Kinder ihren Familien. Mag sich auch ein solcher Schritt immerhin damit rechtfertigen lassen, daß ihnen am besten damit gedient sei, unter keinen Umständen wird man es billigen können, daß den Eltern die unmittelbare Fürsorge für die heranwachsende Jugend endgültig abgenommen wird. Ist Familienerziehung heute vielfach Noterziehung, so hat das deutsche Volk, wenn es sich gesund erhalten will, die Pflicht, die Lebensgemeinschaft der Familie wieder für ihren eigentlichen Beruf tüchtig zu machen. Die Erwachsenen dürfen nicht um ihre Lebensaufgabe gebracht werden, an der Erziehung ihrer Kinder mitzuarbeiten, und um die Lebensbefriedigung, die aus ihrer Erfüllung fließt. Seinen Kindern zu leben, ist die große Pflicht und Freude neben dem Dienste am Vaterland und am Volke und der Berufsarbeit. Wen die Not des Daseins um jene Pflichterfüllung und Freude zu bringen droht, dem gebührt der Beistand der Volksgemeinschaft; wer dagegen nicht den notwendigen Ernst aufbringen mag, den muß sie mit allem Ernste dazu anhalten. Die Jugendfürsorge wird sich nicht bloß der gefährdeten Kinder, sondern auch der hilfsbedürftigen und

hilflosen Eltern anzunehmen haben. Vor allem aber sind Schule und Elternhaus mit allen Mitteln zusammenzuschließen: Eltern und Lehrer müssen eine Arbeitsgemeinschaft für die Jugenderziehung bilden. Die für die höheren Schulen im Jahre 1918 geschaffenen Elternbeiräte stellen einen erfreulichen Anfang dar; die Lösung der Frage bedeuten sie aber noch nicht. Jugendfürsorge und Jugendpflege bezeichnen zwei ernste Aufgaben, die unserem Volke gestellt sind; auf diesem Gebiete werden Staat, Gemeinden und Lehrerschaft treu zusammen wirken müssen.

Die unterwertigen Kinder sammelt jetzt bereits die Hilfsschule. In Klassen mit geringer Schülerzahl arbeiten hier besonders geschulte Lehrer, um aus diesen Minderbegabten herauszuholen, was immer in ihnen nur geweckt werden kann, damit auch sie fähig werden, im Dasein zu bestehen. Sickinger hat in Mannheim die Aufgabe, großzügig zu helfen, in vorbildlicher Weise gelöst. Neben den Hauptklassen für die vollwertigen Schüler bestehen Förderklassen für die Kinder, die sich unregelmäßig entwickeln; Hilfsklassen sammeln die Schwachen. Mit den Lehrern wirkt ständig der Schularzt zusammen, so daß der durch die Schulleistungen notwendig erscheinende Übergang eines Kindes aus der einen in eine andere Anstalt auch vom gesundheitlichen Standpunkte aus begutachtet wird.

Das körperliche und geistige Befinden der Schuljugend unterliegt bereits an vielen Orten ständiger ärztlicher Aufsicht; auch der Zahnpflege schenkt man Beachtung. Der Kampf gegen die großen Volksseuchen kann nur erfolgreich sein, wenn er auch von der Schule aus geführt wird. Ein zur rechten Zeit eingeleitetes Heilverfahren rettet oder verhütet ein schweres Leiden, das das Kind zu einem unbrauchbaren Gliede des Volkskörpers machen würde, es macht aus einem schwierigen Gaste einen tüchtigen Schüler der Anstalt.

Für die Ausbildung der schwachsinnigen Kinder, der Krüppel und Epileptiker, der Blinden und Taubstummen haben zunächst Anstalten der Inneren Mission gesorgt. Immer mehr aber ist ihr Anspruch auf staatliche Hilfe anerkannt worden. Je länger man in der Arbeit an ihnen steht, um so durchgebildeter und erfolgreicher wird das Verfahren der Hilfeleistung.

Den Auslanddeutschen dienten an den Sammelpunkten des Weltverkehrs oder in ihren Ansiedlungen Schulen, die vom Deutschen Reiche anerkannt und unterstützt wurden. Der Verein für das Deutschtum im Auslande nahm sich der Volksgenossen in der Fremde tatkräftig an. Oft hatten sie gegen die Macht des fremden Wesens um die Erhaltung ihres Volkstumes schwer zu kämpfen, oft reichten ihre Mittel nicht aus, ihren Kindern eine deutsche Bildung zu geben. Da mußte die Heimat helfen. Hier aber

kann das Verständnis für das Auslanddeutschtum, für den Wert, den es für das Gesamtvolk besitzt, nur Gemeingut werden, wenn die Schule selbst der im Schutze des Vaterlandes heranwachsenden Jugend von ihm berichtet.

Überblicken wir die geschichtliche Bewegung auf dem Gebiete des Schulwesens, seitdem in Deutschland die erste Stadtschule Bürgerkinder aufnahm, so begegnet uns auch hier die große Regel der Lebensentfaltung: aus dem Einerlei durch Sonderung zur umfassenden Allheit. An die Stelle des Einerleis der Stadtschule, aus der sich der künftige Bürger die geistige Rüstung für seine noch bescheidenen Bedürfnisse holte, ist in der Gegenwart die Fülle der Unterrichtsanstalten getreten, von denen jede einem besonderen Zwecke dient. Aber doch gewahren wir in der fast beängstigenden Zersplitterung einen unaufhaltsamen Zug zur gegliederten Ordnung, die das Schlagwort von der Einheitsschule nicht packend genug beschreibt. Aus der Zusammenhanglosigkeit drängt die Entwicklung heraus zu einem allen Bedürfnissen der Erziehung gerecht werdenden, allumfassenden Zusammenhang. Der Zeitraum dieser Entwicklung ist zugleich das Zeitalter des Bürgertums. Seine Schöpfung ist die Schule, wie wir sie heute haben. Sie ist entstanden aus seinem ersten Bildungsverlangen; sie ist in ihren Verzweigungen getreulich den wachsenden Aufgaben der bürgerlichen Welt gefolgt; sie hat sich endlich einer Vereinheitlichung entgegenführen lassen, als der bürgerliche Einheitsstaat entstanden war. Mit dieser Stunde beginnt notwendig ein neuer Abschnitt der deutschen Schule. Über die Zeit des deutschen Bürgertums schreiten wir hinaus in das Zeitalter des deutschen Volkstums. Was auf dem Gebiete der Erziehung bisher geschaffen und erreicht wurde, wird die Grundlage für die Entwicklung in diesem neuen Zeitraum bilden müssen. Zuerst haben sich die Frage der Volkshochschule und die Frage der Berufsberatung angekündigt. Bestimmt ist endlich der Ausgangspunkt dieser künftigen Entwicklung in der Losung des Deutschen Lehrervereins: „Einheitsschule vom Kindergarten bis zur Hochschule". Ein neues Einerlei will entstehen, für die Augen der Gegenwart „eine lebensvolle Verbindung aller Teile zu einem Ganzen", für die Zukunft der Anfang einer neuen Lebensentfaltung. Möge sie Menschen im deutschen Volke finden, die sie willig auch an sich erleben und sie zu ihrem eigenen Heile selbsttätig bejahen!

5. Ausblick. Wir stehen am Ende unseres Weges. Eine schwere Zukunft liegt vor dem deutschen Volke. Wie wird es sie bestehen? Wer mit uns die Jahrhunderte durchwandert hat, um die jeweilig geltenden Lebenswerte und ihre Verwirklichung an der Jugend zu beobachten, der wird trotz des erschütternden Ernstes dieser Frage nicht verzweifeln, wenn

ihm in allen Kreisen die entschlossene Überzeugung begegnet, daß unser Erziehungswesen der aufmerksamsten Pflege und tatkräftigster Förderung bedarf. Der Wille zum Leben kann sich mitten in allen unerfreulichen und beklagenswerten Erscheinungen der Gegenwart nicht stärker und deutlicher aussprechen als in dem Verlangen, daß der Jugend mitgegeben werde, was ihr die Erwachsenen in der eigenen Not nur immer zu bieten vermögen. Wer gleich uns den Wanderstab von der Reise durch die Zeiten noch in der Hand hält, wird sich nicht mit einem neuen Vorschlage zu den vielen Weltverbesserern unserer Tage gesellen; vielmehr wird er in die Gegenwart und in die im Morgengrauen liegende Zukunft mit Augen schauen, in denen noch das Bild der Vergangenheit mit seinen Farbentönen und Stimmungen nachklingt.

Was uns bitter nottut, ist eine gemeinsame Lebensanschauung, in der alle Volksgenossen zusammentreffen. Daß unsere Kirche sie ihnen nicht mehr bietet, ist unbestreitbar. Ja, auch das Weltbild, in das die Verkündigung unserer Religion von ihrem Stifter und von seinen Jüngern gefaßt wurde, ist uns fremd geworden. Kräfte liegen infolgedessen brach, denen erst die Zukunft wieder zur vollen Auswirkung verhelfen kann. Lange haben wir Deutsche an die Vernünftigkeit des Weltlaufes geglaubt; wir sahen schon die Menschheit aufgeklärt und von Vernunft regiert, in ihr „die ewigen, ehernen, großen Gesetze" anschaulich geworden, von denen uns der zum Dichter gewordene Naturforscher fabelte. Wir glaubten auch an die Werke, die menschlicher Erfindungsgeist und Fleiß geschaffen, an den wirtschaftlichen Aufschwung, der unser Dasein mit ungewohnten Bequemlichkeiten ausstattete. Aber der deutsche Krieg mit seinem Einbruch unbegreiflicher Leidenschaften und eines unbegründeten Vernichtungswillens gegen ein friedliches Volk, die Erdüberflutung mit Lügen und Verleumdungen, die seine Gegner zu bewirken wußten, hat uns für lange Zeiten den Glauben an die Vernünftigkeit des Weltlaufes geraubt; die Beschränktheit des Menschengeistes, seine Unfähigkeit und Unlust zu selbständigem Urteil ist noch niemals so eindrucksvoll erfahren worden. Es kam alles wider Erwarten, wider Recht und Vernunft: das Weltgeschehen erwies sich als so regelwidrig, daß der Unsinn und die Bosheit Sieger erschienen. Denselben Erfindungsreichtum, der Werke des Friedens schuf, den Fleiß, der uns täglich verwöhnte, sahen wir im deutschen Kriege Mordwerkzeuge bereiten, wie sie in gleicher Furchtbarkeit den Menschen bisher fremd gewesen. Daß die wirtschaftliche Blüte eines Landes, die Ausdauer und Beharrlichkeit erschlossen haben, vergeht wie ein Gras, das doch bald welk wird, haben wir in jähem Umschwunge erlebt. Alle Ersatzmittel einer Lebensanschauung, die im Glücke eines langen Friedens unserem Volke angeboten wurden, haben sich als gehaltlos erwiesen.

Man hat im 19. Jahrhundert unabläſſig je nach der Zeitſtimmung die ſeeliſche Grundverrichtung zu ermitteln ſich bemüht. Als das Ende der Franzoſennot nach den Freiheitskriegen die Gemüter von ſchwerem Drucke entlaſtete, meinte man im Verſtehen, in der Vernunft die Grundverrichtung des Lebens entdeckt zu haben; dem Maſchinenzeitalter, das mit ungeahnten Möglichkeiten überraſchte und immer wieder zu überraſchen verhieß, wurde der Gedanke vertraut, ſie im Wollen zu erblicken. Noch Wundt hat ihm in ſeinem Weltaufriß kräftigen Ausdruck verliehen. Die Erklärung der einen oder anderen Lebensverrichtung zur Vormacht war aber nur das unverkennbare Anzeichen inneren Schwankens, der inneren Unausgeglichenheit der vergangenen Tage. *Das Leben ſelbſt gilt es als die Einheit zu erfaſſen*, als die wir es unmittelbar erleben. Erſt die Sonde des Erkennens zerlegt für den Forſcher die Verwicklungen der Lebensvorgänge in ein Verſtehen, Fühlen und Wollen. Tatſächlich gibt es kein Verſtehen ohne Gefühlsbetontheit und wieder keine Gefühlsregung ohne willentlichen Ausdruck.

Wohl führt die Frage nach der ſeeliſchen Grundverrichtung auf Abwege; dennoch iſt ſie der wenn auch ſchiefe Ausdruck für eine Tatſache: wie unſer Leben aus unſerem Daſein entſpringt, ſo gibt es wieder *eine dreifache Aufgipfelung im Leben ſelbſt*: die Empfänglichkeit wird in uns überbaut von der Betriebſamkeit (Aktivität), und über dieſe wieder greift die Selbſttätigkeit hinaus; in ihr ſtrebt das Leben zu ſeiner höchſten Erhebung auf. Wir verſtehen im Vollſinn des Wortes, indem wir empfangend die Reize empfinden, die Empfindungen bemerkend, unterſcheidend und zuſammenfaſſend zu Wahrnehmungen verarbeiten und endlich die ſo gewonnenen Vorſtellungen ſelbſttätig zu Begriffen wandeln, urteilend umſchaffen. Wir fühlen im Vollſinn des Wortes, indem wir uns einem Eindruck hingeben, ihn werten und den gewonnenen Wert ſelbſttätig auswerten. Über das Befangenſein von Trieben hinaus erhebt ſich der von Antrieben beſtimmte Wille; und dieſem wieder gipfelt ſich das Selbſtverwirklichen auf, in dem höchſtes Verſtehen und gewertete Werte ſelbſttätig zur Einheit zuſammengeſchloſſen werden. Hier ſtehen wir in der Hochlandswelt des Lebens, das Selbſtverwirklichung in unbegrenzter Steigerungsfähigkeit iſt.

Im Anfange des Jahrhunderts hat Hegel dem Staate als Lebensgemeinſchaft höchſte Würde zugeſprochen; er hat damit der Stimmung Ausdruck gegeben, wie ſie die Menſchen ergriffen hatte, nachdem ſie die Schwelle des neuen Zeitalters geiſtiger Verbundenheit überſchritten. Gegen die Überſpannung der Anſprüche, die er der Lebensgemeinſchaft gegen den einzelnen zuerkannte, erhob ſich in den Tagen des wirtſchaftlichen Aufſchwunges der Widerſtand des ſchaffenden Menſchen, der ſeinen Aufſtieg gegen ſeine Welt-

bewerber in die Hand des eigenen Könnens und Fleißes gegeben sah. Dem Tätigen gehört die Welt, dem Tüchtigen freie Bahn, diese Losung aus dem Zeitalter geistiger Verselbständigung wurde der Enteignung entgegengeworfen, mit der die Lebensgemeinschaften den einzelnen bedrohten. Schon schien sie durchdringen zu wollen, da erhob sich wieder der Gedanke der Gemeinschaft. Die materialistische Geschichtsauffassung, von Karl Marx verkündet, mit ihrer Lehre von der Gesellschaft, die sich selbst unter dem Druck der selbsttätig wechselnden Daseinsbedingungen emporschraubt, bemächtigte sich der Arbeitermassen; sie verhieß ihnen ein Massenglück in einer erneuerten Gesellschaft. Die katholische Kirche griff wieder auf den Philosophen aus dem Zeitalter geistiger Gebundenheit zurück: sie erklärte Thomas von Aquino zum Lehrer der Kirche und ihrer zu Demut und Gehorsam verpflichteten Anhänger. Zuletzt begannen deutsche Denker wieder, wie es einst Hegel und Fichte getan, an Kant anzuknüpfen und im Bunde mit platonischen Gedanken eine Sozialethik zu entwerfen. Wieder, wie in den Tagen des mittelalterlichen Realismus, sollte der einzelne Mensch fast nur ein Gedankending, die Lebensgemeinschaft die lebenerfüllte und lebenspendende Wirklichkeit sein. Schwankt so die Lebensstimmung unserer Tage, so gilt es aus der Unausgeglichenheit heraus eine Einstellung auf den künftigen Gleichgewichtsstand unseres Zeitalters zu versuchen. *Wir bewegen uns, wie uns die Geschichte lehrt, geistiger Verbundenheit zu,* wo sich Selbständige selbsttätig zu Lebensgemeinschaften verbinden: Hochlandswelten des Lebens schließen sich zu einem Lebensweltall zusammen, das ist *das Ziel der Entwicklung.*

Das Mitleiden hat Richard Wagners halb künstlerische, halb religiöse Lebensanschauung, die für unseren Zeitraum tastender Pendelschwingungen um den Gleichgewichtspunkt bezeichnend ist, als Frohbotschaft und Lebensrätsellösung verkündet. Wie einst die Mystik die ungezügelte Leidenschaftlichkeit des Menschen durch die Erregung einer einzigen erhabenen Leidenschaft in ihm zu überwinden anwies, so versucht jene Lebensanschauung mit dem stürmisch entfachten Mitleid alle Selbstsucht und Dumpfheit auszulöschen in der Erwartung, daß sich der im Mitleiden hellsichtig gewordene Mensch mit erlösender Tatkraft den Lebensgemeinschaften einfügen werde. Die Gewaltsamkeit dieser Bekehrung zur Gemeinschaft ist nicht zu verkennen; sie ist der Ausdruck verzweifelter Abwendung von den Tagen geistigen Verfalls; sie rechnet mit dem Leide, mit dem Verfall als der Grundverfassung der Welt. *Die Losung des Zeitalters geistiger Verbundenheit kann nur das Mitleben sein,* das, umfassender als das Mitleiden, die Gemeinschaft der Lebenden zur Lebensgemeinschaft vollendet. Die Selbstverwirklichung, die der einzelne übt, findet ihren Ausdruck und ihre Krönung in

gemeinsamer Selbstbetätigung: indem er sich mit anderen zusammenschließt und sich selbst aus diesem Mitleben um geklärte Begriffe und Urteile und um gewertete Werte anreichert, erwirbt er sich neue Baustoffe und Bauweisen für die eigene Lebensgestaltung, für die Selbstverwirklichung, die ihm unter seinen Daseinsbedingungen aufgegeben ist.

Da wird Luthers Erfahrung, daß sich Leben nur an Leben entzündet, reine Erfüllung: im Mitleben erhöht und weitet sich erst das Leben des einzelnen zur Hochlandswelt. Er wird sich, als Mitarbeiter jedem Arbeitsgenossen verbunden, seines menschlichen Eigenwertes erst voll bewußt, und der Gedanke der Mitarbeiterschaft löst auch die Lebensnot der Handarbeiter und stellt sie mit den Kopfarbeitern zusammen in eine Reihe unentbehrlicher Schöpfer an gemeinsamem Werk. Die Berufe, die die Volksgenossen sonst scharf in bevorzugte und mindergeachtete Wirkungskreise scheiden, erhalten nunmehr die Aufgabe, sie zu einer Gehilfenschaft zusammenzuschließen. So werden die großen Errungenschaften aus dem Zeitalter geistiger Verselbständigung, neu verstanden und wieder tragfähig geworden, zur Lebensgrundlage für die kommende neue Zeit.

Auf diese neue Zeit muß sich auch die Erziehung einstellen, damit die Jugend nicht unter der Lebenswandlung leide, gegen die sich die Erwachsenen vielleicht noch sträuben. Ihre Geschichte weist uns den Standpunkt an, auf den wir geführt sind: sie spricht der Erziehungsarbeit das Gebot der Stunde. Aus der Empfänglichkeit herauf gilt es die Jugend zur Betriebsamkeit und zur Selbsttätigkeit im Verstehen, Fühlen und Wollen zu führen. Werdende Selbständige verbinden sich mit Pfadfindern, die das Leben bereits als Selbstverwirklichung erleben, mit Eltern und Lehrern, zu Lebensgemeinschaften. Mitleben ist in diesen ihre Losung, wenn der einzelne sich eine Inwelt gestaltet und fügt; Mitarbeiter sind einander die Führer und ihr junges Gefolge. So erlebt die Jugend die sich an ihr vollziehende Wertverwirklichung als eigenes selbsttätig begriffenes und gewertetes, als bewußt bejahtes Werk, als den grundlegenden Anfang der dem Menschen aufgegebenen Selbstverwirklichung; so erlebt unser Volk seine vom Gebot der Stunde geforderte Selbsterneuerung.

Quellenkunde.

Die folgende Quellenkunde will selbstverständlich nicht erschöpfend sein; vielmehr gibt sie eine Auswahl von solchen leicht zugänglichen oder zu beschaffenden Büchern, die sich nach meiner Erfahrung gut verwenden lassen, um in liebevoller Versenkung das auszuzeichnen, was meine Darstellung nur in großen Umrissen vorzuführen vermocht hat. Erst wenn für unser Auge überall die kleinen, feinen Züge hervortreten, werden wir wirklich heimisch in dem Gelände, das wir durchfahren. Diese Einbürgerung in der Vergangenheit ist die reizvolle Aufgabe von Arbeitsgemeinschaften, in deren Hände ich mein Buch von der deutschen Erziehung als Reisebegleiter und Reiseführer wünsche; die hier verzeichneten Schriften müssen in einer Bücherei solchen Arbeitsgemeinschaften unmittelbar zur Verfügung stehen.

A I 1. Cornelius Tacitus: Germanien, übersetzt von Dr. L. Wilser, P. Hobbing, Steglitz. — G. Kossinna: Die Deutsche Vorgeschichte, C. Kabitzsch, Würzburg. — G. Böttticher: Hildebrandslied und Waltharilied, Waisenhaus, Halle a. S. —

A I 2. H. Loewe: Karl der Große, Teubner, Leipzig. — U. Zeller: Die Mönchsorden, Teubner, Leipzig. — P. Rühlmann: Von 911 bis 1198, Teubner, Leipzig. — F. Kurze: Die Entwicklung des Papsttums bis auf Gregor VII., Teubner, Leipzig. — F. Kurze: Der Streit zwischen Kaisertum und Papsttum, Teubner, Leipzig. — Scheffel: Ekkehard, Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München. — W. Pinder: Deutsche Dome des Mittelalters, Langewiesche, Königstein i. T. — Walsemann: Pädagogische Quellenschriften, 3 Bände, Carl Meyer, Hannover. —

A II 1, 2. F. Lüdtke: Der Deutsche Ritterorden, Teubner, Leipzig. — R. Kniebe: Aus Minnesang und Spruchdichtung, Diesterweg, Frankfurt a. M. — F. Panzer: Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenaere, Niemeyer, Halle a. S. — Deutsche Burgen und feste Schlösser, Langewiesche, Königstein i. T. — G. Freytag: Die Brüder vom deutschen Hause, Hirzel, Leipzig. — Hertz: Parzival, Cotta, Stuttgart. —

A II 3. B. Heil: Die deutsche Stadt im Mittelalter, Teubner, Leipzig. — Schneider: Die Hansa, Teubner, Leipzig. —

A II 4. J. Jüngst und H. Rinn: Dogmengeschichtliches Lesebuch, Mohr, Tübingen. — G. Schneider: Plato, Auswahl aus seinen Schriften, Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. — E. Hoffmann: Die Blütezeit der griechischen Philosophie, Teubner, Leipzig. — Dante: Göttliche Komödie, übersetzt von Pochhammer, Teubner, Leipzig. — Binding: Die schönsten Legenden des heiligen Franz, Insel-Verlag, Leipzig. — Grimm: Von Gottes- und Liebfrauenminne, Lieder aus der deutschen Mystik, Insel-Verlag, Leipzig. — Deutsche Mystiker: Seuse, herausgegeben von W. Oehl, Mechtild von Magdeburg, von W. Oehl, Eckhart, von J. Bernhart, Kösel, Kempten. — Mayer: Grünewald, der Romantiker des Schmerzes, Delphin-Verlag, München.

B I 1. B. Dentzer: Soziale Bewegungen im 16. Jahrhundert, Teubner, Leipzig. — Hans Sachs: Ausgewählte poetische und dramatische Werke, Reclam, Leipzig, Nr. 1283/84, 4004/05, 1381/82, 3959/60. — Albrecht Dürer: Tagebuch der Niederländischen Reise, Insel-Verlag, Leipzig. — Stehle: Thomas Platters Selbstbiographie, Diesterweg, Frankfurt a. M. — Dieffenbacher: Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen, Diesterweg, Frankfurt a. M. — W. Alexis: Der Roland von Berlin, Hendel, Halle. — Dentzer: Anfänge des modernen Staates im ausgehenden Mittelalter, Teubner, Leipzig. —

B I 2. P. Joachimsen: Renaissance und Humanismus, Teubner, Leipzig. — Seneca: Vom glückseligen Leben, Deutsche Bibliothek, Berlin. — Epiktet: Unterredungen und Handbüchlein der Moral, Deutsche Bibliothek, Berlin. — Mark Aurel: Selbstbetrachtungen, Deutsche Bibliothek, Berlin. — Seb. Brant: Narrenschiff, Reclam, Leipzig, Nr. 899/900. — C. F. Meyer: Angela Borgia, Haessel, Leipzig. —

B I 3. Martin Luther: Werke, herausgegeben von A. E. Berger, Bibliographisches Institut, Leipzig. —

B II 1. K. Wild: Zustände während des 30jährigen Krieges und unmittelbar nachher, Teubner, Leipzig. — Grimmelshausen: Simplicius Simplicissimus, herausgegeben von Dr. G. Klee, Velhagen & Klasing, Bielefeld. — J. Baltzer: Preußische Schulordnungen, Velhagen & Klasing, Bielefeld. — A. Prall: Schriften des Wolfgang Ratichius, Hirt, Breslau. — Joh. Amos Comenius: Pädagogische Schriften; Große Unterrichtslehre, übersetzt von Lion; Die Schule als Spiel, übersetzt von Böttticher; Der Mutter Schul, didaktische Ährenlese, herausgegeben von Lion, Beyer & Söhne, Langensalza. — Descartes: Methode des richtigen Vernunftgebrauchs — Grundlagen der Philosophie, Reclam, Leipzig, Nr. 3767 und 2887. — Leibniz: Kleinere philosophische Schriften — Die Theodizee, Reclam, Leipzig, Nr. 1898/1900 und 1931/1938. — R. Geerds: Die Mutter der Könige von Preußen und England. Memoiren und Briefe der Kurfürstin Sophie von Hannover, Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München. — Lieder Paul Gerhardts, G. Schloeßmann, Leipzig. —

B II 2. R. Dinkler: Das Zeitalter der Aufklärung, Teubner, Leipzig. — Kinzel: Begleitstoffe zur deutschen Literaturgeschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts, Ehlermann, Dresden. — G. Mendelssohn Bartholdy: Der König Friedrich der Große, Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München. — Johann Joachim Winckelmann: Ausgewählte Schriften, Insel-Verlag, Leipzig. — Gellert: Fabeln und Erzählungen, Reclam, Leipzig, Nr. 161/62. — Klopstock: Oden und Epigramme, Reclam, Leipzig, Nr. 1391/93. — Lessing: Briefe und Abhandlungen, herausgegeben von P. Tesch, Velhagen & Klasing, Bielefeld. — Rousseau: Emil oder Über die Erziehung, übersetzt von Dr. von Sallwürk, 2 Bände, Beyer & Söhne, Langensalza. — Rousseau: Bekenntnisse aus seiner Jugend, herausgegeben von B. Wille, Deutsche Bibliothek, Berlin. — P. Schütze: Rochows pädagogische Schriften, Hirt, Breslau. — G. Kramer: Franckes pädagogische Schriften Beyer & Söhne, Langensalza. — W. Alexis: Cabanis, Hendel, Halle. —

B II 3. F. Meyer: Weltbürgertum und Staatsgefühl, Teubner, Leipzig. — Goethes Werke in sechs Bänden, Insel-Verlag, Leipzig. — A. Köster: Briefe von Goethes Mutter, ausgewählt, Insel-Verlag, Leipzig. — Schillers Philosophische Schriften und Dichtungen, Deutsche Bibliothek, Berlin. — Karl Philipp Moritz: Anton Reiser, Mörike, München. — Jung-Stillings Lebensgeschichte, Deutsche Bibliothek, Berlin. — A. Messer: Kants Kritik der reinen Vernunft, Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. — A. Messer: Kants Ethik, Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. — Herder: Kleinere Prosa-

schriften, 3 Bände, Velhagen & Klasing, Bielefeld. — Herders Pädagogische Schriften und Äußerungen, herausgegeben von Keferstein, Beyer & Söhne, Langensalza. — H. Göring: Basedow, ausgewählte Schriften, Beyer & Söhne, Langensalza. — E. Wagner: Salzmann, pädagogische Schriften, 2 Bände, Greßler, Langensalza. — P. Natorp: Pestalozzi, 3 Bände, Greßler, Langensalza. —

C1. P. Joachimsen: Die nationale Bewegung von 1815 bis 1849, Teubner, Leipzig. — G. Lambeck: Die Stein-Hardenbergschen Reformen, Teubner, Leipzig. — Tim Klein: Die Befreiung 1813, 1814, 1815, Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München. — Arndt: Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn v. Stein, Diesterweg, Frankfurt a. M. — E. v. Sallwürk: Deutsche Romantik, Diesterweg, Frankfurt a. M. — Fichtes Reden an die deutsche Nation, Insel-Verlag, Leipzig. — Johann Heinrich Voß: Luise, Reclam, Leipzig. — Wilhelm v. Humboldt: Ausgewählte Schriften, Borngräber, Berlin. — Schleiermacher: Pädagogische Schriften, herausgegeben von Platz, Beyer & Söhne, Langensalza. — Schleiermacher: Über die Religion, Deutsche Bibliothek, Berlin. — Schleiermacher: Monologen—Weihnachtsfeier, Deutsche Bibliothek, Berlin. — Herbart: Pädagogische Schriften, herausgegeben von Bartholomäi, 2 Bände, Beyer & Söhne, Langensalza. — Hegels Philosophie, Deutsche Bibliothek, Berlin. — Theodor Fontane: Vor dem Sturm, Cotta, Stuttgart. — Hans Hoffmann: Der eiserne Rittmeister, Gebr. Paetel, Berlin. — Richter-Gabe, Dürr, Leipzig. — Moritz von Schwind und Karl Spitzweg: Bilder der Heimat, Furche-Verlag, Berlin. — J. Nießen: Niemeyers Grundsätze der Erziehung, Hirt, Breslau. — M. Koch: Brüder Grimm, Pfeiffer & Greiner, Stuttgart. — W. Alexis: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, Hendel, Halle. — W. Raabe: Nach dem großen Kriege. — Theodor Fontane: Schach von Wuthenow. —

C2. F. Salomon: Die deutschen Parteiprogramme I. Von 1845 bis 1871, Teubner, Leipzig. — Ludwig Feuerbach: Das Wesen der Religion, Deutsche Bibliothek, Berlin. — H. Strunk: Reden aus der ersten deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. 1848/49, Insel-Verlag, Leipzig. — Schopenhauer: Auswahl aus seinen Schriften, herausgegeben von Schwarzwald, Ehlermann, Dresden. — D. F. Strauß: Das Leben Jesu, Volksausgabe in zwei Teilen, Kröner, Leipzig. — D. F. Strauß: Der alte und der neue Glaube, Volksausgabe, Kröner, Leipzig. — Tim Klein: 1848, der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit, Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München. — E. v. Sallwürk: Diesterwegs ausgewählte Schriften, 3 Bände, Beyer & Söhne, Langensalza. — Ad. Schultz: Dinter, sein Leben und seine Schriften, Schroedel, Halle. — G. Rönsch: Friedrich Fröbel, 2 Bände, Greßler, Langensalza. — Kommunistisches Manifest, Verlag Vorwärts, Berlin. — K. Marx: Das Kapital, herausgegeben von Kautsky, Dietz, Stuttgart. — Gustav Freytag: Soll und Haben, Hirzel, Leipzig. — Steinel: Friedrich Lists Nationales System der politischen Ökonomie, Ehlermann, Dresden. —

C3. Tim Klein: Der Kanzler Otto von Bismarck, Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München. — F. Salomon: Die deutschen Parteiprogramme II. Von 1871 bis 1912, Teubner, Leipzig. — Theodor Fontane: Frau Jenny Treibel, S. Fischer, Berlin. — Friedrich Spielhagen: Sturmflut, Staackmann, Leipzig. — H. v. Treitschke: Die Freiheit, Insel-Verlag, Leipzig. — Raabes Werke. — R. Wagner: Lohengrin, Tannhäuser, Rheingold, Walküre, Siegfried, Götterdämmerung, Ehlermann, Dresden. — Wundt: Grundriß der Psychologie, Engelmann, Leipzig. — Wundt: Zur Psychologie und Ethik, Reclam, Leipzig, Nr. 5291/92. — Nietzsche: Also sprach Zarathustra,

Kröner, Leipzig. — Nietzsche: Der Wille zur Macht, Kröner, Leipzig. — Stutzer: Lesebuch zur deutschen Staatskunde, Ehlermann, Dresden. —

C 4. Gerhart Hauptmann: Die Weber, S. Fischer, Berlin. — G. Hauptmann: Hanneles Himmelfahrt, S. Fischer, Berlin. — G. Hauptmann: Die versunkene Glocke, S. Fischer, Berlin. — Ernst Haeckel: Die Welträtsel, Kröner, Leipzig. — H. Schwarz: Der moderne Materialismus als Weltanschauung und Geschichtsprinzip, Dieterich, Leipzig. — William James: Psychologie und Erziehung, Ansprachen an Lehrer, Engelmann, Leipzig. — John Dewey: Schule und öffentliches Leben, H. Walther. Berlin. — Harnack: Wesen des Christentums, Hinrichs, Leipzig. — Delitzsch: Babel und Bibel, Hinrichs, Leipzig. — Eucken: Mensch und Welt, Quelle & Meyer, Leipzig. — Kerschensteiner: Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung, Teubner, Leipzig. — Kerschensteiner: Charakterbegriff und Charaktererziehung, Teubner, Leipzig. — Kerschensteiner: Begriff der Arbeitsschule, Teubner, Leipzig. — Foerster: Staatsbürgerliche Erziehung, Teubner, Leipzig. — Gaudig: Didaktische Ketzereien, Teubner, Leipzig. — Gaudig: Die Schule im Dienste der werdenden Persönlichkeit, Quelle & Meyer, Leipzig. — Thieme: Der Weg zum Staatsbürger durch die Volksschule, Teubner, Leipzig. — Kabisch: Das neue Geschlecht, ein Erziehungsbuch, Vandenhoek & Ruprecht, Göttingen. — Foerster: Schule und Charakter, moralpädagogische Probleme im Schulleben, Schultheß & Co., Zürich. — Lay: Die Tatschule, Zickfeldt, Osterwieck. — Tews: Moderne Erziehung in Schule und Haus, Teubner, Leipzig. — Neumann: Abriß der experimentellen Pädagogik, Engelmann, Leipzig. — R. Schulze: Aus der Werkstatt der experimentellen Psychologie und Pädagogik, Voigtländer, Leipzig. — Frischeisen-Köhler: Grenzen des experimentellen Verfahrens, Union, Berlin. — William Stern: Differentielle Psychologie, Barth, Leipzig. — Langbehn: Rembrandt als Erzieher, Hirschfeld, Leipzig. — Lichtwark: Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken, Cassirer, Berlin. — Kunsterziehung, Ergebnisse und Anregungen der Kunsterziehungstage, Voigtländer, Leipzig, 3 Bände. — Dehning: Bilderunterricht, Quelle & Meyer, Leipzig. — Volkelt: Kunst und Volkserziehung, Beck, München. — E. Weber: Ästhetik als pädagogische Grundwissenschaft, Wunderlich, Leipzig. — E. Weber: Die Lehrerpersönlichkeit, Zickfeldt, Osterwieck. — v. Sallwürk: Erziehung durch die Kunst, Nemnich, München. — Linde: Persönlichkeitspädagogik, Brandstätter, Leipzig. — Natorp: Sozialpädagogik, Frommann, Stuttgart. — Key: Das Jahrhundert des Kindes, S. Fischer, Berlin. — Gurlitt: Der Deutsche und seine Schule. — Der Deutsche und sein Vaterland. — Erziehungslehre, Wiegand & Grieben, Berlin. — Otto: Vom königlichen Amt der Eltern, Voigtländer, Leipzig. — Lietz: Die deutsche Nationalschule. — Deutsche Landerziehungsheime, Grundsätze und Einrichtungen, Voigtländer, Leipzig. — Wyneken: Schule und Jugendkultur, Diederichs, Jena. — Wilhelms II. Reden, Reclam, Leipzig, Nr. 3658/60, 4548/50, 4903/05, 5561/63. — Die Buchausgabe der Allgemeinen Bestimmungen, der Erlasse über die Neuordnung des höheren Knaben- und Mädchenschulwesens, des Mittelschulwesens, über die Lehrpläne für die Präparandenanstalten und Lehrerseminare und über Jugendpflege. — Schriften zum Selbstbestimmungsrecht der Deutschen außerhalb des Reiches, herausgegeben von Dr. Paul Traeger, Verein für das Deutschtum im Ausland, Berlin. — Handbuch zur Jugendpflege, Beyer & Söhne, Langensalza.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 066328375